THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2625
.A43
A 15
1910z,Bd.4

DEMCO

BARCODE ON
BACK COVER.

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

BARCODE ON
BACK COVER.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/gesammelteromane04mann

Heinrich Mann

Gesammelte Romane und Novellen

Vierter Band

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

PT2625
.A43
A15
1910z
Bd. 4

Heinrich Mann

Die Göttinnen

oder

Die drei Romane
der Herzogin von Assy

Der dritte Roman

Venus

Das 18. bis 27. Tausend

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Gedruckt bei E. Haberland, Leipzig

LIBRARY UNIV. OF
NORTH CAROLINA

Venus

I

Es dämmerte, sie öffnete die Augen. Der Zug lief durch Nebel, er ließ Sümpfe zurück. In ihre Hintergründe tauchte Mantuas Schattengestalt, kantig, braun. Das braune Land verlor sich weit und platt. Seine kleinen schwachen Baumkronen lagen unsicher hingetuscht auf des Regenhimmels gelblichem Frühlicht. Aus mühevollen Ackerfurchen spähten, winzig inmitten des ungeheuren Erdreichs, und gebückt und langsam, Menschen hervor.

Sie ließ das Fenster herab, voll Ungeduld. „Wird man denn niemals anhalten? Ich möchte aussteigen. Ach, dieses Land!"

Sie empfand Zärtlichkeit für jedes Kleefeld. Vor einem regengrünen Knick graste ein zottiges Eselchen neben einem armen Gaul. Sie fühlte schon ihre beiden Arme um die beiden Tierhälse. Sie spürte unter ihren Füßen schon den weichen Lehm und sah sich verschwinden in der grauen Ferne, ganz der Erde hingegeben und ihrem Alltag, dem strengen, dunkeln, der nichts wußte von den Festen menschlicher Kunst, von Brunnen, Bildsäulen und Marmorportalen.

Einige Stunden weiter schaute sie, lächelnd über ihre vorige Träumerei, in die lieblichen Gefilde Toskanas. Zu ihren Füßen schlängelte sich der Arno zwischen Pappeln und Weiden. Die lange Straße säumten Städte; hell und gepflegt ruhten sie in ihren Weinfeldern, wo an kleinen gegabelten Gerten die Bäumchen rankten. Ein sanfter, heiterer Hauch spielte herein zu ihr. Der Himmel blaute, milde und voll, und sie dachte: „Warum gehe ich nicht durch die regelmäßige Allee auf jenen gelinden Hügel und zu dem anmutigen Herrensitz. Die wohlbekannte Gruppe von Cypressen und Pinien überdacht ihn; er ist viereckig und trägt auf seiner Mitte einen flachen breiten Turm. Wie glücklich wäre ich auf seiner Terrasse, über diesem maßvollen Lande und vor dem reinen Gold seiner Sonnenuntergänge."

Am Nachmittag zog durch Wolkenschatten und um schwärzliche Trauminseln mit rosigen Schlössern der Trasimenische See. Umbrien ließ seinen Wald anschwellen zu steilen Wellen, es ließ ihn altes Gemäuer verschlingen und die letzten Hügel umkränzen, in blauer Märchenferne. Aber mitten im Plan, auf abschüssigem, schwarzem Fels, den Schlinggewächs einsargte, ragte die Stadt mit Zinnen und Türmen, ockerfarben und fast ohne Fenster, in sich hineinstarrend auf ihren Traum. Er war von schwerem, sinnenbelastetem Drange himmelwärts, und haftete in einem Gefängnis, das unerbittlich Wache hielt über dieser Erde.

Aber sie dehnte sich; sie ward kahl und feierlich. Aus zersprungenen Wolken brachen Lichter wie Schwertblitze. Der Wind führte mit sich das Echo alter

Schlachten. Die Herzogin fand auf kurze Stunden dorthin zurück, wo sie vor zehn Jahren geträumt hatte und gejagt. Sie sah sich galoppieren, den rotbefrackten Reitern voraus, dahin über das verbrannte Gras, zwischen Gräbern am Feldrain und durch des Aquäduкts zerrissene Bögen. Büffel mit geschweiften Hörnern versperrten, kauend hingewälzt, die Wege. An dürftigen Böschungen knabberten Ziegen. Schafherden, weiß und schwarz gesprenkelt, verschwanden in Hügelfalten, dahinten, unter dem platten Felsen mit cyklopischen Mauern und barocken Kirchen. Epheu zerspaltete die Türme ... Sie sah hinüber, wo der Abend den Himmel färbte wie mit Heldenblut. Eine Kuppel, einsam heraufgewachsen hinter dem Horizont, wölbte sich, düster wuchtend, über der Ebene: Rom.

Sie übernachtete und fuhr weiter. Einmal, um Mittag, als der Zug anhielt, machte ein schwüler Wind sie aufseufzen. Es war als küßte er sie auf die Augen, die sie schließen mußte. Es war als belegte er die Erde mit üppigen Polstern und lud sie darauf ein. Sie stieg aus und fuhr in einem rasselnden kleinen Wagen über Stock und Stein, unter Obstbäumen, zwischen Ziegenherden hindurch und großen Truthähnen, und vorbei an Weibern, bronzefarbenen, gelassen blickenden in grünem Rock und rotem Mieder, die auf dem dick und weiß bedeckten Kopf, hoch und schaukelnd, im edlen Schritt von Kanephoren, die kupferne Conca trugen. Der Wein überrankte breite Kronen. Sie war berauscht, sie wußte nicht wovon. In Pflanzen, Tieren, Menschen hörte sie es schwellen

von Säften. Sie sah das Leben schwindelnd aufschießen in leidenschaftlichen Garben, gleich dem Wein.

Dann dröhnten die Lavaquadern der Stadt. Das Wirtshaus im Hintergrunde eines Hofes voll Gerümpel und lachenden Volkes war hell, blau gestrichen, mit weiten Zimmern und hallenden Fliesen. Sie fragte, wo sie sei: „In Capua".

Prosper, die Kammerfrau und der Koch langten nach ihr an und bemächtigten sich der Küche. Es war kein Fleisch in der Stadt; aber es gab Fisch, gekocht und in Öl, gebratene Artischocken, frisches Brot, einen Eiergrog, große Feigen, berstend und schmelzend, und uve zitelle: die ersten Trauben.

Später lockten sie die Gassen, die langen, fröhlich schallenden. Der Fluß der Freude brauste durch sie hin und hell hinaus ins Land. In den zerbröckelnden Vorhöfen der gespreizten und leeren Kirchen wartete auf den mit Sonne Gesättigten ein stiller Schatten. Vignen rankten auf flachen Dächern. In vergitterten Gärten voll hoher Kamelienstäucher pickten Hähne aus Scharlach und Kupfer. Schwarzsträhnige Knaben, braunblaß und mit großen umränderten Augen lagen auf den Schwellen seltsam umrahmter Portale. Vor ihnen schrie das weiße Pflaster, hinter ihnen, aus der Finsternis des Hauses, blinkte es von Kesseln rot.

Und dann stand sie am Fluß und am Brückenkopf und sah die beiden jenseitigen Pfeiler verloren und machtlos wie zwei Menschen, vor dem furchtbaren Meer blauen Himmels und der grünen Erde übermächtigen Fluten. Es brach herein zwischen ihnen,

fort über die Brücke und an die Brust der Fremden, die taumelte unter dem Anprall der Liebe aus Äther und Acker, der Liebe ohne Maß und Ende, der heiß zerstörenden und heiß zeugenden Liebe.

* * *

In der ersten Frühe erwachte sie, langsam und glücklich. Die bunten Blumen auf den weißen Vorhängen ihres Bettes hatten in ihren Traum genickt und schwammen nun davon, eine nach der andern, in den roten Staub des Morgens. Das Fenster war erfüllt von ihm. Drunten kamen Ziegen vorbei, mit zierlichem Getrappel und mit hohlem Geläute. In der Werkstatt drüben hämmerte es und sang, und der Wind der golden vorbeistrich, jagte die Töne auseinander.

Sie ließ ihre Leute zurück und kutschierte weiter. Der Mann knallte und schnalzte, das Pferd riß aus. Es hatte Glocken vor der Brust, Zweige hinter den Ohren, und auf dem Nacken eine silberne Hand mit gespreizten Fingern.

In Fruchtgärten mit Piniendächern spiegelte der Tau. Die Straße hing noch voll goldenen Dunstes; er hob sich, nun blendete sie. Sie sausten durch Weideland und Felder. Der Wein schwankte auf den Wipfeln der Ulmen, hoch, hellgrün. Kleine Ortschaften lagen eingesenkt in die Äcker, fest zusammengedrängt, braun und umrauscht von Korn. Und hinter allem, in den Dunstschichten des Horizonts, spitzte sich ein blauer Schattenkegel, mit weißem, langgebogenem Rauchschweif.

In der Mittagshitze fuhr sie hinauf nach dem alten Caserta. Zwischen dem Wein spreizten sich Kirschbäume und trugen Nußbäume ihre Last. Weizen und Senf ernährte das gleiche Feld. An seinem Saume schimmerten Oliven. Aber sie allein stiegen, blaß und anmutig, den Berg hinauf. Die Erde ward dünner, der Stein brach hervor. Noch lag ein umgeackertes Feld das den Mais erwartete, weich und schwarz neben dem mit Senf besäeten, grün schillernden, wie bei einem feuchten Smaragd ein Stück Samt. Noch begegnete ihr ein eiliges Getrappel von Schafen. Die langen seidenen Fließe wiegten sich breit über den Rücken und schlenkerten um die Beinstöcke. Ein kleines Mädchen trug die Rute wie ein Szepter. Es schlürfte, mit bloßen Fußspitzen hervortastend unter dem langen Kleide, im Staub der Herde mit. Dann kam die Einöde. Feigenbäume entwanden sich dem Felsen.

Sie stieg aus und ging weiter. Das Land öffnete sich ihrem Blick, fesselos strotzend. Es warf die Springbrunnen seines Saftes bis zu ihr hinauf.

„Dort war der Orangengarten, vor dem das Kind saß, ganz vergoldet von dem Schein all der Früchte, mit weichem Profil und langen Wimpern. Die Mutter hatte einen aufmerksamen Tierblick unter ihrem breiten Haar, und kein Lächeln. Das rosige Haus stand vor dem grün durchleuchteten Platanengange. Ich sah von dort das Meer; zwischen dem Vesuv und dem Sant' Elmo-Berge erschien mir Capris launischer Umriß ... Ich befand mich auf der Straße nach Aversa, der heitern, bunt geschmückten Stadt, auf deren Pflaster

die Karriolen der reichen Bauern rasseln, und in deren beflaggten Schenken ihre Thaler klingeln ... Aber der Name dieser Stadt bedeutet Streit, und meine Väter haben sie gegründet.

„Meine Väter! Sie kamen aus der Normandie herbei und vom Nebelmeer, nach Sonne lüstern. Ihre Begierden waren zahllos, wie meine. Sie trachteten, wie ich, nach allem was wärmt, mundet, sich üppig anfühlt, erschlafft, reizt, selig macht. Und um alles zu besitzen, zerstampften und töteten sie alles, lachend, aus bloßer Liebe. Wie ihre Augen geblitzt haben müssen! Sie waren gewiß rotwangig, mit langen blonden Haaren und breiten Schultern. Ich glaube, daß sie vollkommen geformt und sehr klug waren. Sie brachen alle Verträge, trauten nur ihresgleichen, heischten Fürstentümer als Morgengaben, verhinderten die Ernten und triumphierten über ausgehungerte Städte. Ihre Stimmen schallten so fürchterlich, daß vor ihrer Einem ein Heer davonlief.

„Wie haben sie sie verachtet, die schönen, weichen Sklaven, über die sie hereingebrochen waren! Nur einen achteten sie, weil er ihnen widerstand: den Felsen von Monte Casino. Drunten wüteten sie und liebten; droben, in der Wüste von Steinen, hallten die Litaneien. Nachdenkliche Mönche bückten sich droben über Pergamene der Antike, als verfolgten sie im Sande die letzten Fußtapfen einer rätselhaften Fremden. Und drunten funkelten die Blicke der Barbaren. Sie fühlten sich gebändigt unter Schweigen; vor Ohnmacht und Drang ward es ihnen unheimlich. Sie errugen es

nicht länger, sie gingen im Büßerhemd zu jener stillen Höhe, die sie in Panzern nicht erreichen konnten. Einer blieb droben und nahm die Kutte. Ich verstehe ihn, den Einen!

„Er entsagte allem, weil alles ihn noch nicht gesättigt hätte. Auf seiner Zunge zerfloß, aus dem Herzen der süßesten Feige, noch eine Süßigkeit, die er nur ahnte, und für deren Geschmack er sein Leben gelassen hätte. Die samtenen Augen von Kindern in Orangenhainen erbitterten ihn; sie waren Früchte von goldenerer Reife als die andern, und er verzweifelte daran sie zu pflücken, — auch wenn sie schon an seinen Lippen schmolzen. Die Luft hatte Arme und Busen, sie war wollüstig wie eine Frau. Er war voll Sucht, sie satt zu machen und an ihr zu vergehen. Und jeden Morgen wieder erlebte er es, ohnmächtig, wie sie mit allen buhlte . . "

Sie wandte der Ebene den Rücken und drang zwischen die Berge ein. Sie waren nackt, dunkel, wild zerklüftet in Trümmer, die zerstörten Städten glichen. Auf einmal stand sie vor einer übriggebliebenen; aus der durchlöcherten Mauer stachen Aloen und schlängelten Lacerten. Die Dächer brannten in Sonne, grau und holprig und beherrscht von dem runden dicken Turm. Er war angenagt und rauh begrünt. Das Pflaster stieg und fiel zerrissen zwischen öden Höhlen voll kalten Modergeruchs, unter schwarzen Thorbögen hindurch, über schiefe, kotige Plätze und vor tiefe Kirchenportale. Drinnen dämmerten farbige Reflexe auf leeren Kachelbielen. An der Mauer, auf geborstenen Fenstergesimsen

duckten sich Bestien in traumhafter Scheußlichkeit, festgekrallt in abgezehrte Sünder.

Sie wanderte zurück; neben dem Kellerdunkel floß weiße Sonne, — und sie betrat links den Scherbenhügel und sein welkes Gras. Die Stadt öffnete sich drunten, mit Häusern halb verschüttet von Geröll, mit Feigenbäumen in engen Höfen, zwischen schräg abgesägten Mauern. „Die Ungeheuer von den Kirchenfenstern," dachte sie, „sind darüber weggesprungen; sie haben die letzten Menschen herausgezerrt."

Hinter ihr bog sich ein Kreis von Trümmern; sie ging hinein, lässig und nach Schatten schmachtend. Drinnen hingen Epheugardinen vor zersprungenen Marmorfenstern. Von netzartigem Mauerwerk rollten Brocken die schräge Wiese hinab. Sie streckte sich auf einen flachen Stein, der sie versengte. Ein verkrüppelter Weinstock ästete in der Mitte des Kessels. An seinem Rande ruhte sie selbst, und sie meinte mit halb geschlossenen Augen, er hänge mitten im brennend blauen Himmel. Weißer Stein, gleißender Epheu und blaues Feuer: sie ging darin unter. Eine heiße Süßigkeit rauschte in ihr; sie sehnte sich ... Fernher, aus Traumängsten, drang ein Gebrüll. Ach! die Bestien! Sie durchwüteten die Stadt. Eine verrostete Glocke schwang sich. Nein — es war alles nur das betäubende Schweigen des Mittags. Es war nur ein Ton auf der Flöte Pans.

„Pan!"

Sie rief ihn; ihr Haar zerdrückte sich im Nacken, sie breitete die Arme aus auf dem glühenden Felsen.

Drüben, an jener Pinie, lehnte sein Altar; darüber hing eine Syrinx ... Still, das war sein Fußtritt ... Sie hob die Wimpern, ganz leise: da stand er selbst, ein Bein noch über der Mauer. Er war struppig, breitbrüstig und verbrannt, in Ziegenfellhosen, mit keimendem Bart und runden Augen, finster und unbeweglich funkelnden, — und er schlich auf sie zu, den Kopf vorgestreckt. Ihr Blick erwartete ihn, unter den langen Wimpern. Er beugte sich über sie, räuberisch und scheu; er roch nach Vieh und nach Göttern. Sie schlug langsam die Arme zusammen über dem Fell auf seinem Rücken.

Irgend etwas hatte gelacht, in dem vergessenen Kessel aus Stein, der dahinschwankte, mit ihr und ihm, durch brennendes Blau. Sie schrak auf. Droben, mit zwei hörnenen Füßen auf dem Mauerrand, langhaarig, mager und unkeusch, ragte ein ungeheurer Bock.

* * *

Er war ein Ziegenhirt und stand allein und reglos zwischen Farren und Menthe in einer Schlucht, an deren dürren Abhängen seine Tiere grasten.

„Was machst du eigentlich? Stehst du immer mit gekreuzten Armen?"

„Nicht wenn der Schatten kommt."

„Und wenn der Schatten kommt?"

„Dann mache ich das da."

Zu seinen Füßen lag frisch geformter Thon.

„Zeige mir, wie du's machst."

Er setzte sich, zog die Beine unter den Leib und

begann zu kneten, ernst, mit gleichmäßigem Wiegen des Kopfes. Er rundete Amphoren mit weiten Bäuchen und nannte sie „Kühe", — und schlanke Vasen mit schmalem Busen:

„Das sind schöne Mädchen."

Er machte einen Krug, dessen Wölbung ein Menschenkopf war, mit steifem, dummlich glotzendem Profil. Sie sah, über seine Schulter weg, unter seinem Daumen Geschöpfe erwachsen, im geheimnisvollen Mittag, und wie aus dem eigenen Schoße der Natur. Er war Pan. Er suchte in der Thonerde nach Wesen, deren Spuren er vor zweitausend Jahren verloren hatte, und er zog fabelhafte Vögel heraus, zackig gefiedert, mit schmalen, wütenden Köpfen und gespreizten Krallen, und andere mit Pferdemähnen, und andere mit Schnauzen von Seelöwen. Es zeigten sich auch, ein wenig undeutlich, Menschen mit Bocksgesichtern.

Am Abend trieb er seine Herde heim. Die Ziegen schwenkten volle Euter. Die Böcke legten ihnen die sehnigen Hälse, in Lederbänder geengt, auf die Nacken. Die Zicklein hopsten. An einer Hausmauer, in einem Backofen, brannte er seine Töpfe. Das Getier, von der Sonne ausgedörrt, zerrieb er zwischen den Fingern.

„Warum, warum?"

„Ist unnütz. Trägt keinen Heller."

„Und das andere?"

„Verkaufe ich drunten."

Eines der Gefäße zerbrach.

„Ist nichts wert. Ist schlechte Erde. O Elend

kein Bauer kauft's mehr. Nur noch die Fremden, aus Unwissenheit."

„Wann gehst du hinunter?"

„Wenn die andern zurückkommen."

„Wer, die andern?"

„Alle die hier in der Stadt wohnen."

„Hier wohnen also welche? Wo sind sie?"

„Drunten. Helfen bei der Weinlese."

„So komm' auch du."

Er drehte sich kurz um.

„Will nicht. Bleibe bei den Ziegen."

Tags darauf sagte sie:

„Tritt einmal heraus aus diesen Felsen, geh bis an die Straße und schau hinunter, wie das Land schön und fröhlich ist. Sie sind bei der Ernte."

Er schlich ihr nach, widerwillig und lüstern. Und dann sah sie, wie sie es gewünscht hatte, seine wilde und arme Gestalt hinunterragen in das üppige, weiche Land. Er blieb stumm und abweisend.

„Was steht dort unten zwischen den Reben?"

„Mandelbäume."

„Und gleich daneben?"

„Pfirsiche."

„Und dann, weiter!"

„Äpfel, Birnbäume ..."

Er kicherte zwischen den Worten; seine Wangen wurden dunkler. Granaten glühten aus tiefen Laubmassen zu ihnen herauf.

„Walnüsse ... Kastanien ... Feigenbäume von Amelia —"

Er schmatzte.

„Dort das Haus? fragte sie.

Er erspähte es, seine begehrlichen Blicke zerrten es, klein und weiß, aus dem saftriesenden Grün hervor, von dem es ganz verschlungen war.

„Wer wohnt darin?“

„Ha! Ein Fettwanst ... und vier schöne Mädchen.“

Er hielt ihr vier Finger vors Gesicht, und er feixte, laut und grausam, ein bettelhafter Eroberer, von Lüsten verbrannt und in langer Entbehrung hart genug geworden, um eines Tages von seinem kahlen Felsen hinunterzustürmen und mit Schicksalstritten hereinzubrechen über alles was lockte und sich hingab.

Sie sah ihn an; in diesem Augenblick fühlte sie sich ihm verwandt.

„Ich fahre hinunter!“

Sie bestieg ihr Gefährt. Zwischen den Reben drängten sich viele Farben und leuchteten wechselnd herauf aus Laubwolken. Die weißen Pfade waren bunt von Volk, rasselten von Karren, blühten von heißen Gesichtern, schallten von Lachen. Eine ungeheure Butte, überquellend von Trauben, von schwarzen und goldenen, tauchte schwankend unter grüne Siegerpforten. Lärmende Weiber zogen aufs Feld, den leeren Korb auf der Hüfte. Sie wiegten ihn, zurückkehrend, gefüllt auf dem Kopfe. Im durchbrochenen Blätterschatten rauften bloßbeinige Knaben sich um blonde Beeren, bepudert mit Staub. Ein Mädchen kniete am Wegrand, sie lächelte verführerisch, den Kopf im Nacken, und ein singender Bursche in weißer Hose ließ Beeren

in ihren Mund fallen, eine nach der andern, von der schweren Traube die sein Arm hinaufreckte ins Licht. Er war halbnackt und glänzte vor Hitze; auf seiner Schulter falteten sich die Muskeln, auf seiner Brust waren sie gespannt. Die große Traube glänzte seiden. Jede Beere die fiel, spiegelte sich in des Mädchens Augen und ward, rötlich, rund und feucht, umwunden von ihren Lippen, wie von zwei purpurnen Schlangen. Der Bursche hörte auf zu singen, sein Blick ward starr.

Die Herzogin ging zu Fuß durch ein Dorf. Der Wein schlug über ihm zusammen wie über einer Insel. Kinder umschrieen und umtanzten, in flatternden Hemdchen, verwirrt von der Erde Lust, die unter Lasten anmutig schreitenden Esel, auf dem Gang zur Tenne. Durch ein Fenster glitt die Ernte, lautloses Gold, auf den Boden. Sehnige Kerle hingen sich an die Seile unter den Balken der Decke; sie ließen sich fallen, schnellten hinauf und taumelten herunter, mit unerbittlicher Wollust hineinstampfend in das geschwollene und saftspritzende Fleisch der Trauben. Gehäuft zu mächtigen, glatten Leibern, leerten sich die Trauben, verbluteten und dufteten berauschend.

Draußen trappelte unermüdlich der Zug der geduldigen Tiere. Der Wein nickte hoch über ihren Stirnen, hinter ihren Hufen tänzelten die Knaben. Ein schwüler blauer Dunst umkreiste die Ebene, das Laub schien heller, die Stimmen wurden schriller, die Scherze heißer. Die Straße wandelte in doppelter Breite, gekrönt mit Brücken, Wappensockeln, Alleen von Landgut zu Landgut. Abundanzia selber rollte, weiß,

rot und trunken, dahin auf schwankendem Triumphwagen: die Herzogin sah ihr nach.

Sie verweilte im Cypressengang einer Villa. Hinten unterschied sie das weiße Haus, eingewoben in das abenteuerliche Geäst sarazenesker Ölbäume. Sie hörte Vogeltriller aus ihnen herüberperlen und ersticken unter dem Gelächter von Mädchen, auf hohem Rasen, mitten im Wein. Sie waren geschmeidig, braun und vom Wein durchpulst. Ihre Hemden, in lange Falten zerknittert, öffneten sich über den niedrigen Miedern. Sie lagen auf vollen Körben und zerdrückten die Trauben mit den Spitzen ihrer Brüste. Mit Beeren und mit frechen Worten bewarfen sie die Burschen. Die drängten sich um sie her, lachten aus nassen Mündern, reichten ihnen Korbflaschen, überschütteten sie mit Kränzen.

Einer stand abseits, langbeinig und jung, unter dem hohen, wiegenden Baldachin einer Pinie, und ganz in Träumen. Die Jacke hing nur über der linken Hälfte seines Rumpfes. Die rechte war nackt; die Brustwarze schwamm hellrot auf seiner warmen Haut. Der Hals, seitwärts gewendet, malte einen tiefen Schatten unter das bartlose, sinnenüppige Gesicht. Sein Haar glänzte wirr; schwarze, dichte Strähnen bogen sich in die Schläfen und zwischen die Augen: unter sehnsüchtigen Brauen schmachteten ihre dunkeln Blicke. Sein lässiger Arm hob eine Flöte aus Rohr, sein breiter, fleischiger Mund hauchte hinein. Es war das Land selbst, das in Sonne singende, lustwütende und weiche, mit Früchten belastete und vor Süßigkeit

traurige, das diesen Ton ausstieß, diesen wollüstigen und versagenden. Er war beseligend zum Hinsinken: die Herzogin vernahm ihn.

Hinter ihr schnaufte es. Der Hirt von droben schlich an den Baumstämmen hin, er belauerte, ein struppiges Tier, brünstig und gefräßigen Blicks, die zahmen Reize des Jünglings mit der Flöte. Er schrak zusammen; die Herzogin herrschte ihn an:

„Woher kommst du?"

Sein Kopf, unter einer dichten Cypresse, war ganz schwarz. Er feixte im Schatten.

„Bin mit dir gefahren, habe unter deinem Wagen gehangen."

„Warum bist du nicht bei den Leuten aus deinem Ort? Warum hilfst du nicht ernten?"

Er sah verstockt vor sich hin.

„Was geben sie mir denn dafür? Eine schlechte Suppe, das ist alles."

„Und was willst du weiter?"

„Nichts."

Sie stampfte auf.

„Was du weiter willst."

Er grinste von unten, demütig.

„Hab Geduld, schöne Herrin! Hab's mir schon genommen."

„Was hast du dir genommen? ... Übrigens sage, gefällt dir dieses Besitztum?"

„Hab's dir ja schon gesagt."

„Wie?"

„Es ist ja dieses hier, das mit dem Fettwanst

und den vier schönen Mädchen. Dort im Grase liegen die Mädchen, aus dem Hause tritt der Wanst."

Ein beleibter Alter entschwankte dem Hintergrunde. Sein Bauch war rot umwunden, sein Gesicht glühte. Er erhob segnend seine unsicheren Hände über die Burschen und die Dirnen. Sie hüpften um ihn her, sie foppten und betasteten ihn. Zwei schöne Geschöpfe in langen Haaren drückten ihm einen Kranz von Weinblättern in die kahle Stirn. Sie selbst waren mit Rosen gekrönt. Hinter ihm schleppten zwei Knechte einen riesigen Kessel herbei, der blinkte und dampfte. Rings um die Suppe betteten sich alle ins Gras. In einem unerwarteten Luftzug rauschten ein paar Büsche; die Flasche kreiste. Irgendwo erhob sich langsam und schmerzlich eine Melodie, wand sich seufzend zwischen den verstummten Lachern hindurch und fiel auf einmal zurück auf den Rasen. Plötzlich klirrte ein Tamburin, es rasselte und klappte. Ein Paar sprang auf und noch eines. Der Alte im Weinlaub raffte sich vom Boden, er stolperte mit kurzen Beinen den beiden goldbraunen Schönen entgegen — auf ihren Wangen spielte der Schatten langer Wimpern —, und sie tanzten. Die Tarantella warf ihnen die Kränze vom Kopf, sie keuchten, der Alte purzelte auf den Rücken und strampelte wie ein Käfer, bis er sich herumwälzen und aufstehen konnte. Händeklatschen und fliegende Röcke, Verschlingungen nackter Glieder; Gelächter, Küsse — und durch das blasse Gespinst der Oliven sickerte feucht ein rosenroter Quell. Er bespülte den Horizont, er

überschwemmte den Himmel; nun schwammen auf seiner Flut ringsumher die Häupter der Pinien.

Da brach aus der Vigne hervor etwas Jähes, Tolles, ein Tier, rauh und brüllend, vielleicht ein Waldgott, den der Geruch von Dryaden hetzte. Er stürzte sich auf den Unbärtigen mit sehnsüchtigen Brauen, der abseits stand, die Flöte an den Lippen —, und er riß ihn mit sich. Sie tanzten. Das Abendrot verrann, das Gelächter ermüdete: sie tanzten. Der erschöpfte und heiße Leib des Knaben hing nur noch, rückwärts gesenkt, in den Armen des andern: sie tanzten. Es taumelten schon Paare ins Gras, dann entschlief der letzte. Aber auf dem erbleichten Abend, im ersten Sternenflimmern, schwangen sich, gliederwerfend, in die Runde zwei Schatten, ein sanfter, weich versagender und ein ungestümer, der heischte.

* * *

Bei Tagesanbruch fuhr die Herzogin schon wieder von Capua herüber. Sie stieg vor der Villa aus, wo sie dem Feste zugesehen hatte, und ging eilig die Allee hinauf. Das Gras blinkte; einige Schläfer lagen noch darin, mitten unter ihnen der Alte. Sie umschritt ihn prüfend; die Sonne sprenkelte seinen kahlen Hinterkopf, sein Gesicht versteckte sich zwischen den Armen. Sie faßte einen Entschluß und rüttelte ihn.

„Ismael Iben Pascha!"

Er grunzte, richtete sich in den Schultern auf und fiel zurück. Sie lachte, ganz allein, in die Büsche hinein.

„Ich hab's ja gewußt . . Ismael Iben Pascha! Eine Freundin ist da, die Herzogin von Assy."

Der Alte setzte sich auf mit einem Ruck und rieb sich die Augen. Er blinzelte.

„Sie sind gekommen, Herzogin? Hübsch von Ihnen. Wir waren damals so vergnügt miteinander, in Zara, bevor Sie übers Meer davongingen. Denken Sie sich, daß seitdem auch ich —"

Er gähnte geräuschvoll, seine Augen verschwanden. Dann erhob er sich vollends, beschämt und unzufrieden.

„Da trinkt man nun. Man trinkt ohnehin, und außerdem weil es Weinlese ist. Und so kommt es denn, wie Sie's zu meiner Schande gesehen haben."

„Das Merkwürdige ist, daß man Ihnen überhaupt hier begegnet, Ihnen, dem Gesandten Seiner Majestät des Sultans am dalmatinischen Hofe!"

„Ausgezeichnet, Herzogin, sagen Sie das noch einmal: Gesandten — wie war es? Ich bin nämlich ein alter Bauer geworden und etwas schwer von Auffassung. Ein alter Bauer, müssen Sie wissen, dem dieses bescheidene Gut seinen Lebensunterhalt gewährt."

„Erstaunlich!"

Unversehens kam ihr eine Erinnerung.

„Und Fatme? Prinzessin Fatme?"

„Drinnen im Hause. Wir machen der Prinzessin später unseren Besuch, die Prinzessin schläft noch. Inzwischen zeige ich Ihnen mein Besitztum, Herzogin, wollen Sie?"

Er ging neben ihr, im hellen Leinenanzug, das

Gesicht gerötet unter dem weißen, wolligen Bart, und strich die rote Binde glatt über dem behäbigen Bauch.

„Auf dieser Tenne stampft man den Mais aus den Kolben; eine gesunde Beschäftigung. Nebenan ist die Molkerei . . . Gehen wir zur Kelter! Wollen Sie sehen, wie die Treber gären? Es riecht eigentümlich. Dann stecken wir noch den Kopf in den Schweinekofen. Ach, Herzogin, das Landleben!"

„Denken Sie, es geht mir ebenso, auch ich möchte einfach eine Bäuerin werden."

„Ich verstehe das, ich verstehe das."

Sie spazierten über eine weite Wiese, wo friedliche Rinder lagerten und kauten. Der Pascha blieb plötzlich stehen.

„Aber sonderbar ist es doch. Sie, Herzogin, waren die unruhigste Frau, die ich kennen gelernt habe. Nicht für zwanzigtausend Drachmen jährliche Pension hätte ich Sie — pardon — hätte ich Sie in meinen Harem aufgenommen. Wir unterhielten einander trefflich, ich darf mich dessen wohl rühmen. Wie haben Ihre staatsverräterischen Streiche mich entzückt! Das Abenteuer mit dem Prinzen Phili, der jetzt König ist — und der einst bei Ihnen Lakai war. Ah! Ah!"

„Und Sie, Pascha, und Ihre Geschichten! Sie waren eigentlich ein Pariser, der von den Kraßheiten des Orients malerisch zu sprechen wußte, und der sie, aus Dilettantismus, manchmal beging. Ich selber hatte Lust, welche zu begehen! Wir paßten sehr gut zueinander."

„Ja ja. Die stolzeste Dame der internationalen Gesellschaft und ein, ich darf wohl sagen nicht unabgefeimter Weltmann — und was ist aus uns beiden geworden? Da sehen Sie's, daß alles umsonst ist. Das Schicksal nimmt uns am Arm und dreht uns herum; was gehts uns noch an, was hinter unsern Schultern geschieht. Ein Schiffbruch wirft uns nackt an eine neue Küste, wir bekommen ein anderes Kleid, unter Umständen gar keins; das ist das ganze Leben."

„In diesem Augenblick glaube ich es fast."

„Ich glaube es seit drei Jahren . . . Lassen Sie uns jetzt ein Glas Milch trinken. Nachher schauen wir nach, ob meine Damen erwacht sind."

Sie betraten den quadratischen Bogengang; das Haus steckte, um ein Stockwerk höher, darin, wie in einer zerplatzten Hülse. Im Hofe fegte ein Pfau mit gewaltiger Federschleppe das Pflaster. Er rannte auf seinen Herrn zu, unter lächerlichem Schlängeln des Halses, der goldblau schillerte. Der Helmstutz auf seinem Kopfe wippte. Er hüpfte hinter ihnen über die flache Treppe und bis in das erste Zimmer. Es duftete darin nach Essenzen und nach brünetten Frauen die geschlafen hatten, und deren Haut perlte.

„Madame Fatme, kennen Sie mich noch?" fragte die Herzogin.

Fatme watschelte herbei mit schweren Schritten. Sie riß verwunderte Kinderaugen auf, zwischen gemalten Lidern. Sie war noch beträchtlich dicker geworden. Ihre gelbliche Matinée stand offen über dem grünseidenen Hemd. Sie hob sich auf die Zehen und

brachte dem Gesicht der Fremden das ihrige ganz nahe. Ihr Atem duftete stärker als ehemals nach süßem Tabak und entschiedener nach Knoblauch.

„Nein," erklärte sie ehrlich.

„Denke nach," befahl väterlich der Pascha. „Du hast die Dame in Zara gekannt, es sind — es sind wohl fünfzehn Jahre."

„Die Herzogin von Assy?" flüsterte Fatme blanken Blicks und ungläubig.

„Ja? . . . Aber wer hat Sie denn verzaubert? Sie sind nicht älter geworden, nein gar nicht — aber ganz anders. Mir scheint, ich kenne Sie jetzt besser als früher . . ."

„Wirklich?"

„Und ich wundere mich gar nicht, daß Sie auf einmal bei uns sind. Damals, in Zara, wunderte ich mich wenn Sie kamen. Sie ängstigten mich sogar ein wenig. Sie waren etwas ganz Unbekanntes. Niemals haben Sie sich zu jener Zeit in solcher Weise auf die Kissen gestreckt . . ."

Die Herzogin ruhte auf zwei großen blausilbernen. Ihr gegenüber, an getürmten Haufen von grünen, violett beblümten lehnte fast stehend eine große, völlig nackte Frau. Sie war weniger fett als Fatme, aber breiter und von festem Fleisch. Ihre kleinen, starren Brüste, ihr weiter, faltenloser Bauch und die Hüften und die Schenkel, geschlossen zu einer machtvollen Masse tierischen Lebens, atmeten hoch und langsam. Die schwer beweglichen Augen glänzten zwischen Wülsten schwarzen Haares. Es überwölbte die niedrige Stirn

und wuchtete im Nacken. Die Arme reckten sich am Polsterrand unter breiten Juwelenbändern, die hinabglitten auf starkfingrige Hände. Ein Schleier schwankte vom Diadem hernieder und um die Frisur, den Arm entlang und im Bogen dem Schooße zu; er zitterte, durchsichtig wie Luft, über dem schwach spiegelnden Elfenbein dieses Leibes. Ein wenig Schatten bräunte die Flanken und verfinsterte kräuselnd die weitoffenen Achselhöhlen.

„Das ist Melek," erklärte Ismael Iben Pascha. „Meine zweite Frau. Die dritte und vierte befinden sich nebenan."

Er hob eine Gardine aus Rohr und Glasperlen auf und hing sie über ein Tabouret. Das zweite Zimmer war aus halbgeschlossenen Läden grün beleuchtet, und an der Schwelle lag der schöne Flötenbläser von gestern, nackt wie Melek, auf einer seiner schlanken Hüften, und einen Arm unter dem Kopfe. Fatme, der Pascha und die Herzogin betrachteten ihn stumm; da stolzierte an ihnen vorbei der Pfau. Er stieg auf den Schläfer, wandte den Hals hin und her, der schillerte, und hüpfte drüben zu Boden, im grünen Licht und unter dem Rascheln seiner bunten Federschleppe, die zögernd hinstrich über des Knaben schmale, helle Knie.

Gleichzeitig trat aus dem Hintergrunde, rasch und zierlich, eine junge Dame in elegantem weißen Sommerkostüm, den Strohhut in der Hand. Sie umging vorsichtig, mit gerafften Röcken, den Vogel und den nackten Körper.

„Sehen Sie, Herzogin, das ist Emina," sagte der Pascha.

„Ach," dachte die Herzogin, „es ist das schöne Mädchen von gestern nacht, in Rosenkranz und langen Haaren, die so zügellos tanzte."

Emina warf Melek und Fatme triumphierende Blicke zu. „Ihr seid nackt oder schlecht bekleidet. Ich aber war auf dem Posten und bin angezogen."

Ismael Iben Pascha schnüffelte umher.

„Aber wo ist Farida?"

Emina hob die Schultern, Fatme erklärte:

„Wo wird sie sein? Wo sie ihr Vergnügen findet. Hat wieder einmal draußen übernachtet."

„Und dieser verdammte kleine Ungläubige, der dort ohne Hemd in deinem Schlafgemach umherliegt, Emina!" murmelte der Alte. „Ich lasse euch zu viel Freiheit, ihr kleinen Weiber. Ich bin zu gut, Herzogin — ein gutmütiger alter Landmann. Was habt ihr nur getrieben? Schläft jener Kleine nicht, als wollte er gar nicht mehr aufwachen?"

„Das ist Meleks Schuld," behauptete Emina. „Nicht ich bin die schlimmste."

Melek rollte langsame Emailaugen. Fatme drängte sich an ihren Gatten, sie kraute ihn mit den Patschhändchen im Barte.

„Nun siehst du wohl, an wem du die beste Frau hast. Deine kleine Fatme verläßt niemals dein Haus. Sie will gar nichts weiter, weder Männer, noch Knaben, noch Mädchen — sie will nur dich, du guter Dicker."

„Erkennen Sie, Frau Herzogin," sagte der Pascha feierlich und mit thränenden Augen, „was so eine Frauenseele seltsam Schönes birgt. Solange ich reich war und sie unter hundert Sklavinnen in meinem Harem verschloß, fügte sie mir Unrecht zu, so viel sie vermochte."

„Keinen sehnlicheren Wunsch hatte ich, als dich im Harem selbst zu betrügen, mein süßer Alter, doch immer mißlang es . . . Ich bedaure es noch heute."

„Jetzt aber," so beendete der Pascha, „da sie ein schlichtes Bauernhaus mit offenen Fenstern und Thüren bewohnt, und die Sitten in diesem Lande der Schamlosen ihr alles erlauben würden, jetzt ist sie mir die treueste, die liebevollste Gattin."

Sie waren beide gerührt, und sie streichelten einander.

„Und wie kommt es, Pascha," fragte die Herzogin, „daß Sie jetzt arm sind?"

Alle blieben stumm. Plötzlich stieß Melek einen tiefen Laut aus. Emina versetzte geläufig:

„Aber Madame, das gehört doch der Weltgeschichte an. Er hat dieselben Narrheiten begangen, wie Sie selber."

Fatme, eifersüchtig, drängte sie beiseite.

„Nicht wie Sie, schöne Herzogin. „Viel dümmer!"

„Jawohl, viel, viel dümmer," murmelte Ismael Iben, und kauerte sich, von beschämenden Erinnerungen überwältigt, auf den Teppich.

Fatme zwitscherte.

„Es war sein Wille, zu verderben. Er ist mit dem Kopfe durch sein Glück mitten hindurchgerannt, bis er aufs Unglück stieß! Der Sultan wollte ihm so wohl, daß er ihm noch einmal eine Provinz zu verwalten gab: und er hatte sich doch schon in der ersten ein hinlängliches Vermögen erspart. Was thut er? Anstatt Geld einzusacken, wirft er es hinaus. Er besticht alle Welt, er will die Provinz zum Abfall vom Reiche bewegen. Hätte Ihr Beispiel, Herzogin, ihn nicht vorsichtig machen sollen? Alles geht gut, bis ein geheimer Vertrauter des Großherrn ins Land kommt mit viel Gold und Vollmachten. Ich warne Ismael Iben: ‚Erlaube mir, ihm durch eine Sklavin eine Botschaft zu schicken und ihn bei Anbruch der Nacht in den Harem zu ziehen. Ich schwöre dir, daß mir von ihm nichts zustoßen soll. Ich werde ihm einen Schlaftrunk reichen und dem Bewußtlosen den Kopf abschneiden. Oder ich werde ihn vergiften. Hat nicht deine Mutter, die große Suleika, viele Männer vergiftet?‘ — ‚Nachdem sie sie genossen hatte,‘ entgegnet mir der Pascha. Und aus Eifersucht läßt er seinen Feind am Leben, bis es ihm selbst an die Kehle geht. Da muß er flüchten — ach, ich probierte gerade einen Spitzenkragen an, einen aus Paris. Bewundern Sie ihn, da ist er. Zerrissen ist er wohl, ich habe ihn ja angehabt auf allen Fahrten — aber wie elegant! Meine übrige Garderobe mußte drüben bleiben . . .“

Sie weinte ein wenig. Ismael Iben Pascha seufzte schwer.

„Noch mehr mußte drüben bleiben: all meine

Güter, all mein Geld, meine gewirkten Stoffe, die Speicher mit dem Korn, das ich nur bei Hungersnot und nur sehr teuer verkaufte, und alle meine Mameluken und mein ganzer Harem. Die Freunde haben ihn mir eilig veräußert, von dem Erlös erstand ich dies bescheidene Landgut. Ich bin zufrieden, ich alter Bauer — aber meine vier schönen Gemahlinnen!"

„Wir sind glücklich, o Geliebter, wenn du es bist!" riefen die drei. Von der Schwelle her wiederholte bescheiden eine vierte:

„Wenn du es bist, o Geliebter!"

Und noch ein schönes Mädchen, eines mit zerzausten Röcken und Locken und mit großen heißen Augen, glitt durchs Zimmer, wiegenden, gesättigten Ganges, und sank auf ein Polster.

„Bist du also wieder da, Farida?" meinte der Pascha mit leisem Vorwurf.

„Für dich," entgegnete sie, „wäre ich gern die niedrigste Sklavin. Warum verkaufteſt du nicht auch mich: du wäreſt um soviel reicher. Ich bat dich darum."

„Auch ich bat dich darum," rief Emina. Fatme stampfte auf.

„Aber ich früher als ihr," — und Melek stieß einen tiefen Ton aus. Der Pascha neigte sich zu der Herzogin und raunte:

„Sie werden die Wahrheit nicht bekennen, weil sie vor einander Furcht haben. Aber in Wirklichkeit hat jede meine Kniee umfaßt und mich angefleht, ich möge die drei andern verkaufen und sie allein mitnehmen. Ja ja, so sehr lieben sie mich!"

Er wackelte auf seinen ineinander gefalteten Beinen hin und her und strahlte.

Farida war hinausgelaufen. Nach fünf Minuten kam sie wieder, noch ungekämmt, aber duftend nach white rose, und brachte Cigaretten mit und Schalen und Gläser. Die Schalen waren nicht aus Lapislazuli wie einstmals, sondern aus Steingut. Aber in Rachat Lokoum, mit Wasser aufgeweicht, erkannte die Herzogin die köstlichen „Bissen der Ruhe" wieder, die auf die Zunge, wo sie schmolzen, einen milden Vorgeschmack des Paradieses legten. Sie stützte den Kopf in die Hand, auf ihren grünseidenen Kissen, die gleißten wie aus alten Erinnerungen herüber, und sie hörte dem Geplapper der Frauen zu und dem leisen Girren des Pfauen; sie sah die würdige Gestalt des Alten und des Knaben zärtlich hingegossene, und die weißen Wolken die Melek aus ihrer Wasserpfeife sog, — und das alles ruhte im Goldgrund von Märchen. Eine Traube hing sonnig zum Fenster herein; draußen wob der Mittag. Traumselige Luft bettete sich rings umher im Gemach auf Seide und auf Fleisch.

„Ich bin versucht hierzubleiben," sagte unvermutet die Herzogin. „Wie wärs, Ismael Iben, wenn man Ihnen Ihr Besitztum abkaufte?"

Es verging eine Weile.

„Was Sie, Herzogin, soeben äußerten, habe ich nicht recht verstanden," erwiderte bedächtig der Pascha.

„Es ist doch nicht so schwer . . . O, Sie sollen hier bleiben, Sie und Ihre vier Damen. Wir wohnen alle sechs hier im Hause. Aber für den Landbesitz

giebt man Ihnen Geld. Wäre es Ihnen nicht angenehm, wieder einmal Geld zu haben?"

Der Pascha wiegte lange den Kopf; seine Frauen sahen ihm atemlos zu.

„Ich will es nicht leugnen," erklärte er endlich. „Es wäre mir angenehm. Auch gebe ich zu, daß ich von der Landwirtschaft niemals etwas verstanden habe, ich alter Bauer. Es giebt da gewisse Schwierigkeiten, so die Steuern. Ich war stets gewohnt, die der andern einzustecken; jetzt soll ich selber welche zahlen: ich bin zu alt zu so etwas."

„Nun also."

„Und Sie hätten einen Käufer, Herzogin, einen der geneigt und fähig ist, hier alle Arbeit zu thun, während wir uns ausruhen können?"

„Einen Käufer ..."

Sie sprang auf, lachend über den eigenen Einfall und sprang ans Fenster.

„Dort rekelt er, der Käufer!" rief sie.

Die Frauen spähten hinaus; drei von ihnen waren jäh herzugestürzt, Melek bequemte sich langsam. Der Pascha lugte unter ihrer Achsel hindurch. Im Hof, unter einer der Arkaden und in der Sonne, lag zusammengerollt der Hirt aus den Bergen. Sein verbrannter Kopf stak in den halb enthaarten, schwärzlichen Fellen wie in einem schlaffen Schlauch. Er sah hinauf, starräugig, ernst: droben lachten sechs Gesichter. Die Frauen schrieen vor Vergnügen, sie bissen, eine um die andere, mit breiten weißen Zähnen in die Traube am Fenster. Faridas spitze Zunge küßte

den Arm der Herzogin, durch den Schleierärmel hindurch und hinauf bis zur Schulter. Melek preßte sie von hinten gegen ihre kleinen harten Brüste.

Da erhob sich nebenan des Pfauen wütendes Gekreisch. Der Jüngling war vom Lärm erwacht und hatte den Vogel angestoßen. Er stand auf, eine Hand noch an den verschlafenen Lidern, in der andern die Flöte, und kam herbei — goldig, weich umrissen, begehrenswert und ermattet. Die Frauen lachten nicht mehr. Er senkte die Augen auf seine Blöße. Um sich eine Haltung zu geben, setzte er die Flöte an die Lippen. Sie hörten ihm zu. Dann gaben Sie ihm Kuchen, ihm und dem Pfauen.

* * *

Als die Frauen es dem wilden Ziegenhirten klar machten, dieses Landgut auf dem er seit vierundzwanzig Stunden von Abfällen lebte, sei sein eigen, da zeigte er ihnen die Zähne. Allmählich begriff er, daß man ihn nicht verspotte. Er lief und kam mit einem Karren voll Trauben zurück.

„Das war's, was ich mir genommen hatte!" erklärte er, und grinste zu der Herzogin hinüber. „Jetzt ist es also mein von rechtswegen."

Er sah gespannt im Kreise umher. Gleich darauf stürzte er sich auf mehrere Burschen, die gafften.

„Wollt ihr arbeiten!"

Die feiernde Sorglosigkeit hatte ein Ende erreicht auf Ismael Iben's Landsitz. Ein gieriger Barbar war Herr geworden über die weichen Menschen des goldenen

Zeitalters. Sie thaten wehrlos seinen Willen; dann zeigte er sich, als patriarchalischer Despot, allen Weibern sehr gnädig, und auch den hübschen Burschen. Er lebte unter ihnen, im groben Leinenanzug, ein wenig besänftigt, voll barscher Gutmütigkeit und rauher Lieder. Er formte mit ihnen die Polenta zum Fladen, buk sie über Kohlenfeuer auf einem platten Stein und verschlang sie glühend. Er bereitete ihnen Wasserfuppe mit Cichorien und Zwiebeln. Die von ihm zur Liebe Unterjochten erhielten nichts Besseres.

Die Herzogin ging oftmals ihm nach, aufs Feld. Seine magere, stählerne Gestalt bog und hob sich mit den Spatenstichen. Hinter dem braunen Acker, den gewellten Hügel hinauf, über gepflügte Terrassen stiegen die schattenstillen Ölbäume. Ihre Wurzeln schleppten, mühsam vor einander gesetzte Füße, die Last des Öles fort, worin der Abhang ertrank. Sie waren Schönheit und Reichtum, die Oliven! Sie waren von der Wollust so schwerer Fruchtbarkeit ganz müde und mürb. An ihren Wurzeln, unter gestauten Wassern, bildeten sich Fäulnisherde. Das Insekt mit gelbem Kopf, das mit ihnen kämpfte, bohrte sich in ihre Früchte und häufte darin seine Eier. Das Eisen des Pflegers hölte ihren Stamm aus, — sie aber erhoben ihn mit klaffenden und leeren Wänden, in zerbrechlichen Windungen bis ins Licht. Das aschige Grün ihrer Häupter ruhte darin, silber lächelnd, wie seit tausend Jahren, und lächelnd und nie besiegt außer von Kälte, vollbrachten sie das Wunder neuer Ernten.

Oder sie ruhte im Schatten. Große frische Wasser-

kürbisse rundeten sich, rötlich gespalten, neben ihr im Ginster; sie streckte nur die Hand aus, und der Saft troff darüber. Ein Bach zog gelinde an ihr vorbei. Droben über den Hecken senkte in die langen Weinlauben sich Dunkelheit. Die Blätter schlangen helle Arabesken hinein. Aber jenseits herrschten, im biegsamen Blau, die klaren Berge. Die Herzogin ruhte, halb entkleidet und einen Fuß im Wasser. Ein Lamm schmiegte sich unter ihren nackten Arm. Langsamen, nickenden Ganges schritten hinter einander oder zu zweien, die alten Schafe an ihr vorbei, und die Hämmel, mit Köpfen die aus Mythen hervorlugten. Hinter ihr warfen Ziegen sich prasselnd in das Gestrüpp. Ein alter Bock streckte, phantastisch feixend, seinen abgezehrten Kopf heraus. Sie dachte, mitten im scharfen Duft von Tieren und Kräutern:

„Ich bin wie Eselshaut, bevor der Prinz sie fand. Und stieg ich nicht gerade wie sie, um den Peinigungen einer Liebe zu entkommen, die Terrassen meiner Villa hinab, im Mondlicht und ohne Ziel? Ein Widder scheint mir, hat mich in jener Nacht auf einem Wägelchen hierher entführt. Ach! durch Kot gehen, die Sonne ertragen lernen, barfuß mich im Wasser spiegeln: ich verlange heute nichts weiter. Jene bronzenen Gestalten zwischen Sonne und Acker, die ich einst in Dalmatien und in Rom als Träume genoß und in Venedig als Bilder, — ich habe mich nun, verlangend und sehr schlicht, unter sie gemischt. Ich bin müde, — und ich erhole mich in der rohen Liebe dieses Tieres das ein Halbgott ist, von der unmenschlichen Schwär-

merei so vieler Jahre, von ihren unsäglichen Erhabenheiten, ihren Leidenschaften die bitter endeten, und von allem, was weit fort von der Natur war. Nun bleibe ich still ins Gras gebettet und wünschte bloß, es wüchse ganz über mich hin, und ich fühlte schon, versunken, in meiner Brust den Saft dieser Scholle kreisen."

Dann kehrten sie heim, Seite an Seite, die Herzogin und der Bauer, durch die ergrauende Ebene. Das Abendrot drängte rauchig sich hervor aus Schleiern. Oben zerfloß und zertropfte eine purpurne Wolke. Eine Angst vor der Nacht überschauerte das Land. Die Ölbäume stürzten mit verzerrten Schattenmienen nach vorn; sie flohen, die Kronen zurückgeworfen, wie graues Haar: — aber Sturz und Flucht waren gefesselt. Und nun wob weites, feinohriges Dunkel den Wanderer ein. Es hob ihn, es machte ihn leichter von Gedanken und Gefühlen. Sie beschritten die lange Dorfstraße. Düstere Gehöfte schoben dahinten sich links und rechts in die Äcker. Dazwischen rötete den Weg ein verheißungsvolles Licht, einsam, im weiten Land verloren. Sie betraten es endlich, geblendet, müde, glücklich.

Und es fuhr wieder ein Morgenwind in ihr Fenster, eine Sichel klang, und golden wie volle Ähren, rauschte ein neuer Tag.

Sie badete mit Melek, in einem Teich am Berge. Ein Quell sprudelte herab, und darunter, inmitten von Lotosblättern, stand Melek, grellweiß vor dunkeln Büschen. Rinnsale liefen ihr von den Schultern und über die ausladende Hüfte; ihren Haaren entwand sie

Garben; es sah aus, als spritzten Strahlen aus ihren Brüsten, die sie preßte. Die Herzogin lag ein Stück weiter auf dem Sande, den Kopf über der Wasserfläche, und blinzelte hinüber zu der großen Frau. Das Glück der sprühenden Tropfen, in grüner Umfriedung, am Teich den Himmelsblau erfüllte, machte die fahrende Sehnsüchtige so ernst, stumm und ohne Wunsch, wie jene in tierischer Unschuld es war und im Frauengemach.

Sie badete mit Emina und Farida, die voll Unrast waren und keine Stelle ihres Körpers ungeküßt ließen.

„Wir sind aus Neapel, mußt du wissen. O, wir sind nicht so unerfahren wie Melek. Unsere Mutter bot uns auf dem Toledo den Männern an: wir waren erst zehn Jahre. Ein Greis nahm uns eines Nachts nach Hause. Er stahl uns — o, wir grämten uns wenig darum — und verkaufte uns weit fort, in eine sehr große Stadt, wir wissen nicht wie sie hieß, einem mächtigen Reichen. Der lehrte uns seltene Künste, und als wir ihm geschickt genug deuchten, sandte er uns als Geschenk dem Sultan, mit dem er ein Geschäft machen wollte. Wir gingen aber auf der Reise durch die Hände Ismael Iben Paschas, und er behielt uns. Wir wurden, weil wir vieles verstanden, sogar seine Frauen. Das ist unsere Geschichte.

„Sage, du Schöne, sollen wir dir die kunstvollen Spiele zeigen, die wir mit dem reichen Manne treiben mußten? Oder diejenigen, die er uns lehren ließ für den Sultan? Alle kennt sie nicht einmal Ismael Iben.

Dir zeigen wir sie ... Nein, du willst nicht? Wie schade!"

„Setzt euch dorthin, du auf jenen Stein, Emina, — Farida, du auf den andern. Ich bleibe hier. Wir lassen still die kleinen Wellen um unsere Beine plätschern; sie schaukeln von einer zur andern."

Sie lächelte ihnen zu und dachte:

„Habe ich nicht viel lieber als alle eure Liebkosungen, den Wiederschein im Wasser, Farida, von deinem kupferblonden Haar das du aufbindest, und von deinen rosigen Füßen? Bin ich nicht süßer beglückt, wenn deine dunkeln Locken, Emina, um deine warmen Brüste wehn, die steif im Winde ragen, und du die Schale hochhältst, in die deine Schwester, auf den Fußspitzen, eine Traube auspreßt, Tropfen für Tropfen? ... Wartet eine Weile, es wird schon dunkel, der Mond geht auf, — dann sehe ich euch, blau vom Haar bis zu den Zehen, auf eingezogenen Beinen kauern, eine Hand an der Sohle, und Brüste, Magen, Bauch in lauter weiche Wellen zusammengedrückt, und eure Profile unter schweren Frisuren, gestreckten Halses hinausstarren über den schwarzen Teich, unter den schwarz hangenden Bäumen hindurch, ins Mondland ..."

Und zum Schluß ihrer Träumerei fragte sie sich:

„Da ich euch doch nie ganz genießen kann, da auf meiner Zunge, aus dem Herzen der süßesten Feige, immer noch eine Süßigkeit zerfließt, die ich — und ließe ich mein Leben für sie — nur ahnen kann: ist

es nicht die tiefere Wollust, die Augen zu schließen, so wie jener ins Kloster ging?"

Sie streifte manchmal bis ans Meer. Man kannte sie in den Fruchtgärten am Grunde der Strandthäler, und in den Lorbeerhainen auf den Rücken von Hügeln, wo eine salzige Brise ging. Flüchtig schritt sie vorbei, Gold und Liebe austeilend wie eine unerwartete Labsal, an schöne Geschöpfe, — und man sah ihr staunend nach und glänzenden Blicks, wie einer verirrten Nymphe mit hoch aufgebundenem Haar, vollen Schultern und schmalen Hüften. Auf ihrer Haut glitzerte es wie von Wellenschaum. In ihren Fußtapfen, hätte man glauben können, blieb etwas davon zurück.

Einmal fuhr sie mit dem jungen Flötenbläser. Es war an einem Morgen, als vor einer Scheuer, im roten Herbstlaub, der Bauer über ihn hergefallen war, ein liebetoller Wolf. Die Herzogin drohte und befahl vom Hause herunter, so lange, bis er seine Beute fahren ließ, knurrend und gebändigt. Nun saß im Wagen der Knabe vor ihren Knien. Seine fleischigen Lippen standen halb offen; unverwandt betrachtete er sie, mit dem leidenden Blick eines zarten Tieres, das zu viel geliebt ward.

„Wie verlockend, ihn zu küssen — und wie süß, es nicht zu thun. Ob er mir nicht dankbar dafür ist, mir, die er begehrt?"

Gegen Abend lag sie auf einem Felsen; er hing, von langen, braunen Gräsern umzottelt, schräg hinüber auf das Meer. Es sah herauf, sanft und geisteräugig.

Die Berge zergingen in Duft, die Schiffe durchträumten ihn, die Vögel waren silbern darin verstrickt. Sie hatte gebadet; er breitete über sie eine Decke roter Blüten. Er stand unter ihrem Felsen, mit dem Munde dicht bei ihrem, und sang eine Melodie, die von oben nach unten schwankte, versagend sich in drei traurigen Tönen verfing und belastet war mit der Schwermut einer immerwährenden Glückseligkeit.

„Dich friert?" fragte sie. „Es kommt nun wohl der Winter ... Wie bist du denn blaß? Sage einmal, bist du zuweilen glücklich?"

„Niemals," antwortete er schwach. „Sie lieben mich ja alle."

„Und du?"

„Wenn ich dich liebte?" sagte er, wie zu sich selbst. „Ob das wohl thäte? Wäre ich glücklich?"

Sie legte ihre Lippen auf seine, sie zog ihn in ihre Arme, gütig und weich. Er ließ es nur geschehen, und er zitterte. Sie spürte selber, mitten im zu warmen, nackten Dasein einen Kälteschauer, und den Hauch der Zerstörung in der Fülle der Wollust.

* * *

Sie schlief noch; Fatme stürmte herein und weckte sie, mit Weinen.

„Der arme Kleine, nun ist er tot!"

„Schon tot?"

„Sie haben ihn alle geliebt, bis er gestorben ist."

Die dicke Frau riß an ihrem Haar, preßte sich die Arme und verdrehte die Augen.

„Und nun wird es auch Winter.“

Die Herzogin lehnte sich ans Fenster. Drüben um den Schuppen wo des Knaben Lager stand, stolzierte mit Geraschel der große blaugoldene Pfau. Eine weibliche Gestalt, verhüllt, gesenkten Hauptes, kam rasch herbei und erklomm die angelehnte Leiter; es war Farida. Dann erschien ein Mädchen aus der Nachbarschaft, hastig atmend. Emina zeigte sich mit geröteten Lidern. Es nahten andere, Mägde, Hirtinnen, Gutsherrinnen, verschleiert und zaghaft, oder außer sich, unter lauten Geberden, — zuletzt auch Melek. Sie warteten am Fuß der Stiege; die eine klomm hinan, jammernd und angstvoll, die andere kehrte zurück, verklärt durch einen dankbaren Schmerz, ein letztes Mal beseligt durch den Anblick dessen, den sie alle so oft begehrt hatten, der ihnen einen Sommer lang Vergnügen bereitet hatte, und den sie beweinten da es kalt ward.

Der Bauer trat zu ihr ins Zimmer.

„Bist du zufrieden, Herrin?“

„Womit?“

Sie sah sich um.

Wände und Fliesen waren frisch gekalkt und gescheuert, Blumen standen auf dem Frühstückstisch.

„Hast du das gethan?“

„Die Annunziata that es, sie wartet draußen und möchte sich dir vorstellen.“

„Die dort in der Thür? Die ist zu dick, laß sie draußen, sie würde vielleicht nicht gut riechen.“

Er schloß die Thür.

„Du hast recht, sie ist ein wenig zu dick. Nicht als ob ich etwas gegen die fetten Frauen hätte, aber sie ist es zu sehr."

„Nun, als Magd kann man sie trotzdem verwenden. Zu heiraten brauchst du sie ja nicht."

„Das ist es eben. Ich mußte sie heiraten . . . Ja, verstehe mich nur: um ihr Grundstück zu bekommen. Es ging nicht anders."

„Ah! Sie ist deine Nachbarin? Und um deinen Besitz abzurunden, hast du sie geheiratet, während ich fort war?"

Sie lachte, aufrichtig belustigt. Er sah zu Boden, er murmelte:

„Sie ist zu dick, ich gestehe es. Ich bin für das Maß, das du, schöne Herrin, innehältst. Aber man muß Geduld haben. Sei zufrieden, du wirst besser bedient werden als bisher!"

„Nun, es ist gut, wenn ihr selber zufrieden seid."

„Wir werden es alle drei sein."

„Vorläufig hilf mir meinen Koffer packen, oder schicke mir die Magd."

„Willst du denn schon wieder ausfahren?"

„Ich gehe nach Neapel, dort werde ich wohnen."

„Du verläßt mich? Habe ich dich erzürnt, vielleicht durch meine Verheiratung?"

„Gewiß nicht. Ich war schon vorher entschlossen."

Er beugte ein Knie vor ihr und seufzte laut.

„Thue das nicht. Dein Knecht bittet dich."

„Das ist unnötig, stehe ruhig auf."

Er sprang auf die Füße und krallte sich in sein Haardickicht, mit allen zehn Fingern.

„Du bringst mich ins Unglück! Ich habe ihr ja versprochen, daß du dableibst. Sonst hätte sie mich gar nicht genommen, die Annunziata."

„Bin ich die Hauptbedingung bei eurem Geschäft? Es macht nichts, hier ist Geld. Sie wird dir nicht die Augen auskratzen."

„Bist du etwa nicht ganz zufrieden mit mir?" fragte er.

„Ich bin immer recht zufrieden mit dir gewesen."

Sie nahm Banknoten aus einem Portefeuille und sah dabei zu, wie seine Augen funkelten. Dann packte sie ihm die Hände voll.

„Immer recht zufrieden," wiederholte sie. „Drum kriegst du eine Extravergütung."

Sie erinnerte sich, ihn oftmals schwer betrunken gesehen zu haben, aus Raufereien heimgekehrt und von Neidern seines Glücks zerschunden und zerstochen, stumpf, störrisch und überaus tierisch, — aber nie hatte er sich gegen sie aufgelehnt. Er kannte sie spöttisch, gütig, heiß, übermütig oder sehr fremd, und er hatte ihr von unten zugeschaut.

Er schlich hinaus und rieb sich den Kopf. Zu seiner Frau, die gehorcht hatte, sagte er:

„Sie ist die Herrin, man muß Geduld haben."

Aber das Weib zeterte, den ganzen Tag.

Abends betrat Ismael Iben Pascha ihr Zimmer.

„Wie sich das trifft, Herzogin, daß Sie nach Neapel gehen!"

„Wieso?“

„In den nächsten Tagen — ich bin benachrichtigt worden — trifft auch der König Philipp mit seinem Minister dort ein.“

„Unser Phili? . . Mit Rustschuk, mit meinem Hausjuden?“

„Dieselben. Außerdem ist in Neapel der türkische Generalkonsul gestorben.“

„Was Sie sagen! Und wie sehen Sie feierlich aus, Ismael Iben. Im schwarzen Gehrock und in Lackschuhen — Sie, der alte Bauer.“

„Bemerken Sie noch, daß die Pforte eine bedeutende Anleihe plant und dabei Rustschuks Beistand gar nicht entbehren kann.“

„Und was bedeutet das alles?“

„Das alles kann nur bedeuten, daß durch ein Wort von Ihnen, Herzogin, an den Minister Rustschuk, und durch die Vermittelung des großen Finanzmannes bei der ottomanischen Regierung, der zum Tode verurteilte und in der Verbannung lebende Ismael Iben Pascha vom Sultan in Gnaden wieder aufgenommen und zum Generalkonsul in Neapel ernannt werden soll.“

„Werden soll?“

„Ja, Herzogin: werden soll. Und daß er von seinem einstigen Vermögen so viel zurückbekommen soll, um seine vier Frauen standesgemäß unterhalten zu können . . . Ich war ein alter Bauer uud war's zufrieden. Da sehen Sie's, daß alles umsonst ist. Das Schicksal nimmt uns am Arm und dreht uns herum. Drei Jahre lang hat es mir ein mäßiges Landleben

gegönnt, nun bestimmt es mich wieder der Welt und ihren ermüdenden Ehren. Ich unterwerfe mich."

Fatme watschelte herein.

„Auch ich unterwerfe mich. Wenn es mir beschieden gewesen wäre, wie gern wäre ich hier geblieben! Seit drei Jahren habe ich diese Villetta und meinen Diwan kaum verlassen. Was macht es mir aus, wenn ich künftig in einem Marmorsaal auf dem Diwan liege? Ich bin eine Prinzessin aus fürstlichem Hause, hier wie dort. Habe ich recht, schöne Herzogin?"

„Vollkommen."

„Des Paschas andere Frauen kommen wer weiß woher und müssen sich herausputzen. Ich mißachte den Putz solange, bis er von selber kommt. Nun werde ich bald einen neuen Spitzenumhang haben ..."

Sie träumte ein wenig, — und dann flatterten Emina und Farida herein und schwatzten und lachten und küßten.

„Wir hätten ihn mitgenommen!" sagten sie unvermittelt und gleichzeitig, und sanken sich weinend in die Arme.

Die süße Gestalt des verstummten Flötenbläsers stand auf einmal an der Schwelle zu lauter neuen Erlebnissen — und blieb dahinten.

Die Herzogin öffnete die Thür; der Kopf der Bäuerin fuhr vom Schlüsselloch zurück.

„Sie könnten nach Capua schicken. Mein Wagen und meine Dienerschaft sollen morgen früh hier sein."

„Die Frau Herzogin wird nicht wegfahren," sagte das Weib sogleich im frechen Bittstellerton.

„Gehen Sie."

„Ich hab' es schriftlich, daß Sie hierbleiben."

„Oreste!" rief die Herzogin einem Knechte zu. „Sofort nach Capua!"

Dann wandte sie sich in den Garten. Die Bäuerin, unförmlich, in Scharlach gekleidet, pockennarbig, blieb fuchtelnd immer dicht hinter ihr.

„Sie haben es versprochen, hat er mir gesagt. Gehen Sie weg und geben ihm nichts mehr, so ist er nichts mehr wert. Und ich hätte den reichen alten Orquao heiraten können! Sie könnten hier Ihr Leben beschließen, man würde Sie gut behandeln. Sie aber müssen fortgehen. Warum? Antworten Sie nicht? Wollen nicht mit mir reden? Aber Sie wissen es wohl selber nicht. Niemand weiß es. Es ist eine von den Launen der Damen — dieser verdammten Damen. Totschlagen sollte man euch!"

Im Seitengarten und aus einem weiten Gehege von Orangenbäumen erhob sich ein kleines Belvedere; eine Treppe wand sich hinauf zwischen engen Steinwänden. Die Herzogin erstieg sie rasch. Die Bäuerin wollte hinterdrein, stieß vergeblich ihre Körperfülle an den schmalen Geländern und rief eine Zeitlang wimmernd die Heiligen an. Dann schimpfte sie weiter.

„Betrogen wird man von euch, ihr Ruchlosen! Auch habt ihr keine Sitten! Ich kenne euch, in Neapel habe ich Dinge gesehen! . . Und du dort oben bist die Allerschlimmste! Du hörst mich wohl nicht? Hängt in der Nacht, weiß wie ein Geist, über der Mauer und thut als kennte sie niemand. Ich will schon

schreien, bis du's merkst. Hast du dir nicht meinen Mann genommen und alle andern dazu? Daß der schöne Junge gestorben ist, daran bist du schuld. Wie hast du ihn uns denn heimgebracht? He?"

Sie wartete; sie unterschied kaum Formen in jenem weißlichen Dämmerschein. Nur den Kopf sah sie blaß am schwarzblauen Himmel und irr umflimmert von Sternen.

„Du bist eine Zauberin!" schrie plötzlich das Weib. „Verhext hast du alle Männer und alle Weiber, daß sie nur noch Lust wollen. Alle sind liebestoll geworden, und alle toll nach deiner Liebe! An den Wegen warten sie, müßig und mit brennendem Blut, und hinter den Hecken, ob du vorüberkommst. Ob man je so etwas gesehen hat, ein Land, wo noch zum Winter die Tiere brünstig werden. Der Wein ist so schwarz dies Jahr und macht trunken, wenn man daran riecht. Und so viele Früchte wie wir heuer haben: — es geht nicht mit rechten Dingen zu. Sieh, wie groß die Orangen schon sind, und wie sie schon duften! Nicht die Heiligen thaten das. Niemand ruft sie an, — dich rufen sie an, dich, die du alle verhext hast! . . ."

Auf einmal stockte die Bäuerin, jäh erschrocken über ihre eigenen Worte. Sie starrte hinauf mit aufgerissenem Munde und herausquellenden Augen, gepackt von der abergläubischen Furcht jener verschollenen Schiffer, die in dem weißen Kinde über den Riffen von Schloß Assy die Morra erkannten: die Hexe die in Höhlen wohnte, Schuhe aus

Menschenadern trug und Herzen herausfraß aus Brüsten. Und vor der Erscheinung im Finstern, unerreichbar zerflatternd in einem Reigen von Früchten und Sternen, brach das Weib, aufkreischend, in die Knie. Es griff sich an den Kopf, stolperte empor und flüchtete, mit Geschrei und unter Bekreuzigungen.

II

Im Gasthause zu Capua fand sie einen eleganten und feurigen jungen Mann, der sich ihr vorstellte: Don Saverio Cucuru.

„Der Sohn meiner alten Freundin, der Fürstin? Kaum glaublich, und so jung? Sie sind jetzt — dreißig? Wie geht es Ihrer Mama?"

„Maman ist gestorben, sie war zu lebenslustig. Herzogin werden sich erinnern, sie wollte durchaus hundert Jahre alt werden, und ihre Geschäfte wurden immer zweifelhafterer Natur: Das muß der eigene Sohn zugeben, wenn er ein anständiger Mensch ist."

„Ich weiß, es waren Versicherungsgeschäfte — und auch Berichte an den dalmatinischen Gesandten, über meine Unternehmungen. Die alte Dame wurde sehr rot und zornig, wenn sie vom Gelde sprach das die Welt ihr schuldete, und das sie sich erobern wollte. Einmal stieß sie nach mir mit dem Krückstock ..."

„Sie ist immer röter und zorniger geworden, je

bedenklicher es mit ihren Industrieen aussah. Schließlich sollte sie vors Gericht, erlag aber noch rechtzeitig einem Schlaganfall."

„Die arme Fürstin! Und Ihre Schwestern?"

„Lilian ist eine berühmte Künstlerin."

„Ah!"

„Vinon hat einen großen Dichter geheiratet. Was wollen Sie, Herzogin, eine Liebesheirat . . . Aber Sie selber, Herzogin, Sie haben immer meine Phantasie beschäftigt, ich kann Sie versichern, seit meiner Knabenzeit schon. Welch seltsamer Glücksfall, ich treffe Sie unversehens auf einer abgelegenen Landstraße!"

Es fiel ihr ein: „Seine eigene Mutter erzählte, daß er von den Frauen lebe — schon damals. Was muß inzwischen Interessantes aus ihm geworden sein!" Sie war erfreut, und machte ihm den Eindruck einer harmlosen Frau. „Weiß sie gar nicht," dachte er, „daß man in Neapel von ihr spricht? Auch daß ich mit Schulden gespickt bin, könnte sie sich selbst sagen, und daß ich in dieser Kneipe nicht zu meinem Vergnügen sitze, sondern weil sie vorbeikommen mußte. Niemals hätte ich es für so leicht gehalten, die berühmte Herzogin von Assy an der Nase herumzuführen."

Sie speisten zusammen, und galoppierten davon in einem bekränzten Wägelchen, mit einem halbbetrunkenen Kutscher, der jauchzte und knallte. Auf dem Pferdehals klingelten die Schellen und spreizte sich die silberne Hand. Ein altes Weib mit entzündeten

Augen kam vorbei. „Hat nichts zu sagen!“ rief der Prinz aus einer gewagten Geschichte heraus, und drehte an den Hornbreloques auf seiner Weste. In einem dichten Garten am Wege, der voll später Rosen hing, hielten sie Rast. Zwischen Schlinggewächs stand ein leerer Sockel. Die Herzogin betrachtete ihren Begleiter. Er hatte kosende Mandelaugen. Er war weiß, weiß, und blauschwarz beschattet vom rasierten Bart. Er verstand wollüstige Haltungen wechseln zu lassen mit sehr markigen. Im Klange seiner Stimme ruhte die Frau die ihm zuhörte, sich aus wie auf Rosen und Mandelblüten.

„Dort oben sollten Sie stehen,“ sagte sie plötzlich.

Er hatte sich entkleidet, ehe sie ein Wort hinzufügen konnte, und kletterte hinauf. In der Stellung eines jungen Bacchus, ein Weinblatt hinter dem Ohr, gewann er sofort einen nur auf sich aufmerksamen und an allem unbeteiligten Ausdruck. Der Sockel war seine Welt, er war Marmor und unmenschlich in seiner Vollkommenheit. Die Herzogin betastete, beinahe ohne daran zu denken, seine Haut. Sie fühlte sich an wie erwärmter, geäderter Stein. Auf einmal belebte sich das Bild. Es schwankte gegen ihre Schulter und sank, nach einem gut abgepaßten Sprunge, zusammen mit ihr auf den Rasen.

Nachher lachten sie und fuhren, sehr glücklich, weiter durch den flimmernden Mittag. Die Herzogin dachte nach, wo sie seinesgleichen gesehen habe. Ein abergläubischer und falscher Bandit, durch ein geheimes Thürchen in einen blendenden Marmorgott geschlüpft, —

wer war das? .. Ah! Piſelli, Orfeo Piſelli, der Geliebte der Blà!

Bis ans Thor wurden ſie zwiſchen Weingärten von ſchlanken Reben geleitet. Dann wanden ſie ſich durch die Stadt und ihr krummes Gewimmel von Zerlumpten und ſchönen Mädchen, wie durch einen großen, ſehr ſchmutzigen Käfig, an deſſen Gitterſtäben Affen Jagd machten auf bunte Vögelchen. Die Herzogin ſah es zum erſtenmal und unterhielt ſich unerwartet gut.

„Was für eine Straße! Sie ſteigt, ſteigt, nun kommen gar Treppen! Alſo verlaſſen wir den Wagen ... An beiden Seiten der Stufen ſind Blumen aufgebaut zum Verkauf, droben flattert bunte Wäſche, zerfetzt und beſonnt, quer über den Weg. Der violette Himmel ſtrahlt herein auf Kot, Grimaſſen, bunten Bettel. Erſchreckliche Höhlen öffnen ihre Löcher neben Paläſten von altem Pomp ... Der dort an der Ecke der Avenue mit Lavaquadern, iſt das unſerer? Ich bin froh! Er iſt mit Arabesken überladen, ſie ſind ſo ſchwer, daß die Karyathiden ſich abarbeiten unter ihrer Wucht. Daneben bimmelt es auf der tollen, geſchweiften Kirche. Es bimmelt rings umher und zetert und wiehert, es plärrt Gebete, ſingt Früchte und Schuhbänder aus, es beſchwört uns um Geld, flüſtert verdächtige Angebote, es ſtiehlt, ſteckt uns Blumen ans Kleid, — ich weiß nicht mehr: es betäubt mich ...

„Gehen wir alſo hinein in unſeren Palaſt — durch dieſes Portal für Rieſen. Auf der Schwelle rekeln poſſierliche Zwerge und duften übel. Warum

stoßen Sie sie mit dem Fuß, Saverio? Lassen Sie das Volk! . . . Welch ein Durchblick auf Treppen die in der Höhe sich kreuzen, auf Altane, von Säulengängen gestützt! Hat das einen Sinn? Oder ist es die Laune unbeschäftigter Herren? . . . Nein, es hat einen Sinn: sehen Sie, wie plötzlich alles sich füllt! Sie überstürzen sich, sie rutschen die Geländer herab, alle stecken in goldbraunen Livreen. Wir müssen sehr reich sein!

„Hier oben — ich erhole mich noch kaum, bedenken Sie, daß ich lange Wochen tief im Lande versteckt war — hier sieht man auf weiten, polierten Böden zwischen hohen, weißgoldenen Thüren nichts als Stuck und Gold, blaue Porzellanvasen, eingelegte Tische, Deckengemälde: wie groß und nichtig! Werfen wir uns in die Brust bis es schmerzt! Die Herren, die es hier vor uns thaten, waren vermutlich gerade so flinke, spaßhafte Tierchen wie ihr Volk und haben sich über das Fürstentum lustig gemacht. Darum in allem diese lächerliche Überlebensgröße: ich fange an dafür zu schwärmen. Oh! Das ist unser Schlafgemach, mein Lieber? Es ist weitläufig wie ein Schlachtfeld! Rote Seide und Gold, und über dem Bett wird Hagar vertrieben. Und die Wappenblume blüht sogar noch auf der Thür des Nachtkastens!"

Sie lag auf einem steifen Sofa und lachte. Don Saverio kniete, um etwas zu thun, anbetend vor ihr.

„Ich denke nämlich an gewisse einfenstrige Zimmerchen, die ich in Venedig bewohnte. Im Marmorrahmen

der niedrigen Thür war ich selbst dargestellt, auf Emaillen, griechisch gewandet und mit der Zither . . . Es war ein wenig stolzer als dies hier. Aber was liegt nun daran? . . . Klingeln Sie, bitte!"

Sofort tollte es herbei, als liefe es auf Händen und Füßen zugleich; an der Spitze ein grinsender, glatter, behender Alter mit grauen Favoris und tiefschwarzen Brauen. Sie sagte:

„Zum Diner will ich eine Hasenpastete haben. Ich will auch Bananen essen und — nun, mir fällt's schon noch ein. Marsch! . . . Sie wissen wohl nicht, Saverio, ich habe dort drüben von Polenta und zähen Hühnern gelebt . . . Alfonso, noch etwas! Man wird mich benachrichtigen, wenn das Bad geheizt ist. Man soll Parmaveilchen hineinschütten."

„Die Frau Herzogin wird bedient werden," riefen sie ihr entgegen nach jedem ihrer Worte, unzählige Male und von allen Seiten, und sie sprangen und verrenkten sich dabei.

„Ich selbst werde die Ehre haben, die Frau Herzogin ins Bad zu geleiten," verhieß der Intendant und verbeugte sich wie ein Finanzmann. Dabei sah er nach den Augen des Prinzen.

Dann kam er nicht wieder. Sie klingelte; gerade war das Essen fertig. Es gab weder Bananen noch Hasenpastete, und die Gründe dafür deuchten ihr unzureichend; aber alles Aufgetragene war vortrefflich. Später fand sie das Bad stark parfümiert, aber nicht mit Parmaveilchen, hinter ein paar Stufen, gleich in ihrem Schlafzimmer. Sie stieg hinein; es

rauschte ein Vorhang: Don Saverio erschien, ganz Marmor.

* * *

Sie lehnte in der Frühe aus dem Fenster, zwischen den ungeheuren steinernen Launen der Fassade: großen Schnecken, Kinderköpfen, Drachenschnauzen und -schwänzen. Nebenan, auf dem wild geschwungenen Kirchenportal, ritten Posaunenengel. Tauben kamen herbeigeflogen und ließen sich nieder, wie in einem Zauberwald voll steinerner Gewächse und Ungeheuer.

Die Straße flitterte und summte in der Morgensonne. Ein junges Mädchen sah herauf, einen großen Korb am Arm mit Wäsche darin. Sie war braun und klein und geschmeidig. Ihr schwarzer Schopf war oben auf dem Kopf zusammengebunden, und sie hatte warme, sanfte Gazellenaugen. „Ich möchte sie wohl auf das afrikanische Plattnäschen küssen," dachte die Herzogin. „Übrigens kann sie mir als Wäscherin dienen."

Sie winkte dem Kinde; es nickte beglückt und hüpfte in den Thorweg. Die Herzogin wartete; dann ward sie ungeduldig und befragte ihren Kammerdiener, einen stattlichen Mann von viel Würde. Er hatte nichts gesehen; die Lakaien im Vorzimmer und auf der Treppe ebensowenig. Die Mädchen auf den Galerien, in den verwickelten Korridoren vielleicht? Sie wirbelten lachlustig und singend durcheinander; sie waren so neugierig und beugten sich über die Geländer bei jedem Schritt auf den Treppen.

„Nein!“ . . . Aber der majestätische Portier mit dem rasierten, dreifachen Kinn! Er wußte von nichts. Die Herzogin war bestürzt. Konnte ein Mensch, der vor ihren Augen die Schwelle ihres Hauses überschritten hatte, spurlos verschwinden? Prosper, ihr Jäger, machte ein bedeutungsvolles Gesicht und schwieg. Sie vermißte ihre Kammerfrau.

„Wo ist denn die Nana? Ist sie noch nicht zurück?“

„Wird sie je zurückkehren?“ meinte Prosper.

„Heute früh hat mich eine andere bedient, ein sehr brauchbares Mädchen. Sie sagte mir, Nana habe sich beurlaubt, um sich Neapel anzusehen — was mich in Erstaunen setzte; denn Nana verfährt anders, wenn sie ausgehen möchte. Wo mag sie sein?“

„Wer weiß es?“ erwiderte Prosper. „Wer weiß auch, wo ich selber nun stecken würde, wenn ich nicht einen Revolver in der Tasche trüge.“

„Was sagst du da?“

„Als ich gestern bei Dunkelwerden heimkam, hat mich Cirillo, der Portier, nicht einlassen wollen. Die Frau Herzogin brauche meine Dienste nicht mehr, sagte er. Natürlich lachte ich ihm ins Gesicht und sagte: ich begleite die Frau Herzogin schon seit Dalmatien, wo sie eine Königin war; und das ist sie geblieben, und mich wird sie nicht fortschicken . . .“

„Ich werde es nicht thun.“

„Aber gleich umringte mich ein ganzer Haufe dieser Affen und fuchtelte. Ich mußte ihnen die Waffe zeigen.“

„Es ist sehr sonderbar," sagte sie. Aber vor allem fand sie ihn lustig, den närrischen Strudel der bunten Treppengasse, die sich, ihr zu dienen, bis in ihr Haus ergoß und hoch hinauf über die großartigen Rampen. Die gelenkige, gelbschwarze Wirrnis von Dienern, Zofen und Mägden, Köchen, Grooms, Kutschern und Scheuerjungen machte sie neugierig durch ihre unverschämten Späße, ihre niedrige Demut und ihre geheimen Ränke. Es war eine neue Art von Volk. Sie erwiderten auf alle ihre Befehle: „Die Herrin wird bedient werden," und es geschah alles gut, aber anders. Sie lagen auf dem Bauch, und sie streckten ihr, sobald sie wegsah, die Zunge aus. Ihre Kammerfrau stahlen sie ihr. Keiner verriet den andern, sie hingen untereinander zusammen wie Affen im Käfig an ihren Schwänzen. „Ich bin in das Land der redenden Tiere verschlagen," meinte sie.

Sie betrachtete den Prinzen unter den Leuten die er ihr gemietet hatte. Sie buckelten vor ihm weniger als vor ihr, der Herrin; aber sie blickten aufmerksam nach seinen Augen. Vermutlich belogen sie ihn auch weniger. Sie gab so viel Geld als er verlangte, und fragte nichts mehr. Sie ergötzte sich, wie einst als Kind, in ihrem einsamen Meerschloß, an ihrer zahllosen Dienerschaft. Eine Torte war besonders wohlgeraten.

„Der Chef selbst hat sie gemacht," bemerkte Amedeo, der Kammerdiener.

„Ich will ihm meine Anerkennung aussprechen."

Prosper hatte am Ende des Saales gestanden.

Er verschwand und kam zurück mit einem halbwüchsigen, anmutigen Jungen, der seine Papiermütze abnahm und sich unbefangen verbeugte.

„Ich, gnädigste Frau Herzogin, habe die Torte gebacken," versetzte er und schnitt eine andere Fratze bei jedem Wort. Auch der Prinz war sichtlich angeregt.

„Was für ein Komiker! Singe einmal etwas!"

„Der Bengel ist überwältigend, ich will ihn heute wieder hören!" sagte sie tags darauf. Prosper ging: der kleine Bäcker war abhanden gekommen. Die Herzogin und der Jäger sahen sich schweigend an. Inzwischen erschien ein großer roter Koch und erklärte, von jeher alle Torten gebacken zu haben. Solch ein Knabe, wie die Frau Herzogin meine, sei nie im Hause gewesen.

„Wer weiß es?" sagte gelassen Don Saverio.

„Ich habe eine Verabredung im Klub," fügte er hinzu. „Prosper, meinen Mantel."

Prosper holte ihn, der Prinz verabschiedete sich. Auf einmal stockte er, die Hand im Rock.

„Meine Brieftasche! Sie muß drinnen in der Garderobe herausgefallen sein, seht einmal nach, Prosper . . . Wie, sie ist nicht da?"

„Nein, Excellenz."

„Das ist sehr sonderbar. Und ich habe sie hineingesteckt, als ich hier eintrat. Prosper hat mir den Mantel abgenommen, Sie haben es bemerkt, Herzogin. Er allein hat ihn in das Kabinett getragen, das nur diesen Eingang hat, und das niemand inzwischen be-

treten hat. Die Tasche liegt also nicht drinnen auf dem Boden? Es ist sehr sonderbar."

„Excellenz, ich bin kein Dieb," sagte der Jäger und unterdrückte sein Zittern. Don Saverio lächelte liebenswürdig.

„Wer sagt das, mein Freund. Es wäre thöricht von mir, es zu behaupten, da ich es nicht beweisen kann. Ihr seid ja inzwischen hinausgegangen, um den kleinen Bäcker zu suchen, was Euch vermutlich schon vorher als zwecklos bekannt war. An Eurer Person würde ich daher die Tasche keinesfalls mehr finden, auch wenn Ihr sie genommen hättet — was Ihr natürlich nicht thatet . . ."

„Excellenz werden mir erlauben —!" rief der Jäger und richtete sich stramm auf.

„Ich entlasse dich, Prosper," sagte die Herzogin und blinzelte ihm zu. Er war sofort beruhigt.

„Komm in mein Zimmer, ich zahle dir deinen Lohn aus, du verläßt noch heute das Haus."

„Das hätte ich nicht einmal verlangt," meinte begütigend der Prinz. „Schließlich hat der Mann wohl menschlich gehandelt."

„Prosper," sagte sie, allein mit ihm geblieben, „merkst du nicht, daß man dich los sein will? Da hast du Geld, nun geh'. Du hast weiter keine Pflichten, als manchmal unter meinen Fenstern vorbeizuspazieren. Deinen Bart wirst du vorher abschneiden."

„Es wird mir schwer, die Frau Herzogin zu verlassen," stammelte der Jäger. „Ich weiß nicht, was der Frau Herzogin hier geschieht."

„Das ist es ja, daß auch ich es nicht weiß. Und ich möchte es wissen. Darum geh', mein Alter."

Eines Morgens sah sie Don Saverio im Hause gegenüber aus dem Fenster winken.

„Wie kommst du dort hinein?" fragte sie später.

„Es gehört mir, ich habe es von der Stadt erworben."

„Ah! Auf welche Weise? Du hast noch mehr Schulden gemacht?"

„Keineswegs. Ich habe es für das Geld gekauft, womit man meine Vermittelung bezahlt hat, als du diesen Palast übernahmst. Das Haus zu unserer Rechten habe ich gleichfalls bekommen — tauschweise."

„Erkläre, bitte."

„Im Austausch gegen das Haus da drüben!"

„Aus dessen Fenstern du mir zuwinktest? Es ist aber noch immer deins!"

„Und wird meins bleiben. Denn ich hatte den Preis von fünfundzwanzig Lire für den Quadratmeter auf fünfzehn Lire und dann auf drei Lire heruntergedrückt, wovon niemand mehr Trinkgelder bekommen konnte, weder der Bürgermeister noch sonst jemand. Somit verlohnte es sich für die Stadt nicht mehr, von dem Hause Besitz zu ergreifen und die Kosten des Vermietens zu tragen, — und man läßt mir beide Häuser."

Sie dachte: „Er hat den Geschäftssinn seiner Mutter! Und er rundet seinen Grundbesitz ab, ganz so wie der Bauer den ich hinter mir gelassen habe."

„Ich bewundere dich," äußerte sie.

„Du hast Grund dazu. Du sollst sehen, wir werden zusammen die größten Grundbesitzer von Neapel. Wir werden spekulieren! Ich baue Kasernen für arme Leute!"

„Willst du Geld?"

„Ich ziehe es vor, wenn du mir Prokura erteilen willst deinem Financier Rustschuk gegenüber. Ich habe schon mit ihm gesprochen; er ist seit gestern da; ich bin ihm sehr sympathisch."

„Wem wärest du nicht sympathisch."

„Also ich bekomme die Vollmacht?"

„Das doch nicht."

„Wie? Nicht?"

„Nein."

„O, lassen wir's," sagte er leichthin. „Es eilt nicht."

Hin und wieder erbot er sich, beim Anzünden einer Cigarette, zur Abwickelung alles Geschäftlichen das sie etwa langweile. Sie erklärte, es langweile sie allerdings; sie werde einen Sekretär suchen.

Alsbald stellte sich ein kleiner Magerer bei ihr ein, mit schütteren Haaren in dem gelbsüchtigen Gesicht, und von unheimlicher Spaßhaftigkeit. Er trug einen langen blanken Gehrock, eine weiße Krawatte und abgescheuerte gelbe Schuhe. Er versicherte mit ironischer Unterwürfigkeit, daß er sich allen Diensten gewachsen fühle. Sie schickte ihn weg. Zwei Tage später erschien er nochmals: falls etwa kein anderer sich gemeldet habe —. Es war niemand gekommen. Don Saverio zuckte die Achseln. „Niemand will arbeiten."

Eines Morgens vernahm sie auf der Treppe, wie drunten ein Mensch der sich als Sekretär anbot, vom Thürsteher abgewiesen ward. Die Stelle sei besetzt, bemerkte Cirillo. Sie befahl, den Bewerber heraufzuschicken. Schließlich kam er; der Portier hatte ihm einige Dialektworte auf den Weg gegeben. Es war ein junger Mann, anständig und ärmlich, vermutlich ein Student. Er blieb auf der Schwelle stehen, blaß und aufgeregt, und erklärte sich geirrt zu haben. Plötzlich drehte er sich um und verschwand.

Der erste erneuerte seinen Besuch.

„Ich will die Frau Herzogin nicht länger hinhalten und Eurer Hoheit sagen —"

Dabei bückte er sich mit ausgebreiteten Armen bis zur Erde. Sein Gesicht war, als er es wieder aufhob, ganz auseinandergezerrt von boshaftem Vergnügen.

„— daß Eure Hoheit niemals einen andern finden werden als mich. Übrigens habe ich ein Recht auf den Posten."

„Wie heißen Sie eigentlich, mein Lieber?"

„Muzio, zu dienen, Hoheit. Cavaliere Muzio."

„Und ein Recht haben Sie, Cavaliere?"

„Weil ich Seiner Excellenz dem Prinzen den Posten bereits bezahlt habe — jawohl, bezahlt mit zweitausend Lire."

„Der Prinz läßt sich von meinem Sekretär — das ist überraschend."

„Was überrascht Eure Hoheit? Ich dachte, Eure Hoheit kennten die Gebräuche? Sonst hätte ich Sie

eher aufgeklärt . . . Der Prinz und ich haben das Geschäft gemacht, Eure Hoheit können es nicht mehr ändern. Wenn der Prinz es jetzt zuläßt, daß Sie einen andern nehmen, bekommt er's mit der Camorra zu thun."

Er grinste mit gelben Augen und Zähnen und erschöpfte sich in Zeichen rückhaltloser Ergebenheit.

„Also die Camorra!" sagte sie erstaunt und befriedigt. „Das ist offenbar das Wort, das mir fehlte!... Aber nun setzen wir uns, Cavaliere. Sie sind mir willkommen, ich behalte Sie. Erzählen Sie also und seien Sie möglichst ehrlich."

„Möglichst, sagen Hoheit! Bin ich nicht bisher mit Eurer Hoheit von wahrhaft sträflicher Ehrlichkeit gewesen? Sie werden es dem Don Saverio nicht verraten! . . ."

Er beschwor sie, mit gelben, breiten, zappelnden Fingern. Seine schütteren Barthaare bebten fieberhaft auf all den gelben Fratzen, die unter ihnen sich bildeten und zerflossen.

„Wenn Eure Hoheit dennoch etwas verraten, so bekommt es Ihnen so schlecht wie mir. Don Saverio steht sich so gut mit der Camorra."

„Das ermöglicht ihm wohl seine Häusergeschäfte. Sie sind eigentümlich glänzend."

„Auch das. O, ich könnte viel erzählen. Das heißt, ich sage nichts — weil es verboten ist. Amtlich darf ich nichts sagen. Ein Extragehalt, das Euere Hoheit mir aussetzen würden, würde mir dagegen außeramtliche Pflichten auferlegen —"

„Denen Sie genügen würden?“

„Peinlich. Ich würde alles zu erfahren wissen, was Euere Hoheit neugierig macht.“

„Da haben Sie hundert Lire. Trachten Sie herauszubringen, wohin der kleine Tortenbäcker geraten ist, den ich vermisse.“

Seine Hand schnappte nach der Banknote.

„Euere Hoheit sind bereits bedient. Denn ich selber habe den hübschen Kleinen ins Hospital gebracht, mit zwei gebrochenen Beinen, weil der Chef und die andern ihn vom Küchenbalkon hinabgestürzt hatten. Euere Hoheit hatten dem Kleinen zu viel Gnade erwiesen; es war, mit Verlaub, ein wenig unvorsichtig . . .“

„Oh!“

Sie wandte sich ab. Muzio reckte den gelben Hals lang aus und sagte nickend, wie ein schmutziger und weiser Vogel aus der Höhe:

„Das ist das Leben.“

„Sie werden es mir melden, wenn der Knabe geheilt ist; ich sorge für ihn. Erzählen Sie mehr.“

„Ich meine es gut mit Euerer Hoheit. Für hundert Lire habe ich Euerer Hoheit schon genug Schmerz zugefügt.“

Sie entließ ihn. Das nächste Mal berichtete er, der junge Mann, den sie gern statt seiner als Sekretär aufgenommen hätte, sei so plötzlich umgekehrt, weil er Grund gehabt habe, einen jähen Tod zu fürchten. „Er muß herzkrank gewesen sein,“ meinte Muzio.

„Wo steckt Nana, meine Kammerfrau?“

„Sie ist gut versorgt und läßt sich Euerer Hoheit empfehlen."

„Ist sie in Neapel?"

„Und ganz nahe. Euere Hoheit brauchten nur zu befehlen, und Nana würde eintreten. Aber Euere Hoheit werden es nicht thun, weil es der Nana nicht gut bekommen würde . . ."

„Also nicht . . . Die kleine Wäscherin, der ich gewinkt hatte?"

„O, Hoheit werden nicht beanspruchen, daß eine andere Wäscherin ins Haus kommt als die von Cirillo, dem Portier, beschützte. Das ist noch nie geschehen, wohin kämen wir damit. Die kleinen Lieferanten unterstehen dem Cirillo und entrichten ihm ihre Abgaben; die größeren haben die Ehre, von Seiner Excellenz dem Prinzen selbst besteuert zu werden. Auch die Gäste."

„Meine Gäste?"

„Fällt Euerer Hoheit das auf? Wäre es nicht vielmehr verwunderlich, wenn die Spieler, die an Don Saverios Baccaratischen gewinnen, ihm von ihrem Gewinn nichts abgäben? Auch sind manche Damen so glücklich, in den Salons Euerer Hoheit die Eroberung dieses oder jenes Engländers zu machen. Don Saverio findet mit Recht, daß sie ihm Dank schulden . . ."

* * *

Am Abend betrachtete sie aufmerksamer als sonst die Gesellschaft, die ihre Säle füllte. Diese Leute

strotzten von Brillanten und von Titeln. Die großen Frauen waren sanft, süß, mit einer Neigung fett zu werden, und einem berechneten Schmachten sehr schwarzer Augen. Die kleinen Männer waren bleich, mager, und warfen sich in die Brust, übermäßig angespannt und lebendig, alle Ermüdungen einer Spiel- und Liebesnacht im Sturm besiegend — und bestimmt, bald nach ihrem vierzigsten Jahre, ganz unerwartet und für immer in die Knie zu brechen.

Zwischen ihnen bewegte sich hier und dort ein hölzerner, aber schon gekitzelter Fremder, dem der Ruf seiner Millionen nachschleppte wie ein Kometenschweif. Der Aristokrat, mit dem Mister Williams von Ohio geschmeichelt plauderte, führte ihn zu seiner Frau. Einige Augenblicke später begab er sich ans Büffett, belegte den Teller seiner Frau und prüfte, indes er ausführlich sich selber pflegte, sie und den Fremden mit Seitenblicken . . . Die wundervolle Contessa Paradisi sah angstvoll dem Marchese Trontola und dem Lord Tumpell zu, die Ecarté spielten. Sie klappte erleichtert den Fächer zusammen, da Trontola gewann.

Die Herzogin dachte: „Es geht in diesem Hause zu wie in den Salons einer Courtisane. Alles ist zu verkaufen, am teuersten die Hausherrin. Ich wüßte gern, welchen Preis Don Saverio für mich selbst verlangen würde."

Unter den Spielern saßen mit starrenden Schnurrbärten und kalten Augen, elegant und gefährlich, die Herren Paliojoulai und Tintinovitsch. Ihre harten

Gesichter waren noch dichter als früher übersät mit haarscharfen Falten, die Körper dachte man sich noch brauner und verwitterter, mit einem grauen Gezottel unter den blendenden Hemden. Man traute diesen Hofleuten, die nicht wußten, ob das Schicksal es ihnen vielleicht dennoch vorbehielt als Croupiers zu enden, noch fremdartigere Geschichten zu als ehedem.

Der König Philipp küßte ihr die Hand; er sagte mit langsamer, knarrender Stimme, und sehr freundlich:

„Grüß Gott, Frau Herzogin, das freut mich aber wirklich, daß wir uns so gesund wiedersehen."

Und er versank in Brüten. Der König hielt sich schlecht und starrte meistens auf den Boden. Wenn er einen ansah, war seine Stirn gefaltet und sein Lächeln blaß. Durch seinen steifen und wichtigen Gang machte er den Eindruck eines älteren, hohen Beamten von endgültig verhärtetem Stumpfsinn und mit gedankenloser Übung im Abkanzeln und Beloben. Er hob noch einmal den Kopf und wies hinaus in die Flucht der Säle, endlos flitternd in der Bühnentäuschung von hundert geschliffenen Spiegeln voll Kerzenlicht, Seiden und weißen Schultern, voll vergoldeten Stucks und gemalter Fleischmassen, voll Blumen und Juwelen, Säulen aus falschem Marmor, hart gleißenden Mosaiken und weichen Augen. Der König versetzte:

„Sehr eine reizende Häuslichkeit, Frau Herzogin,

haben's sich da geschaffen, das muß ich schon sagen, — und so gemütlich."

Darauf schien er erschöpft. Rustschuk, hinter ihm, erklärte der Herzogin:

„Seine Majestät bekommen erst um zwölf Uhr ein Gläschen Portwein zu trinken. Es fehlt noch eine Viertelstunde . . . Dann werden Seine Majestät die Nacht hindurch allen Anforderungen gewachsen sein."

Sie meinte:

„Wenn Sie ihn zu Bette schickten?"

„Wo denken Hoheit hin! Wir sind stolz auf den Erfolg der Entziehungskur, der wir Seine Majestät unterworfen haben."

„Ah! Keine Wassergläser voll Sekt mit Cognac mehr?"

„Gott behüte! Ein Gläschen Porto um Mitternacht, wegen der Anreden an die Gäste; ein Gläschen roten Tischwein zum Mittagessen, mit Rücksicht auf die Zuschauer. Früher verabreichten wir auch des Morgens ein Gläschen; dies hat sich aber als unnötig herausgestellt, weil Seine Majestät am Vormittag keine weiteren Obliegenheiten haben, als mit uns Ministern zu arbeiten."

Rustschuk sagte dies mit dumpfer, sanfter Stimme und der kaum mehr hochmütigen Losgelöstheit von den Dingen, zu der ein Übermaß von Ehren und Erfolgen ihn gereift hatte. Er war scharlachrot und überall betupft mit trockenen weißen Haarbüscheln. Die Last seines Bauches beugte ihn darnieder. Im Gespräch legte er sich mit Anstrengung hintenüber; dabei floß

die bewegliche Fettmasse bald nach dieser, bald nach jener Seite; und des Gleichgewichts wegen beschrieb Kustschuk schwebende Gesten mit der linken oder der rechten Hand. Berauschende Düfte umgaben ihn und schienen allen seinen Körperteilen zu entströmen, jedem ein anderer.

„Sie haben sich erstaunlich entwickelt, Excellenz," sagte die Herzogin, und sah ihm recht tief in die Augen. „Wenn ich bedenke, daß Sie mein Hausjud sind."

Er lächelte nachsichtig, wie über eine Vertraulichkeit aus alter Zeit.

„Drum sind Euere Hoheit nicht Königin geworden," versetzte er mit gewinnender Offenheit.

„Ich verstehe nicht."

„Es ist ganz einfach. Als Nikolaus tot war, hätte es mir keine Mühe gemacht, seinen Nachfolger für krank erklären zu lassen — Kinder hat er ja nicht — und Euere Hoheit, die Prätendentin, die letzte vom ältesten einheimischen Geschlechte, aus Venedig herbeizurufen. Sie hätten ohne Widerspruch und unter Jubel den Thron bestiegen. Sie dachten wohl gar nicht daran? Nun sehen Sie, es ist auch bloß das arme dalmatinische Volk auf den Gedanken verfallen; und dem habe ich sagen lassen, Sie wollten nicht. Ah! ich habe mich gehütet, Sie zu rufen. Denn für Sie wäre ich immer nur Ihr Hausjud geblieben, — und Sie haben ja recht, warum soll ich's nicht zugeben. Alle andern haben Angst vor mir und können mich darum nicht kennen; ich heuchle weder, noch enthülle ich mich. Warum soll ich mir nicht wenigstens bei Ihnen,

Herzogin, den Überfluß eines aufrichtigen Wortes gestatten?" fragte er mit einer Gebärde, großartig in ihrer Gelassenheit.

„Ich sehe es auch nicht ein," meinte die Herzogin. Ruftschuk erwärmte sich. „Ich spreche gut," dachte er, und gewann alsbald ein wenig Vorliebe für seine Zuhörerin.

„So habe ich es vorgezogen, an Seiner Majestät die Entziehungskur vorzunehmen. Infolgedessen betrachten mich Seine Majestät als Ihren Wohlthäter und überlassen mir, um jede schädliche Anstrengung zu vermeiden, die Regierung des Landes — mir und meiner Frau."

„Ihrer Frau Gemahlin, geborener Schnaken."

„Beate Schnaken," wiederholte er mit Genugthuung.

„Ich gratuliere. Wie wird die Königin Friederike glücklich gewesen sein, daß die bewährte Beate ihrem Hause erhalten blieb!"

„Wir sind alle einig und glücklich. Dies hindert mich jedoch nicht, Herzogin, die Verwaltung von Euerer Hoheit Vermögen als eine Angelegenheit zu behandeln, mindestens so wichtig wie jedes Staatsgeschäft. Hoheit können es nicht wissen, aber ich habe Sie durch großartige Spekulationen erheblich bereichert. Vielleicht werden Hoheit es mir in Zukunft danken können."

„In welcher Zukunft?"

Der Minister wiegte den Kopf.

„Das Haus Koburg hat keine. Es lebt nur in

diesem ebenso hohen wie sympathischen Herrn, der uns nicht hört."

Und er deutete auf den König. Halb abgewandt, und gebückt, betrachtete Phili seine Füße.

„An das Haus Koburg hab' ich nie geglaubt: drum hab' ich mich zu seinem Minister gemacht . . . An Sie, Herzogin, glaubte ich zu stark. Sie wären eine unbequeme Herrin geworden, ich war recht froh, als Sie flüchten mußten."

Er berauschte sich an seiner eigenen Ehrlichkeit. „Bin ich nicht ein moderner Staatsmann?" meinte er für sich. „Wozu lügen."

„Hoffentlich kehren Sie nie zurück. Sollte aber nach dem Erlöschen des regierenden Hauses der Wille des Volkes — das sich manchmal herausnimmt einen Willen zu haben — mich dennoch zwingen Sie zu rufen: zuversichtlich werden Euere Hoheit mich alsdann nach Verdienst zu würdigen wissen."

„Seien Sie unbesorgt."

„Wenn Herzogin bedenken, daß alles was Eure Hoheit für Ihr armes Dalmatien anstrebten und, in weiblicher Gefühlspolitik befangen, natürlich nicht erreichen konnten, von mir auf das glänzendste verwirklicht wurde —"

„Wurde es?"

„Ich habe dem Lande eine Konstitution gegeben und damit die Freiheit, an eine Wahlurne zu treten. Jeder Mann erhält fünf Franken, wählt dafür meinen Kandidaten, und beglückwünscht sich zu der Freiheit. Ah! die Freiheit ist teuer, sagte ich es Ihnen nicht

voraus? Sie kostet fünf Franken für den Mann. Aber ich werde nicht ruhen; und wenn es mir gelungen ist, die Finanzen noch mehr zu heben als ich es schon that, dann führe ich, eine nach der andern, auch die Gerechtigkeit, die Aufklärung und den Wohlstand ein. Eure Hoheit werden sehen: wenn Sie ins Land zurückkehren, werden Sie vollauf befriedigt sein."

„Wahrscheinlich werde ich dann nur noch einen Wunsch haben, nämlich Sie, Excellenz, in einem Abteil erster Klasse und mit einer Vergütung von ein paar Millionen über die Grenze abzuschieben."

„Ho—heit scher—zen."

„Oder aber Sie in einen Sack genäht ins Meer werfen zu lassen."

Der Minister machte einen Schritt, der fast ein Sprung war, und schnaufte.

„Es kommt nur darauf an, wie türkisch ich das Land vorfinde," setzte sie hinzu.

„Eure Hoheit werden doch bedenken, daß ich Ihr Vermögen verdoppelt habe —"

„Und daß Sie die Freiheit erstickt haben und sogar die Sehnsucht nach ihr."

„Was kann Euerer Hoheit das machen?"

Er plapperte in großer Angst, wieder wie damals zu den unheimlichen Zeiten, als zwei Unteroffiziere, die ihn anpackten, ihn für den dalmatinischen Freiheitskampf verantwortlich machten.

„Euere Hoheit führen hier ein so heiteres Leben. Euere Hoheit sind mit der Liebe beschäftigt. Verzeihung! Man erzählt von Euerer Hoheit so viele

famose Geschichten . . . Was liegt Ihnen an der dalmatinischen Freiheit? . . Sie haben lange Jahre nur der Kunst gelebt: was ist Ihnen heute die Kunst? Heute sind Sie bei der Liebe. Beachten Euere Hoheit, bitte, wie die Herren dort Sie ansehen; sogar die Damen! Damen und Herren, alle werden hier närrisch. Man fühlt sich gekitzelt, man weiß nicht wie. Die Damen sind unnatürlich heiß, und die Herren lebendiger als man's sonst ist. Und in allen Ecken nennt man Ihren Namen, will von Ihnen mehr wissen als der Nachbar, berauscht sich am Anblick Ihres Nackens — was haben Sie für einen Nacken bekommen! — und meint schon Ihren Atem auf den Lippen zu spüren, wenn man einen Ihrer heißen Weine hinübergießt."

Er wischte sich die Stirn ab und dachte eilig: „Ich fühle mich ganz weich vor Begeisterung; sollte mir was fehlen?" Er tastete nach seinem Puls. Oder ist es bloß, weil ich, seit so vielen, vielen Jahren, wieder einmal vor einem Menschen Furcht habe? . . Jawohl, Furcht hab' ich, und noch etwas anderes, was ich erst recht nicht haben dürfte, ich, der ich in so einer gefährlichen Haut stecke."

Er keuchte, wie gepeitscht.

„Sie sind geradezu die Göttin der Liebe! Was kümmert Sie die Kunst. Was kümmert Sie die Freiheit."

„So viel wie sie mich mit zwanzig Jahren kümmerte," erwiderte sie leise und gütig.

„Die Freiheit ist nur ein Wort, ich aber bin ein Mensch, und habe immer dieselbe Seele: nur die Schick-

sale wechseln, und die Zeichen . . . Sie können das nicht verstehen, Excellenz Rustschuk — aber beruhigen Sie sich, haben Sie keine Furcht, hier wird kein Thron verspielt: wir wollen tanzen."

Sie berührte ihn leicht mit dem Fächer und sagte im Weitergehen:

„Kommen Sie."

* * *

Sie streifte an Lilian Cucuru vorbei: „Kommen Sie!"

Lilian ging mit ihr. Sie waren beide höher als die Meisten. Man sah ihre Nacken durch das Gedränge schweben und ihre Frisuren: die schwarze, mit Perlen betropfte, neben der tiefroten voll violetter Lichter. Aus einem der gefüllten Säle schob Ismael Iben Pascha sich ihnen nach, im Kreise seiner vier Frauen. Sie waren türkisch gekleidet, ihr Gemahl schritt ernst und stolz. Vinon Cucuru kam mit ihrem Gatten, dem Dichter Jean Guignol, der mit schüchternem Stolz unter seinem fahlblauen Frack eine amarantfarbene Weste zeigte. Die wundervolle Contessa Paradisi war plötzlich halbnackt; sie war aus ihrem ungeheuren Spitzenumhang herausgetreten wie aus Mondschleiern, und glitzerte von Steinen, womit ihr Fleisch besät war. Die Herzogin aber trug, ganz ohne Schmuck, ein weißes Gewand das sich unter den Brüsten und im Nacken bauschte und von der rechten Hüfte abwärts offen stand, — und sie betrat die Schwelle des Ballsaales, wie eben die Musik endete. Die Tänzer

wandelten, noch atemlos, an ihr vorbei und betrachteten sie. Hinter ihr reckten sich hundert Köpfe. Dann kam Don Saverio und führte sie in den Reigen. Sie setzte im Gehen eine Hand auf die Hüfte. Bei jedem ihrer Schritte zeigte sich ihr Schenkel in der Öffnung des kurzen Chitons, und von dem licht und grün schillernden Unterkleid knapp eingewickelt, formte er sich, ließ seine Muskeln spielen und schien zu atmen, wie ein erstaunliches und lockendes Meergeschöpf, das herbeirollte in einer durchsichtigen Welle. Alle suchten es, verloren es, zogen ihm träumend nach, gewiegt auf erschlaffenden und aufstörenden Takten wie auf einem lauen Meer voll Phosphorglanz.

Ringsum duftete es. Düfte, verborgen im Holz der Möbel, in den Bezügen der Wände, sickerten heraus. Die Frauen, in schlanken, pflanzengleich aufgeblühten und schlangenhaft raschelnden Roben, mischten wie in Kelchen die sie mit blau geäderter Hand lässig dargeboten hätten, die Düfte aus Haaren, Miedern, Fleisch, Blumen. Von Blumen war der Saal durchkränzt. Sie schwankten von Säule zu Säule, sie neigten sich, bebten mit den Tänzerinnen, deren Schultern sie streiften, und erhitzten sich wie sie.

Die Herzogin blieb in der Mitte, sie drehte sich langsam zwischen vier Säulen, die Oleanderblüten umglühten und umschaukelten. Sie legte weich den Kopf zurück; der schwere Haarknoten stand ihr steil im Nacken, und sie starrte glänzenden Auges in des Prinzen glückliches Gesicht. Er plauderte, lispelnd, in den mild verhaltenen Tönen seiner gewölbten Brust.

Sie sagte ihm, sie sei zufrieden, und sie lachte dem Pascha zu. Er schwang sich in methodischer Ausgelassenheit mit Emina, die raste. „Wir sind wieder beim Erntefest," dachte die Herzogin. „Warum sollte je der Wein zu Ende gehen?" Ohne es zu wissen, erhob sie den Arm, als hinge zwischen ihren Fingern eine volle Traube.

Plötzlich reichte ihr aus dem Getümmel heraus Lilian Cucuru die Hand. Sie zogen sich wie in ein Zelt, unter den halbaufgeschlagenen Gobelin mit Jupiters Liebesgeschichten zurück, der zwischen zwei Säulen hing. Die Herzogin ruhte, den Ellenbogen in Kissen. Lilian stand hoch daneben, ein silbernes Gewebe, knapp, hart, sehr unzugänglich, funkelte an ihren Gliedern. Stark und mattweiß brachen Nacken und Arme aus den engen Öffnungen der steilen Robe, und das Haar leckte mit tief feurigen Zungen nach den Kostbarkeiten ihrer Gestalt.

„Sie sind schön geworden!" sagte die Herzogin. Und da Lilian schwieg:

„Wir sollten uns nicht nebeneinander zeigen. Es ist grausam! Ich glaube, daß viele von denen die uns ansehen, jetzt aufrichtig unglücklich sind."

Lilian erwiderte:

„Und viele wahrhaft glücklich, glauben Sie's! Ich habe mich erst in Paris, dann in Rom auf einer Bühne ausgestellt, in Tricot und in elektrischer Beleuchtung."

„Ich weiß es. Werden Sie's auch in Neapel thun?"

„Das entscheidet Raphael Kalender. Sie sehen ihn dort drüben bei den Frauen des Paschas. Ich habe ihn zu meinem Impresario gemacht, da er mit Blanche de Coquelicot nichts mehr verdiente, — und ich verlange von ihm, wo immer er mich ausstellt, nichts weiter, als daß er den jungen Leuten Ermäßigung gewährt. Studenten und Künstler sollten fast gar nichts zahlen."

„Und Sie meinen die jungen Leute glücklich zu machen?"

„Sehr glücklich. Ich zeige ihnen öffentlich und mit gutem Gewissen eine Schönheit, deren Fälschung sie sonst verstohlen nachschleichen. Ich bin überzeugt, sie fühlen keine andere Begierde, als mich anzusehen; ich bin zu schön."

„Und zu kalt," dachte die Herzogin.

„Unter ihren Blicken reinige ich mich von den scheußlichen Berührungen des scheelen Sünders, dem ich ehemals unterworfen war. Sie haben es mit angesehen, seine Gelüste liefen mir wie etwas Feuchtes, Moderiges über die Haut . . . O, ich brauche noch täglich ein Bad reiner Bewunderung," sagte sie und sah, in Abscheu verloren, geradeaus. Darauf lebhaft:

„Und ich erhebe, wenn ich nackt und lichtübergossen auf meinem Theater stehe, einen blendenden, sieghaften Einspruch gegen die ganze Heuchelei meiner Kaste, gegen jeden Unflat und alle Sinnenfeindlichkeit!"

Die Herzogin betrachtete aufmerksam das stolze,

kühle Gesicht der andern. Sie meinte sich selbst sprechen zu hören.

„Sie sind eine Empörte, o, ich liebe Sie!“

„Sie, die Sie die Freiheit lieben! Sie, die so allein sind!“ sagte Lilian. „Sind wir nicht Schwestern?“

„So gut, wie wir jemandes Schwester sein können... Auch Sie, Lilian, sind sehr allein. Haben Sie, als Sie Jean Guignol liebten, vielleicht geglaubt, die Einsamkeit habe aufgehört?“

„Ich weiß nicht mehr. Wir hatten beide einen schönen Haß auf die guten Sitten. In den Pariser Künstlercafés, wo er mit mir lebte, waren viele wie er. Später ziehen sie die Sammetwesten aus und heiraten.“

„Er hat seine noch an, obwohl er Vinons Mann ist.“

„Er ist bedauernswert; er kann sich nicht entschließen ein ganzer Bürger zu werden. Es war ihm auch damals keinen Augenblick völlig gewiß, daß er mich entführen wolle. Schließlich bin ich's gewesen, die ihn entführt hat, kurz vor dem Tode meiner Mutter. Sie erstickte daran, und auch an ihrer bevorstehenden Verhaftung. Tamburini bekam die Gelbsucht.“

Lilian sprach unbewegt und klar von Erinnerungen die sie abgefertigt hatte. Sie war von Paris nach Rom zurückgekehrt, damit man sie vor Augen haben solle. Und Vinon, dieses Kind, hatte ihr Jean Guignol fortgenommen, der anfing berühmt zu werden. Warum er ihr folgte und sie heiratete? Aus Ehrgeiz, oder aus Furcht. Wußte man das? Seine Jugend war eben zu Ende. Und warum Vinon ihn sich nahm?

Aus Neid — und um sich zu rächen für das eigene heuchlerische Dasein, und dafür, daß Lilian eine Freie war . . . Lilian sagte, das alles bringe sie doppelt in Aufruhr, denn sie spreche zu der Herzogin von Assy —

„— zu ihr, die ich einst unter der Peitsche meiner elenden Mutter betrügen half, und für die meine Hand zu unkeusch war: ich durfte sie ihr nicht reichen. Wie hab' ich gelitten! Einmal fehlte nicht viel, und alles wäre vor der Zeit herausgebrochen! Sie waren so freiheitssüchtig wie ich, das brachte mich in Aufruhr."

„Und mich!" sagte die Herzogin. „Ich meine jahrelang an Ihrer Seite, Lilian, Empörung geatmet zu haben. Ich höre wieder San Bacco's Stimme: wie war sie schön! . . . Jetzt braust um uns her die Liebe wie eine Schlacht!"

Sie lächelte voll wollüstiger Kampfbegierde, wie einstmals, als sie die alten, grämlichen Leute im Königsschloß zu Zara ärgerte und verstörte, — und sie horchte, den Fächer bewegend, auf das laute Atmen um sie her, auf das Geseufz und Gegirre. Lauter blasse und heiße Gesichter träumten in den Spiegeln sich selber entgegen, betäubt von dem Schmachten und Aufkreischen der Walzer die wie aus dem Blute kamen, — und von den Rythmen des eigenen Leibes. Die wundervolle Contessa Paradisi lag auf der niedrigen Lehne ihres Sitzes, das breite blasse Gesicht nach oben, mit saugenden Nüstern, pulsenden Lippen, Augen, die männliche Gelüste verschlangen: ein Gesicht wie aus atmenden Blumen, jedem bereit gehalten, den es lockte seine

Lippen hineinzusenken. Kreisende Paare die sich vergaßen, schwellende Frauen die ruhten und sich darboten, und Männer mit der Nase an ihren Corsages: — sie alle warben, hauchten Gewährung und versanken unter zitterndem Schweigen oder aufgeregtem Lachen tief in den Genuß ihrer heimlichen Schauer. Im wirren Kerzenlicht legte ein roter Staub sich auf die Stirnen; und auf die Schultern sanken, langsam, langsam von den Säulen gleitend, heiß und trocken die Kränze.

* * *

Lilian drehte sich im Arm des Lord Tumpell und sah ihm hochmütig und einsam über die Achsel weg. Die Herzogin tanzte, sie wußte schließlich nicht mehr mit wem, — und betäubt, ohne ihre Glieder zu fühlen, und mit seltsam singenden Sinnen kreiste sie, kreiste. Auf allen Seiten und von allen Lippen erhob sich, wie ein Echo ihrer schwingenden, rufenden Glieder, ihr Name: zitternd vor Sehnsucht, oder hart und prahlerisch, oder wollüstig geseufzt, oder mit Bangen. König Phili, durch mehrere Gläser Portwein über Gebühr belebt, ging von einer Gruppe zur andern und horchte.

„Was erzählen's denn da von der Frau Herzogin, meine Herren: das überrascht mich aber wirklich . . ."

Er rückte, vornübergebeugt, den Kopf hin und her, in sichtlicher Unruhe.

„Ah na!" erklärte er plötzlich, „das glab i net. San denn Sie dabei gwesn?"

Die starke Geschichte setzte ihm zu; und um seine

Würde zu bewahren, entfernte er sich mit dem steifen Schritt eines hohen Beamten. Gleich darauf sank die Herzogin aus einem Wirbel von Tänzern heraus, neben ihm nieder. Ihr Begleiter zog sich zurück vor der Majestät. Phili sagte zitternd:

„Schön sind Sie, Frau Herzogin, da giebt's überhaupt gar keinen Zweifel."

„Eure Majestät haben mir das auch damals gesagt. Aber ich sah ein wenig anders aus, glaube ich."

„Ja, verändert haben's Ihnen, aber nur zu Ihrem Vorteil, ohne Kompliment."

„Ich glaube es Ihnen, Majestät."

Phili suchte, offenen Mundes, nach Worten. Mit einem Entschluß setzte er sich zu ihr, sehr zart.

„Frau Herzogin, haben denn ganz vergessen?"

„Was, Majestät?"

„Daß ich Sie geliebt hab'?"

„Gewiß, ich weiß . . . als Don Carlos. Ich habe Sie nicht erhört, wie? Verzeihen Sie mir's! Heute verstehe ich nicht, warum ich mir je die Mühe gegeben habe, eine Bitte auszuschlagen . . . Was ist Ihnen, Majestät?"

Philis graue Härchen wankten in seinem bleichen Gesicht. Er war heftig erschrocken.

„Beruhigen Sie sich. Sie brauchen nichts nachzuholen, Sie haben höhere Pflichten. Seien wir gute Freunde!"

Sie bot ihm die Hand, er tastete danach.

„Ich kann ja nicht, Frau Herzogin. Gute Freunde: das sagt man wohl. Das sag' ich jetzt auch zu allen

Weibern die mich der persönlichen Vorteile wegen gern verführen möchten. Der Rustschuk erlaubt's nicht. Er ist schrecklich streng, noch strenger als der ehemalige Hinnerich, den's weggejagt haben, weil er's mit Ihnen hielt, Frau Herzogin. Der Rustschuk hat mich ja gerettet vor die Jesuiten; sie wollten, ich sollt' hin werden durch meine Laster. Das fehlet noch! I mag ka Weib! Aber bei Ihnen, Frau Herzogin, hat's mich doch gerissen, und ich muß an die alten Zeiten denken, und denk' mir halt, ich muß doch noch mal glücklich werden. So kann's nicht weiter gehn. So ein Leben so ein elendes. Wissen's denn, Herzogin, wie ich elend dran bin? Ich will Ihnen was sagen . . ."

Er legte die Händchen bettelnd zusammen und drängte sich an sie, so ängstlich, so schwach, daß sie nur etwas an ihrer Schulter spürte wie eines Taubenflügels Beben.

„Kommen Sie mit mir heim, ich heirate Sie, Sie werden Königin. Das haben Sie doch immer gern gewollt."

Und demütig, da sie nichts erwiderte:

„Wenn's auch viel zu schad' dafür sind."

„Und die Königin Friederike?"

„Wird abgeschafft!" rief Phili sofort, beinahe kühn.

„Sie wollen also? O, Frau Herzogin, Sie ahnen nicht, was Sie Gutes thun! Was Sie noch aus mir machen können! Ein Mensch wird ich noch, ein Mensch!"

Sie nahm sein Handgelenk und sagte, als riefe sie ihn zur Besinnung:

„Sie wollen mich also nicht hier, wo ich schön und voll Verlangen bin, vierundzwanzig Stunden lang lieben — oder noch weniger — nein, Sie wollen mich zur Königin machen und Ihre Frau — beseitigen?"

„Fort mit ihr! Ich befehle es! Der Rustschuk soll ihr einen Ehebruch nachweisen, dann stecken wir sie in ein Kloster, und fertig is!"

Sie dachte:

„Da der Portwein sich morgen verflüchtigt haben wird —"

Und sie sagte, zurückgelehnt, warm und traurig:

„Dann reisen wir also bald und — lieben uns ... auf dem Throne."

Phili sprang zappelnd auf, mit im Glück verwahrlosten Blicken.

„Heute abend bin ich aber wirklich ein König! Der Rustschuk spitzt schon und laßt mich in Ruh ... Wer ist denn eigentlich der Herr von uns zwei?" schrie er streitsüchtig, und gleich darauf albern:

„Sie, Frau Herzogin, wenn man sich da schon maskieren darf, und Sie so eine schöne Griechin vorstellen, da möcht ich wohl ein Gewand anlegen wie ein König."

Sie ließ ihm einen weiten roten Mantel geben, der schleppte. Man beschaffte eine Krone aus vergoldeter Pappe, oben zu einer Lilie geschlossen und besetzt mit bunten Glassteinen. Dann stolzierte der

König einher, mit dem Scepter wippend. Rustschuk schob sich auf die Herzogin zu, er murmelte:

„Wenn das nicht ein Jammer ist. Ich habe unrecht gethan, den armen Trottel auf dem Thron zu belassen. Ich hätte Sie, Frau Herzogin, kommen lassen sollen. Warum hatte ich Furcht, frage ich mich. Was sind Sie für 'ne Frau! Genial und schön und bestrickend und alles was man will . . ."

Sie sah ihn an. In den erloschenen Augen des Staatsmannes flackerte es unheimlich auf, seine Hände flogen wie die eines Trinkers. Sein Wanst wankte gerade über ihrer Brust.

„Sie haben sich verändert seit vorhin," bemerkte sie und prüfte mit einem Senkblick voll Hinterhalt sein unter weißen Borsten ganz verzerrtes Gesicht. Rustschuk lallte:

„Ich will es wieder gut machen, glauben mir Hoheit nur . . . Hab' ich nicht schon einmal für Sie konspiriert, hab' ich nicht schon öfter meinen Souverän verraten und immer doppeltes Spiel gespielt — für Sie? Jetzt will ich mal wieder sehn, was ich machen kann. Ich lasse ihn unmündig erklären, was kostet es mich? Versprechen Sie bloß, daß Sie kommen und mich glücklich machen!"

„Wie lange?" fragte sie ruhig.

„Immer! Sie werden Königin. Wir regieren zusammen, Beate wird abgeschafft. Paßt Ihnen das?"

Sein rollendes Fett schlug ihr fast ins Gesicht. Sie tauchte mit Widerstreben zwei Finger hinein; sogleich stürzte der ganze Mann, hampelnd mit Armen

und Beinen, rückwärts in die Polster. Seine Wangen hingen zum Erschrecken tief herab, der Blick war glasig. Rustschuk tastete auf seiner geröteten Stirn umher.

„Soll ich Wasser bringen lassen?“ fragte die Herzogin und erhob sich.

„Es geht schon wieder,“ sagte er tonlos.

„Sie sind ein mächtiger Herr. Hier giebt es Leute, die sich bei Ihnen zu bedanken haben.“

Sie winkte dem Pascha. Ismael Iben torkelte herbei. Er war betrunken wie bei der Weinlese; seine Frauen geleiteten ihn links und rechts und verhüteten seinen Sturz. Er warf sich ohne Vorbereitung auf den Minister.

„Bruderherz, du mein Wohlthäter,“ sagte er stotternd, aber mit würdigem Händedruck, „was bist du für ein Mensch. Betrachten Sie ihn, Herzogin, was er für ein Mensch ist! Alles schulde ich dir: mein Leben, mein Vermögen — der Beherrscher der Gläubigen schenkte es mir zurück —, und zum Generalkonsul hat er mich gemacht in Neapel, um deiner Fürsprache willen!“

Darauf kamen ihm Thränen, und er küßte den Staatsmann schallend auf beide Wangen. Emina und Farida ahmten ihm stürmisch nach; sanft und dankbar auch Fatme. Aber Rustschuk starrte unablässig auf die große Melek; sie stand abseits, mit schwarzen Blicken und teilnahmslos. Die Herzogin sagte, leichtsinnig lachend und den Arm auf Melek's Schulter:

„Laß dir von ihm die Hand küssen, Melek! Er

ist eine gläubige Natur, er kniet gern vor solchen einfachen Gottheiten, wie du eine bist."

Melek gewährte ohne Verständnis ihre Hand. Rustschuk klebte seine gefräßigen Lippen darauf.

„Auch die ist meine Frau," erklärte zwinkernd der Pascha. „Begehrst du sie etwa? Du sollst sie haben. Schulde ich dir doch alles. Gieb mir nur eine halbe Million, und du hast sie schon. Was könnte ich dir denn abschlagen. Meine eigene Frau, du darfst für eine arme halbe Million mit ihr thun was du magst: aber nur das, du verstehst. Dann giebst du sie mir zurück, sie würde sonst unglücklich werden, sie hängt sehr an mir . . . Sage, bist du einverstanden?"

„Wie sollte er's nicht sein?" meinte die Herzogin. „Er könnte sich zwar leicht beherrschen, aber er ist so reich. Wozu sich und andern eine Freude versagen."

Darauf ging sie, um zu tanzen, und lachte dabei noch lange mit offenen, feuchten Lippen und das Lorgnon an den Augen.

Rustschuk, fahl, betupfte sich mit seinem duftenden Tuch.

„Bin ich dumm," murmelte er. „In meiner gefährlichen Haut begeht man keine solchen Dummheiten. Aber heute nacht verlieren alle den Verstand, und sogar ich. Es ist nichts daran zu ändern, und an allem ist diese Herzogin schuld!"

Er überzeugte sich mit schlechtem Gewissen, daß sie weit entfernt sich umherdrehe.

„Aber eine halbe Million! Ich sollte Prügel haben!"

Er wollte aufspringen, aber gerade erhob Melek einen ihrer mächtigen Arme, um Haar aus den Schläfen zu streichen, — und Rustschuk ergab sich.

„Nun?“ fragte der Pascha, mit schwerer Zunge und neckisch. „Gieb mir eine halbe Million, und sofort darfst du mit meiner Frau thun, was du magst. Aber auch nur das,“ wiederholte er, hartnäckig aus Weinlaune.

„Pöh!“ machte Rustschuk. Er breitete die Arme auf die Rückenlehne seines Sofas und versuchte unbeteiligt auszusehen. Schicke mir immerhin deine Frau, damit die Sache aus der Welt kommt und ich deine langweilige Redensart nicht mehr höre. Du bist ja betrunken . . . Nein, nein!“ schrie er plötzlich, alle Finger gespreizt, in großer Angst. „Bleib mir vom Leibe! Wenn ich deine Frau will, werd' ich's dich schon wissen lassen. Mach' ich ein Geschäft, so mach' ich's. Mach' ich keins, ist es meine Sache. Schau, daß du weiter kommst!“

„Wirst mich schon zurückrufen,“ meinte der Pascha aufschluckend und torkelte davon. „Sollst sie kriegen für eine halbe Million. Was könnte ich dir abschlagen? Darfst thun mit ihr was du magst. Aber auch nur das!“

* * *

Rustschuk und der Pascha wurden beneidet; sie gingen ihren Gelüsten nach, sprachen sie laut aus, verlangten sehr hohe Summen, beschimpften sich. Jeder wollte sie nachahmen, man streifte noch einige Fesseln

ab. Es ward noch ein wenig heißer zwischen den Paaren. Hier und dort zischte eine Feindseligkeit auf.

Vinon Cucuru ließ sich hinter Lorbeergebüsch von dem schönen Marchese Trontola den Nacken küssen. Ihre Schwester Lilian bog im Vorbeigehen die Zweige weg und sagte:

„Legen Sie sich keinen Zwang auf, Felice, — meinetwegen nicht. Was Sie dieser Dame thun, zählt nicht."

„Warum nicht?" fragte Vinon, unschuldig.

„Weil es dieser Dame zu viele thun."

„Ich glaube wirklich, Marquis, sie ist eifersüchtig . . . Übrigens haben wir uns noch nicht begrüßt. Gieb mir die Hand."

Lilian ließ die Zweige zurückfallen.

„Da sehen Sie's, Trontola. Ist es nicht traurig, wenn Schwestern sich nicht einmal mehr grüßen? Man kann sich hassen — dagegen sage ich nichts, aber man sollte sich doch grüßen. Übrigens hasse ich Lilian nicht, sie besitzt ja keine Überlegenheit . . ."

Lilian stand auf einmal hinter dem Gebüsch, bei den beiden andern.

„Keine Überlegenheit? Mein ist die Überlegenheit, die das gute Gewissen gewährt."

„Das ist einmal etwas Schönes."

Die Schwestern maßen einander. Lilian stand aufrecht in ihrer metallen blitzenden Schleppe wie in einem Fluß von Dolchen. Vinon ruhte, rotseiden und weich, unter Spitzen die Brüste dargeboten und das Gesicht in milchigen Glanz getaucht wie ein Opal.

„Das ist gerade um so viel schöner," behauptete Lilian, „wie ein freies Künstlerdasein schöner ist als geheime Laster."

„O, die großen Worte!" sagte Vinon sanft. „Und vor allem ist der nicht der Überlegene, der in Zorn gerät . . . Kennen Sie das Buch meiner Schwester, Marquis?"

Trontola wollte ablenken.

„Köstlich, Principessa. Es ist für Feinschmecker. Sie haben ein Talent die Dinge litterarisch möglich zu machen . . ."

„O, es handelt sich nicht um das Talent," meinte Vinon."

„Nein, denn du hast keines," erklärte Lilian.

„Von mir verlangt man auch keines. Talent ist gut für jene, die sich als Menschen nicht durchzusetzen vermögen . . . Du hast also nach deiner Flucht aus Rom ein Pamphlet über die römische Gesellschaft geschrieben. Es steht alles darin, was man weiß und nicht sagt: die ausgehaltenen Männer, die verkauften Frauen, die hochgestellten Falschspieler, die Nebeneinnahmen der Würdenträger, die Polizei im Dienst privater Leidenschaften und die vertuschten Verbrechen und die Liebesgeschichten wider die Natur, — die ganze Leier."

Trontola bemerkte, mit dem Ausdruck des Kenners:

„Ihre Frau Schwester, Principessa, hatte eine schöne Handbewegung, als sie das alles hinausschleuderte."

„Mag sein. Aber geben Sie zu, daß eine Frau,

die so etwas veröffentlicht, nicht die überlegene Rolle hat! Sie rächt sich. Die Gesellschaft hat sie verwundet, sie aber kann der Gesellschaft nichts anhaben: man braucht ihr nicht zu glauben, da sie sich ja rächt ... Was hat sie alles über Tamburini verraten; es wird ihn nicht hindern, eines Tages Bischof von Neapel zu werden. Sie ist machtlos; es bleibt ihr nichts übrig, als uns zu verachten. Finden Sie das so bewundernswert?"

Trontola rief, in wachsender Verlegenheit:

„Ihre Frau Schwester, Principessa, lebt in sehr schöner Einsamkeit!"

„In sehr schöner Einsamkeit!" behauptete Lilian selbst. Und sie wiederholte nochmals, was sie sich tausendmal von ihrem Stolze versichern ließ:

„Ich erhebe, wenn ich nackt und lichtübergossen auf meinem Theater stehe, einen blendenden, sieghaften Einspruch gegen die ganze Heuchelei meiner Kaste, gegen jeden Unflat und alle Sinnenfeindlichkeit!"

„Und zu denken, daß man sich einfach dabei amüsiert," meinte Vinon.

„Warum hast du mir Jean Guignol genommen?"

„Das ist allerdings die brennende Frage in dieser ganzen Scene."

„Ich will dir die Antwort geben. Weil du dich rächen wolltest dafür, daß ich gelebt, daß ich es gewagt hatte, zu leben, — und daß du es nicht wagtest! Und weil du den Haß unserer Mutter ererbt hast, die mich haßte für alle die reichen Betten, in die ich mich nicht legen ließ. Und den Haß der ganzen

Gesellschaft, die mir den Mut meines Lebens neidet. Und weil du selbst an Begierden lange zehren mußt, die ich schnell stille, — und heucheln mußt! Oh! all die geheime Scham einer Frau von gutem Ruf! Haben Sie gesehen, Trontola —"

Trontola machte eine mutlose Wendung.

„— wie tückisch sie vorhin den kleinen schmalen Russen behandelt hat, der beinahe weinte. Sie ist so froh ihn nicht begehren zu müssen. Ihre Begierden sind für sie Qualen . . . Aber dann beugen Sie, Marchese, sich über die arme Vinon, — und in dem Augenblick ist sie nicht ruhig, die arme Vinon — gar nicht ruhig!"

Trontola lehnte geschmeichelt ab.

„Und doch muß sie sich ruhig halten, gerade jetzt, am Vorabend ihrer Vorstellung bei Hofe! Mit samt ihrem Manne wird sie vorgestellt werden. Endlich verzeiht man ihr mein Dasein: welch Triumph! Und die Ränke, deren es bedurft hat, um das zu erreichen, und die Küsse und Bisse im Dunkeln, und das Abdanken des letzten Stolzes, und die Langeweile draußen und der Schmutz im Innern . . . Der Schmutz — o, man könnte mir Millionen und königliche Ehren verheißen, ich sage es in aller Herzensoffenheit: ich möchte nicht einen von deinen Atemzügen thun!"

„Hast du nun genug deklamiert?" erkundigte sich Vinon, geringschätzig. „Ich glaube dir gern, daß du darauf verzichtest, meinem Beispiel zu folgen. Vor allem, weil du es nicht könntest. Du möchtest wissen,

warum ich dir Jean Guignol genommen habe? Weil ich ihn liebte."

„Du betrügst ihn!"

„Was beweist das dagegen?"

„Ich aber habe ihn nicht betrogen."

„Weil du weder ihn liebst noch sonst jemand. Deine schöne Einsamkeit, laß dir sagen, ist ein Erzeugnis von Kälte und Selbstsucht."

„Weil ich mich nicht von Maman und von der ganzen Gesellschaft mißbrauchen lassen wollte?"

„O, immer die ganze Gesellschaft. Wenn du doch mit ihr kämpfen wolltest! Ich thue es."

„Du!"

„Ich! Wer sagt dir, daß ich weniger einsam bin als du? Ich setze mich und meine Begierden durch gegen die Gesellschaft. Sie läßt mir vieles hingehen, weil sie fühlt, ich würde die Zähne zeigen. O, ich würde kein Buch schreiben und der Welt ein unschädliches Schauspiel geben!"

Vinon warf sich auf ihrem Polster herum, sie erhitzte sich. Trontola drehte sich hin und her, gepeinigt und in den Sinnen aufgewiegelt durch diesen Ausbruch weiblicher Temperamente.

„Ich würde anonyme Briefe schreiben — und dadurch meinen wehrlosen Feinden lauter Makel zufügen, ohne mir selbst eine einzige Blöße zu geben."

„Pfui!" sagte Lilian.

Vinon hob ihre weißen Schultern.

„Und du erstickst nicht an so viel Verstellung?" fragte ihre Schwester, angewidert und interessiert.

„Keineswegs. Da ich mich ja ausspreche, jetzt eben, — und auf ganz unverbindliche Weise. Ich sage euch noch mehr: Ich werde nächstens den Majestäten vorgestellt werden und habe, abgesehen von denen die nicht mitzählen, zwei richtige Verhältnisse — davon eines mit dem Sohne der Dame die mich vorstellen wird."

Vinon genoß brünstig ihre eigenen Geständnisse, sie berauschte sich an ihrem gefährlichen Spiel.

„Ich erzähle euch das unbesorgt, Trontola und Lilian, meine Freunde. Sagt ihr's weiter, so glaubt euch niemand. Heute nacht wird vieles geredet und gethan, wovon morgen niemand etwas wird wissen wollen."

„Wie ich dich verachte!" rief Lilian, aus tiefer Seele.

„Ich erklärte dir schon, daß Verachtung das einzige ist, was dir übrig bleibt. Alles übrige hast du verscherzt. Nur ich bin die richtige Principessa Cucuru, — diejenige, die ihre Familie bei Hofe durchsetzt, diejenige, die sich alles erlauben darf, und die den berühmten Jean Guignol geheiratet hat. Meine Schwester hat sich bloß von ihm verführen lassen, und sie genügte ihm nur so lange als er noch ein Zigeuner war . . . Nun ist sie allein geblieben in ihrer Schwäche."

„Ich bin stark!" rief Lilian erbittert.

„Schwach bist du, es ist zu klar. Wenn man nicht imstande ist seine Leidenschaften oder seine Gelüste der Welt gegenüber zu behaupten, dann empört man sich, flüchtet ins Dickicht, schleudert Verwünschungen,

zetert über Heuchelei. Wie leicht ist solch ein Freisinn! Sie besaß ihn schon, Marquis, als sie noch im Bett des Tamburini lag. Maman wollte sie zur Abwechselung einmal in das des Raphael Kalender tragen. Was für eine Sintflut von Ekel brach da über die arme Maman herein! Und schließlich hätte die Stolze sich doch gefügt, — ich sagte es ihr schon damals. Heute ist Kalender nicht gerade ihr Liebhaber, aber ihr Ruffian, — jawohl, Marquis, Sie müssen das Wort gelten lassen! Sehen Sie dort drüben den kleinen glatzköpfigen Juden mit dem Lord Tumpell verhandeln, dem er bis an die Brust reicht. Bis vier oder halb fünf Uhr werden sie sich über die Summe geeinigt haben. Denn der weißen Lilian Unzugänglichkeit wird durch eines stark beeinträchtigt: durch ihr endloses Geldbedürfnis. O, sie hat es nötig, reicher gekleidet zu sein als die Reichste unter denen, die sie zu verachten hat. Und sie ergiebt sich, unter fortwährender Empörung, allen möglichen Männern, die mir — mir der Heuchlerin, zu schlecht wären!"

„Sie ist fertig, sie hat allen Unrat ausgespieen," sagte Lilian aufatmend und wandte sich um nach Trontola. Aber er hatte sich zurückgezogen, sehr unzufrieden mit Lilian. Er hatte geglaubt mit ihr einig zu sein; im selben Augenblick, vielleicht weil er Vinons Nacken geküßt hatte, ließ sie sich von Kalender an Tumpell verkaufen. Er fand sie übertrieben kurz in ihren Entschlüssen. Sie suchte ihn vergeblich und sah enttäuscht aus. Vinon erriet den Zusammenhang und lachte. Darauf entdeckten die Schwestern, daß sie das

Zusammensein mit einem Dritten dazu benutzt hatten, sich einmal mitzuteilen, was sie von einander hielten. Sie wunderten sich, sie hatten es gar nicht beabsichtigt. Allein gelassen, dachten sie nach, was sich noch thun ließe, fanden nichts, und versicherten einander durch einen letzten Blick, daß jede froh darüber war, nicht so sein zu müssen wie die andere. Darauf trennten sie sich.

* * *

Inzwischen tanzte die Herzogin. Sie ließ sich aus einem Arm in den andern gleiten; es war ihr, als entferne sie sich immer weiter, wie in das Geflirr der Spiegelwände hinein, wo das Fest tosend und endlos sich verbreitete über rote, wärmezitternde Lande, — und überall und durch alles Tosen rauschte, gleich weichen, schweren Seidenfahnen im Südwinde, immer nur ihr eigenes Blut.

Einmal meinte sie, ihr Tänzer sei verschwunden. Sie fühlte sich, losgelöst von allem, dahinwirbeln. Sie hielt den Kopf zurückgeworfen, die Augen fast geschlossen in der Hingabe an eine Raserei, und die Arme, weiß und edel unter Schleiern, seitwärts halb erhoben. Der Schenkel drängte sich aus dem Spalt des Gewandes, sie schwebte nur auf einer Fußspitze, erhöht, sie wußte nicht wohin, und im Genuß eines Gottes. So sah sie sich im Spiegel und lächelte einer Erinnerung zu: der Bacchantin, die sie einst, in früher Jugend, eine Nacht hindurch gewesen war, im Jahre des Krieges, zu Paris auf dem Opernball. Jene frühe und un-

verstandene Maske war der vorweggenommene Widerschein dessen, was heute Wirklichkeit war . . . „Aber ist es heute Wirklichkeit? Wo ist mein Ich? An der Stelle, wo ich gerade stehe, oder in jener Erinnerung, oder dort im Spiegel, oder in welcher Maske und in welchem Traum?"

Sie bebte von jedem Verlangen das irgendwo im Saale aufzuckte; jede Wollust in der irgend ein Körper sich dehnte, machte sie stöhnen. Sie wütete mit Lilian der Empörten, sie durchkostete Don Saverios gnädige und starke Siegergelüste. Sie empfand den kläglichen Drang des armen Königs Phili und die namenlose, sterbensbereite Sehnsucht all der jungen Leute ringsum, nach ihren Armen und ihrem Munde. Ein wenig Bitterkeit von Rustschuks gequälten Sinnen drang in sie ein, und die ganze Süßigkeit aus den verzückten Gliedern der wundervollen Contessa Paradisi.

Man sprach im Saal von dem Auftritt zwischen Lilian und Vinon. Ein paar Lauscher wiederholten Bruchstücke daraus, Trontola ergänzte sie gefällig. Er berichtete auch der Herzogin. Sie fand sich an einer Säule, unter einem Satyr aus Terracotta, der Dudelsack trat und Cymbeln schlug, mit Vinon zusammen und sagte:

„Ich liebe Ihre Schwester, Vinon. Aber Sie bewundere ich: Sie wissen, was genießen heißt! Alles muß Ihrer Lust dienen, auch die Mißgunst der Welt. Ich verstehe Sie!"

„Nicht wahr, Herzogin? Ich möchte die Lust nicht, glaube ich, wenn sie nicht so viel Heuchelei kostete!"

„Was aus Ihnen, dem hochgemuten Mädel, werden mußte! Die große Liebhaberin . . . Und die Liebhaberinnen, wie Sie und ich, kommen eher zum Genuß als die empörten Freiheitsstürmer, wie Lilian und — ich . . . Wissen Sie, daß ich Königin werden soll?"

„Sie erschrecken mich, Herzogin. Werden Sie als Königin gütig vergessen haben, was Sie heute über mich erfahren?"

„Ich werde Sie bitten, die Maitresse meines Mannes zu werden. Es würde mich erleichtern . . . Wenn ich nämlich den dalmatinischen Thron als Philis Gemahlin besteige. Ich habe die Wahl und kann es auch als Geliebte des Rustschuk thun. Wozu raten Sie mir?"

„Zum Verhältnis mit Rustschuk. Ich hätte kein Vergnügen an der Macht, wenn sie legitim wäre und keinerlei Trotz kostete und Schliche."

„Vielleicht. Ich wäre dann eine gekrönte Courtisane. Was ich durch Revolutionen nicht erzwungen habe, würde ich erspielen im Schlafzimmer."

Sie durchkostete diese Vorstellung, sie verliebte sich darin. Vinon lachte. Sie streckte lässig zwei Finger nach Trontola aus, der sich auf sie stürzte. Gleichzeitig sagte sie:

„Herzogin, mein Mann."

Und Jean Guignol verneigte sich.

* * *

Er hatte das Gesicht eines sanften Fauns, mit großer, fleischiger Nase, die ein wenig schief stand. In

seinem schwarzbraunen Bart flimmerte es rötlich. Seine hellen Brauen erstaunten, hoch oben unter der platten Frisur, und seine sonnigen braunen Augen lachten. Man durchschaute ihn schwer; denn er erschien abwechselnd schüchtern und sehr dünkelhaft, burlesk, voll Sehnsucht, abgefeimt, hilflos.

„Es ist gar zu heiß," sagte sie zu ihm. „Lassen Sie uns dort drüben Luft schöpfen."

Sie lehnten sich im Nebensaal an ein geöffnetes Fenster, einige Augenblicke lang, ohne zu sprechen. Es wehte Nordwind, sie erschauerten. Darauf wandte die Herzogin sich um und bemerkte, daß sie allein waren. Jean Guignol starrte sie immerfort an; sie fand seine Frechheit kindlich.

„Wir könnten weiter spazieren," meinte sie. „Wir haben so viel Raum . . ."

„Alles was Sie wollen, Herzogin," sagte er ein wenig heiser. „Nur sich nicht nach Ihnen sehnen!"

Sie stutzte, so ehrlich klang es.

„Wäre das so schlimm?" meinte sie, beinahe schmachtend. Er gab ihr den Federkragen um und berührte dabei mit den Fingern ihre Schultern. Sie schmiegte sich hinein, wärmebedürftig und gekitzelt. Sie blinzelte hinüber in den Ballsaal, aus dem es hervorbrach wie eine leuchtende Phosphorwolke. Drinnen lockten lauter Irrwische. Die Reihe der Säle durch die sie mit dem Dichter ging, lag inmitten aller Lichterbouquets fast dämmerig vor Einsamkeit. Die Herzogin fühlte den Krampf der getanzten Wollust sich lösen, von ihr weichen, zurückkehren in jenen Feuerherd. Sie

war müde. Ihr Herz, das gejagt hatte, schlug sehr langsam. Im Hinterkopf und auf dem Scheitel empfand sie den schmerzhaften Reiz einer geheimen Übererregung, die lauerte unter ihrer scheinbaren Schläfrigkeit. Die Nacht würde schlaflos sein, sie wußte es voraus. Und sie hätte sich gern beruhigen lassen. Sie hätte gern geliebt. Sie dehnte sich vor süßem Verlangen, ernste, zärtliche Worte zu hören, einem Knieenden die Hände um das Gesicht zu legen und sich anbeten zu lassen.

„Wäre das so schlimm?"

Und sie lächelte ihm zu, über ihre hochgezogene, volle und weiße Schulter.

„Es wäre einfach entsetzlich," erklärte er entschlossen, die Stirn in Falten.

„Aber warum?" fragte sie, aufrichtig betrübt. „Was für ein Gift könnte ich denn dem eingeben, der gerne bei mir wäre? Glauben Sie, daß ich böse bin?"

„Im Gegenteil," sagte er unbehaglich, mit kurzem Kopfrücken.

„Aber ich wüßte nicht, wen Sie lieben könnten. Kein Mensch ist imstande, zu bewirken, daß Sie ihn lieben!"

„Es ist gar nicht so schwer," sagte sie langsam, träumerisch.

Er ward immer steifer.

„Vielleicht lieben Sie also doch einen — einen, der nicht hier ist und —"

„Und?"

„Der Sie ganz versteht?"

Sie erwachte und dachte mit Lächeln an Nino.

Was verstand wohl Nino? Aber er liebte sie. Sie äußerte:

„Nur Mut verlange ich."

Und ihr Lächeln ward völlig rätselhaft, ein wenig frivol, ein wenig süß: er wußte nicht. Plötzlich fragte er:

„Finden Herzogin mich sehr dumm?"

Sie lachte hell auf.

„Ich wundere mich nur immer, wenn jemand der cynische Bücher schreibt, im Leben so — harmlos ist."

Seine große Nase sah ganz beschämt aus.

„Seien Sie nur nicht gekränkt, Sie verlieren nichts dadurch. Es ist sogar viel origineller. Zwei junge Prinzessinnen raufen sich fast um Sie — ja wirklich, als ich mit Lilian sprach, habe ich einen Moment in Vinons Augen gesehen, daß sie's nicht mehr aushielt; darauf beschäftigte sie sich mit Trontola. Sie aber streichen umher, etwas zerstreut, und unterhalten schließlich in einem Winkel eine alte Dame."

„Auch das haben Sie gesehen? Und Sie schienen so hingerissen."

„O, vielleicht scheine ich immer nur . . . Aber bleiben wir bei Ihnen. Darf ich aufrichtig sein? Man traut Ihnen, wenn man Sie sieht, Ihre Schicksale nicht zu. Sie haben eine Prinzessin entführt und eine andere geheiratet. Überdies sind Sie der Mann, der mit Versen in diesem Europa wo niemand mehr Verse liest, Furore gemacht hat wie andere mit — mit —"

„Börsencoups oder Sittlichkeitsprozessen — gerade

so. Aber betrachten Sie meine Verse! Es ist nicht nur das ganz unschuldige Fehlen des Schamgefühls, das ihr Heidentum ausmacht. Sie sind heidnisch auch darum, weil sie das Leben, das große Leben und alle seine Götter in fromme Metalle graben, weil sie im Winde, in der Sonne und hinter dem Echo noch jemand ahnen lassen, der dort aufrecht steht, und weil sie zu verstehen geben, daß dieser jemand auch wieder wir selbst sind; — weil sie uns und die mächtige Erde feiern, jedem unserer Schicksale ein schönes Gesicht geben und jede unserer Empfindungen in ihrem eigenen Körper, in ihrem gesunden, feierlichen Körper einherschreiten lassen . . . Ich bin sehr groß, Herzogin, — ich, der ich dieses Heidentum ausgesprochen habe: denn aus mir sprach die Zeit, die wunderbare, noch sehr unruhige, erst gesunden wollende Frührenaissance, der wir gehören. Die Seltenen, in denen die Zeit sich fühlt, — sie fühlen auch mich: Sie, Herzogin, vor allen. Die Massen, die mir Stürme von Beifall und Entrüstung und hundert Auflagen spendeten — sie begrüßen oder beschimpfen in mir einen gewöhnlichen Schweinigel."

Er unterbrach sich und fragte:

„Langweile ich Sie?"

Sie antwortete nicht. Darauf sagte er innig und mit einem Seufzer:

„Verzeihen Sie, meine Frage war beleidigend. Wenn Sie wüßten — mir wird alles zwei Sekunden zu spät klar . . . Nun spreche ich Ihnen also von den Prinzessinnen und sage Ihnen, was Sie schon wissen, daß ich weder ein Verführer noch ein struggle

sor lifer bin. Ich weiß selbst nicht, wie mir das alles geschehen konnte. Ich erlebe von allem nur den Widerschein. Ich stehe an einem Brunnen, zwischen zwei Statuen. Die eine ist versunken in die Betrachtung ihrer selbst, und lauscht auf sich; die andere späht in die Welt. Beide spiegeln sich, und ich prüfe sie im Wasser, wo sie ein wenig unklarer sind, ein wenig reiner, ein wenig ahnungsvoller."

„Sie dichten Ihr Leben?"

„Ja . . . Manches ist allerdings Wirklichkeit. So glaube ich, daß Vinon mich liebt. Ich glaube fest, daß sie ausschließlich mich liebt, und daß ihre Koketterie nur die andern betrügt, nicht mich."

Dies sagte er sehr stolz. Die Herzogin fand ihn rührend.

„Lilian dagegen," sagte er „ist kalt. Ich habe mir nie eingebildet, ihr etwas zu sein. Aber ich wollte sie erleben um eines schönen Verses willen! Ich entführte sie — o, ich will ehrlich sein — weil sie eine Prinzessin und schön und in ihrem Unglück mir erreichbar war. Wir sind jämmerlich, wir Männer, wir wagen nur das Erreichbare . . . Als ich sie hatte, merkte ich allmählich, daß sie mein Weib war. Sie war eine Empörte, sie war in Empörung gegen die Welt, die ihr einen Tamburini aufgezwungen hatte. Ich war ein Zigeuner voll unwissenden, schönen Hasses! Sie hatte Schmach und Flucht hinter sich und überhob sich jeder sittlichen Verpflichtung — denn sie betrog auch mich sehr anstandslos —: kurz, sie war außermoralisch gleich mir, denn ich könnte von mir die beschämend-

sten Dinge erzählen. Ah! wir waren für einander bestimmt. Sie die wild Gemachte, fühlte meine kaum erst hörbaren Verse. Sie war eine Prinzessin und arm, wie ich selber arm und ein Dichter war . . ."

„Sie lieben sie noch!"

„Und dann, als Vinon mich ihr genommen hatte und sie ganz einsam war — ihr Buch, dieses wundervolle Buch, das sie hingeschleudert hat wie eine schöne, dicke, gefleckte Schlange, zwischen sich und die Welt, so unbedenklich, so furchtlos, so frei . . ."

„Sie lieben sie noch!" wiederholte die Herzogin, entzückt. Er besann sich und ward ganz klein:

„Nein. Denn sie verachtet mich."

„Aber Sie, Sie!"

„Sie hören es, ich werde verachtet . . . Ich bin ja wie ein Kind, ich gehöre dem, der mich gut behandelt. Drum bleib' ich bei Vinon; das ist ein liebes Mädel. Wenn ich Lilian sehe — sie weicht mir nicht einmal aus, sie ist so stolz, sie ist eine solche Künstlerin! — dann möchte ich nur noch weinen bei dem Gedanken, was ich für ein Bürger bin!"

„Also lieben Sie sie."

„Liebe ich denn Sie selbst, Herzogin? Das wäre weit kitzlicher. Ah! dann müßte ich nicht bloß verzagen, weil ich ein Bürger bin. Dann dürfte ich mich ruhig aufhängen, weil ich kein Don Juan und kein Rienzo bin, kein Kunstwerk und kein großer Künstler, kein Jesus, kein blondes Kind, kein alter Clown, kein Heliogabal, kein Puck, kein Don Saverio und nicht

einmal immer ein Jean Guignol ... Denn das alles, Herzogin, alles das brauchen Sie!"

Sie blieb stehen, in großem Erstaunen. Es war in einer langen Spiegelgalerie, zwischen Gold und Kryſtallen, und ſie hörte ihre Schritte verhallen. Im Spiegel ſah ſie ihres Begleiters bewegliche Grimaſſen, ſeine ſpaßhafte Wehmut — und daß er zitterte vor heimlicher Spannung darauf, ihr auf eine wenig anzügliche Weiſe Dinge zu ſagen, die er ſchon lange umhertrug, wog, zuſpitzte. Er ſah im Spiegel ihr Lächeln und geſtand.

„Wozu Liſten! Ich ergebe mich. Ja, Herzogin, ich habe mich mit Ihnen beſchäftigt, ſchon vor vielen Jahren. Ich habe die mondainen Chroniken geleſen, habe umhergehorcht, geraten und geformt ... Ja, ich bin einer von denen, die von Ihnen Stoff zu Träumen empfangen haben: — ich bin einer der vielen. Eine Frau wie Sie wird für einen jungen Mann in der Einöde einer geſchäftigen Stadt und eines hochgelegenen Zimmers zu einer Gefährtin. In der Zeitung findet er manchmal Ihren Namen: er erblickt ihn in goldenen Lettern, und ſein Traum verfolgt Ihre goldenen Fußtapfen bis an märchenferne Geſtade, in üppige Blumenſtädte von Genüſſen rauſchend, auf liebestrunkene Meere, oder zu alten, übergewaltigen Meiſterwerken und unter die geiſtigen, alles verſtehenden Menſchen, die wir als Jünglinge irgendwo draußen vermuten, und deren Nichtvorhandenſein wir nur widerſtrebend begreifen..."

„War ich Ihre Muſe?" fragte ſie. „Sie wollen mir ſchmeicheln, aber Sie wiſſen nicht —"

„O, schmeicheln! Wozu schmeicheln, wenn man selber zu eingebildet ist, um gut beurteilt werden zu wollen! . . . Unter Ihrem Bilde, Herzogin, sah ich seit zehn, zwölf Jahren meine jungen Heidinnen, meine zerbrechlichen Tanagrafigürchen — schon damals, als sie noch ungekannt in meiner Dachkammer standen. Ich wußte von Ihnen als von der großen Freiheitsdurstigen. Dann waren Sie eines Tages die unmögliche Schönheitssüchtige. Sie sind seitdem die Wollüstige geworden, die in meinen Büchern wimmert und kreischt, und der ich meinen Ruhm verdanke."

Dies deklamierte er, unerbittlich, mit steifer Geste.

„Nun sehe ich Ihnen täglich ins Gesicht und finde täglich ein anderes. Sie sind sehr gütig, Sie sind frivol, Sie sind grausam und achtlos, oder übermütig, von reiner Heiterkeit oder weich bis zur Wehmut. Sie erschrecken tödlich den Rustschuk aus der reinen Höhe Ihres unsterblichen Freiheitstraumes. Sie stacheln und verhöhnen ihn, den armen König Phili trösten und verschonen Sie. Sie sind der leichte Geist, der mit diesen armen, wahllosen Leibern spielt . . . Plötzlich schluchzen Sie mitten im wollüstigsten Walzer wie ein gedankenloser Akkord . . . Mit Lilian fühlen Sie Empörung, mit Vinon Lust. Sie sind Vinon und Lilian und alles übrige. Ich habe Ihnen schon gesagt, was alles man sein müßte, um Ihnen zu genügen . . . Betrachten Sie sich in den Spiegeln — zählen Sie sich!"

Die Spiegel sandten sich hundertfältig ihr Bild zu. Von vorn oder mit schimmerndem Nacken, sinnen-

den Auges, oder lächelnd, oder in nachdenklicher Dämmerung, oder blaß und kalt, oder übersprüht von Freude und Kerzenschein, oder als vergehendes Phantom, wanderte und verschwand unter wechselndem Licht sie selbst — immer sie selbst — in die gläserne Tiefe.

Sie gedachte still, ein wenig traurig, der Bacchantin von einst.

„Ich hab' mich vorhin schon einmal wiedererkannt," sagte sie. „Wie ich vor langer Zeit eine Nacht hindurch gewesen war . . . Schauen Sie dort zuhinterst, klein, unter den goldenen Kränzen der Thür: das ist Chloë, die nach Daphnis ruft."

„Das kommt aus Ihrer Kindheit wieder?"

„Ja."

„Ein Spiel. Sie sind ein Spiel, das täglich neu ist. Sie sind die unerwartete Stimmung, die unverhoffte Empfindung, die in ihrem gesunden, feierlichen Körper einherschreitet. Ihre Kleider sogar sind Seele! Die Heidin, die jeden Morgen neugeboren erwacht, mit neuer Sonne in den Augen, und von der vorigen Dämmerung nichts mehr weiß! . . . In dieser Minute sind Sie ganz Geist und für ein paar Atemzüge so gestimmt, wie die rein geistigen Menschen, von denen jener Jüngling träumte, ihr Lebenlang gestimmt sind. O, es ist gut, daß Sie gleich wieder anders sein werden! Wenn es bliebe wie jetzt — als ständen Sie mit der Pastellkreide in der Hand und zeichneten mir Bilder, und ich sagte Ihnen Gedichte, und in den Austausch der Geister ließen Sie gerade genug weiblichen Zauber fließen, um dem Manne der Sie fühlt, Genie zu

geben: o, das wäre gefährlich! Man würde Sie am Ende lieben!"

„Vor einer halben Stunde," dachte sie, „hat es mich danach verlangt, von ihm geliebt zu werden."

Sie sagte unzufrieden:

„Sie haben unter allen meinen Stimmungen eine vergessen: eine sehr natürliche."

„Ach, wirklich?"

Sie sah ihn im Spiegel an. Er war elegant, weltgewandt, herausfordernd in seinem mattblauen Frack, seinem hohen Kragen, seiner amarantfarbenen Weste. Aber sein Faunsgesicht lugte hilflos hervor hinter den Stämmen eines Waldes, oder aus der hochgelegenen Kammer von der er gesprochen hatte.

Sie wandte sich zurück, den Weg den sie gekommen waren. Er blieb an ihrer Schulter und fragte, fassungslos erschreckt durch ihre Laune.

„Darf ich Ihnen ein andermal weiter erzählen, was ich in meinem Brunnen sehe, in dem Brunnen mit den zwei Stauen? Ich sehe in Brunnen und Spiegel immer Sie!"

Jakobus hatte gesagt:

„Ihnen an jedes Wasser folgen und zu jedem Stück Glas."

„Er hat Ähnlichkeit mit Jakobus, nicht bloß in diesem Wort. Er langweilt mich."

Der Ballsaal that sich brennend und wogend vor ihnen auf. Ein paar verspätete Spieler aus den Zimmern des trente et quarante, strichen darauf zu, wie geblendete Insekten.

Jean Guignol bat sanft:

„Darf ich ein leiser, gehorsamer, ein zärtlicher Deuter Ihrer Seele sein?"

Sie erwiderte:

„Es ist zwecklos, zu deuten. Es giebt so viel zu erleben."

* * *

Sie schickte ihn fort, mit ihrem Umhang.

Sogleich trat hinter einer Säule ein Herr hervor und begrüßte sie.

„Herr Tintinovitsch?"

Der Hofmann arbeitete mit seinem verwitterten Gesicht, als hätte er Nüsse zu knacken.

„Hier, Herzogin, fühlt man, wozu man geboren ist!"

„Und wozu, mein Lieber?"

„Ich habe schon viele Weiber gehabt, ich habe in Minen gearbeitet, und in Paris auf den Sofas der Spiellokale geschlafen. Ich bin jetzt Graf und sehr reich. Für Sie bin ich entschlossen, noch mehr zu thun!" rief er kraftvoll.

„Sie sagen wenigstens, was Sie meinen. Also?"

„Da drinnen, in Ihrem Ballsaal und als ich Sie tanzen sah, hab' ich mir gesagt: Graf, dein Leben ist verfehlt, wenn du die Herzogin nicht bekommst. Du willst sie mit dir nehmen, keiner soll sie mehr zu sehen kriegen. Du machst sie zur Königin von Dalmatien, dafür daß sie dich heiratet. Den König beseitigst du, deine Frau gleichfalls, den Rustschuk stampfest du zu

Bret. Alle springen über die Klinge, die dir im Wege sind. Und sie wird Königin, und du besitzest sie — immer."

„Ich danke Ihnen," entgegnete sie „Ich möchte vorher noch einen Walzer tanzen."

Tintinovitsch blieb zurück, ziemlich verdutzt.

Aber an der Schwelle sprang ihr Paliojoulai entgegen.

„Hat er Sie beleidigt durch seine Zudringlichkeit, der Schuft? Er wird sich Ihnen noch lästiger machen, ich kenne ihn. Befehlen Sie, Herzogin, so verschwindet er in dieser selben Nacht! Glauben Sie an meine ehrlichen Absichten, ich bin eine sehr bedeutende Persönlichkeit . . ."

„Und Sie werden Ihren König, seinen Minister, Ihre Frau und alle, alle umbringen, die Sie hindern mich zu heiraten, mich ganz für sich allein zu haben — immer. Das alles, weil Sie sich heute nacht ein wenig angeregt fühlen. Ich danke Ihnen für die gute Absicht."

Darauf tanzte sie — und in den Augen und dem Stammeln aller jungen Leute deren Arme ihr Corsage betasteten, erkannte sie dieselbe Sehnsucht, verhalten oder bitter oder trotzig, sie zu rauben, sie einzuschließen, zu besitzen — immer. „Nicht einer ist fähig mich zu lieben, in dieser Stunde, wo ich schön und liebesbegierig bin, und ohne an das Morgen zu denken, wo ich eine Fremde sein werde. Jean Guignol, der alle meine Regungen zergliedert, hat die eine nicht gespürt — oder nicht spüren wollen — die ihm selbst galt. Im

Grunde hatte er vielleicht Furcht — wie die andern alle ... Aber er möchte mir immer, immer zu Füßen liegen, wie Tintinovitsch und Paliojoulai es möchten, und Phili und Rustschuk und alle andern. O, ich werde manchen von ihnen genießen — vielleicht den, der jetzt eben über meiner Brust atmet. Aber es wird nur sein, als führte ich einen Strauß an die Lippen. Kein Mensch antwortet mir. Hinter dem Echo stehe wieder ich selbst: sagt mein Dichter. In allen Spiegeln, hundertfältig bis in die gläserne Tiefe, tanze ich — immer ich — ganz, ganz allein."

Die Luft des riesigen Saales war schal, säuerlich und heiß. Die Walzer wimmerten fieberhafter und matter. Am Boden raschelten lauter trockene Blumen. Das Geräusch der schleifenden Füße klang trostlos. Hinter den Vorhängen sickerte Tageslicht herein; hier und dort sah eine Frau im Spiegel sich gelb und verschwand. Rustschuk sagte zu Ismael Iben Pascha: „Damit ich Ihre Redensart nicht mehr höre," — und zog sich mit Melek zurück. Vinon war bereits in der Garderobe. Der Marchese Trontola drehte sich zwischen den Thüren umher, in der Erwartung des günstigen Augenblicks. Auf einmal entschlüpfte er, mit einem schiefen Blick auf das weinerliche Gesicht der wundervollen Contessa Paradisi. Sie tröstete sich mit Mister Williams von Ohio. Lilian wechselte ein paar Worte mit Raphael Kalender. Dann verließ sie, weiß und sehr hochmütig, den Raum, ohne den Lord Tumpell zu beachten, der sich an ihrem Wege verneigte. Er folgte ihr, gelassen und sehr hochmütig. Dort hinten

verhandelte Don Saverio geschäftlich mit einigen Herren, die am Spieltisch glücklich gewesen waren. Die Grafen Tintinovitsch und Paliojoulai begegneten sich, als die letzten, am Ausgange. Sie wollten feindselig an einander vorbei; dann machten sie kehrt, murmelten „Armer Freund", und schüttelten sich die gelenkigen Hände. Nebenan erschallte weibliches Gelächter, — und gleich darauf vertrugen sich die Hofleute um zwei schlanke, geschminkte Blondinen, deren Wagen verloren gegangen war.

Die vereinsamten Säle und ihren Glanz voll Bühnentäuschung durchmaß in Purpurmantel, Papierkrone und mit wippendem Szepter, unermüdlich der König Phili. Er versuchte von Zeit zu Zeit eine herrische Gebärde und sagte, mit den Händchen in der Luft:

„Nun, wo sind's denn hingeraten, Herr von Rustschuk? Am End sind Sie jetzt darüber aufgeklärt, wer von uns zwei der König ist? Einer ist Herr!" behauptete er, kühn aufgereckt.

Aber die Diener löschten die Kerzen. Der König sah den Schatten sein Reich verschlingen, und bewegte sich, seufzend und über seine Schleppe stolpernd, in einem immer engern Lichtkreise. Zum Schluß ward er von der Fahlheit des Morgens aus dem Hause gedrängt, an gähnenden Lakaien vorbei. Niemand gab acht auf ihn.

Die Herzogin stand auf dem Balkon ihres Zimmers; sie sah den König im Frühlicht auf der leeren Gasse. Vornübergebeugt, mit dem steifen Schritt

eines hohen Beamten und sichtlich verängstet, trippelte er in seinem wehmütigen Prunk den Treppenweg hinab. Er deuchte ihr das Ende des Festes. Sie gedachte der ungenützten Wollust, die sie selber auf ihren Lippen, ihren Brüsten, ihrem gleitenden Schenkel durch die Säle getragen hatte; der ungenützten Wollust, — und sah hinter dieser Majestät drein, nach der kein Bedarf war.

Sie schickte ihm einen Diener nach; der König hätte sich sonst verirrt. Der Mann ging gelangweilt zwei Schritte voraus; dann kam Phili, und dann ein Bäckerjunge, den das Schauspiel anzog. Einer der Holz trug, gesellte sich hinzu. Nach ihm fand ein Mädchen sich ein mit Gemüsekörben und eines mit leeren Händen, einer roten Jacke und den Spuren der Nacht im Gesicht. Sie gingen alle mit, wortlos, und traten leise auf. Ihre Mienen waren kaum spöttisch und beinahe schüchtern. In dieser seltsamen Gestalt sahen sie etwas Großes, das, sie wußten nicht warum, auf die Gasse geraten war, als Narr, und unter ihresgleichen. Die beiden Burschen hoben die Schleppe des Königs Phili vom Boden. So bog der Zug um die Ecke.

* * *

Den Cavaliere Muzio beauftragte sie, herauszubringen, wie viel Don Saverio in der vergangenen Nacht verdient habe. Muzio wußte es schon. Der Prinz hatte selbst nicht gespielt; aber seine Tantièmen von Damen und Gewinnern betrugen 55000 Lire.

„Und zu diesem glänzenden Geschäft," bemerkte

der Sekretär, „kommen die Einnahmen aus dem Nebenhause, wo Seine Excellenz ein nicht weniger glänzendes betreiben."

„Was für eins?"

„O, auch daran nehmen Damen und Herren teil, — sehr warm sogar. Es ist gewissermaßen eine Dependance des Hauses Euerer Hoheit."

„Ich will es mir anschauen."

„Ich rate Eurer Hoheit ab. Sie würden den Prinzen erzürnen. Auch würden Eure Hoheit selber zu — erstaunt sein."

„Also sagen Sie, was dort vorgeht."

„Eure Hoheit zahlen mir hundert Lire, und vieles verrate ich dafür. Aber da auch Don Saverio mir zuweilen hundert Lire verehrt, muß es etwas geben, was ich nicht verrate."

Und er grinste gelb.

Als Don Saverio sich spät am Abend zeigte, trällernd, mattweiß, geschmeidig und angetrunken, hatte er gefochten, eine Unterredung an der Börse gehabt und mit Freundinnen seiner Schwester Lilian ein Cabaret besucht. Sein Frack stand von der Brust ab, so dick war er mit Banknoten vollgestopft. Er ließ sich nieder und aß Konfekt. Er flößte der Herzogin ein wegwerfendes und auf Vorsicht bedachtes Wohlgefallen ein, wie ein schönes, gelbes, wildriechendes Tier, das sich außerhalb des Käfigs spreizte, nach erfolgreicher Handhabung von Pranken und Zähnen.

Sie küßte ihn; darauf zog er eine Liste aus der Tasche.

„Hier habe ich die Namen von würdigen Leuten, die sich um städtische Beamtenstellen bewerben. Unterschreibe das, meine Liebe. Man giebt etwas auf deine Empfehlung, und es ist allen geholfen."

„Auch dir?"

„Wieso mir? Vor allem der Kommune, der wir tüchtige Beamten zuführen. Zum Lohn giebt sie uns noch zwei Grundstücke."

„Sie ist erstaunlich freigebig, die Kommune."

„Was willst du. Wir sind Personen, auf die man Rücksicht nimmt."

Sie dachte nach. „Die Bewerber," meinte sie im stillen, „geben ihm Trinkgelder. Er giebt den Vertretern der Kommune Trinkgelder. Dafür kriegt er die Häuser nahezu umsonst. Aber die Trinkgelder läßt er mich zahlen, und die Häuser behält er."

Sie schüttelte den Kopf.

„Deine Geschäfte werden zu verwickelt. Ich folge dir nicht, du erinnerst mich an deine selige Mutter."

„Ach was. Maman bildete sich ein, ihrem verlorenen Gelde bis in die Taschen der andern nachlaufen zu müssen. Ich habe gesündere Anschauungen: ich bin überzeugt, das Geld der andern läuft so oder so in meine Taschen. Aber ihr Frauen gleicht euch alle; in Geldsachen seid ihr ausschweifend oder mutlos. Die besonnene Kraft fehlt euch ... Du magst nichts mit meinen Listen zu thun haben, wie? Ich verstehe das. Immerfort ihren Namen hinschreiben, das muß sie ja langweilen, so ein Weibchen. Auch verlange ich's nicht. Gieb mir nur Prokura. Da habe ich schon

das Papier, fix und fertig. Der Notar hat zum voraus unterzeichnet . . ."

Sie nahm das Blatt und drückte es ihm, während er noch sprach, vors Gesicht. Seine Nasenspitze stach hindurch. Er lachte melodisch:

„Welch gelungener Scherz!"

Er küßte ihren Hals. Sie erwiderte es; sie fand ihn sehr schön, wenn er geldgierig war.

Beim Auftauchen aus einer Umarmung sagte er zu ihr, die noch die Augen geschlossen hielt:

„Um es nicht zu vergessen: die Prokura, — da, das Loch kleben wir zu, es macht nichts . . . Wie, du willst nicht? Das wundert mich wirklich."

Er brachte sich vor dem Trumeau in Ordnung, ein wenig ungehalten.

„Du wirst dich besinnen. Übrigens mache ich dich darauf aufmerksam, daß du schlecht aussiehst. Man wird etwas für dich thun müssen. Wir werden die Festlichkeiten unterbrechen."

„Und die Prokura?" fragte er am folgenden Morgen, ganz obenhin, beim Eintreten in ihr Zimmer. Sie lag in der Sonne, vor dem Diwan, mit der Brust in den Kissen und die Lippen auf dem Gesicht eines schönen Mädchens. Seit gestern lebte sie in Sehnsucht nach jener kleinen Wäscherin mit den Gazellenaugen und dem afrikanischen Plattnäschen. Muzio hatte es geholt und dazu gegrinst: „Aber Hoheit dürfen ihm keine Wäsche geben". Sie gab ihm keine Wäsche.

„Wie hübsch!" sagte Don Saverio. „Also die Prokura?"

„Du langweilst mich."

„Das da bringen wir hinaus," bestimmte er sofort. Er riß die Kleine an sich und schob sie aus der Thür.

„Du bist blaß, meine Liebe, und plötzlich wirst du rot. Deine Hand ist einmal kalt, was ist dir denn?"

„Nichts Ungewöhnliches."

Sie fand ihn nicht berechtigt, sich um die Vorgänge in ihrem Körper zu kümmern. Es waren lauter Armseligkeiten, die ihrem kritischen Lebensalter angehörten. Sie wechselten täglich: Schmerzen, bald da bald dort; Beängstigungen, aus beliebiger Richtung, wie der Wind. Sie äußerte:

„Ich wundere mich über dich. Habe doch die Güte, mich allein zu lassen."

„Gereizt scheinst du auch. Es wäre lieblos, dich allein zu lassen."

Er rief aus der Thür.

„Doktor, kommen Sie herein! . . Du bist excentrisch, meine Liebe. Auch siehst du erschrecklich schlecht aus. Doktor Giaquinto wird dich untersuchen. Recht genau, Doktor!"

„Sie werden mir doch den Gefallen thun, zu verschwinden?" bat sie, sehr freundlich, und erhob sich.

Der Arzt war ein kleiner magerer Greis, in gelbem Anzug, mit gefärbtem Schnurrbärtchen, und zappelnd vor Jugendlichkeit. Er betupfte mit schmeichelnden Fingerspitzen sein lila Seidenhemd. Plötzlich, mit einem kleinen Gewaltstreich, versuchte er das Handgelenk der Herzogin zu fassen.

„Mein Puls geht in diesem Augenblick zu rasch,“ erklärte sie, und spielte mit der kleinen Kugel aus Jaspis, verschlossen mit goldenem Bügel, die der Prinz ihr hinschob, so oft er die Prokura erwähnte.

„Ein wenig Fieber habe ich möglichenfalls. Meine Hand ist nicht ganz sicher. Vielleicht ließe sie diese Tintenkugel, die sich immerhin öffnen könnte, auf Ihr schönes Hemd fallen. Wie schade wäre es!“

Der Greis machte einen Sprung.

„Das Fieber ist festgestellt bei Ihrer Hoheit,“ plapperte er, „Ihre Hoheit haben eine vollkommene Ruhe nötig. Schatten, verschlossene Fenster ...“

„Höre zu, meine Liebe,“ sagte der Prinz. „Ich selber merke mir jedes Wort.“

„Keine Ausfahrten, keine Besuche, mit einem Wort, eine versperrte Hausthür,“ versetzte der Doktor.

„Eine versperrte Hausthür,“ wiederholte Don Saverio. „Das ist wohl das Wesentliche.“

„Es scheint mir auch,“ meinte sie, überrascht und belebt. Es geschahen ja Abenteuer.

Ihr Geliebter und der Arzt zogen sich auf den Fußspitzen zurück. Von Stund an schlich die Dienerschaft unhörbar durch Gänge und Gemächer. Die Herzogin lauschte manchmal, ein wenig beängstigt. Nichts war mehr zu hören von dem närrischen Wirrwarr der redenden Tiere, die sangen, die Treppengeländer hinabtollten, logen, wedelten, und einander äffisch an den Schwänzen hingen. Sie sah nichts von ihnen, als hier und da an einer dunkeln Wand entlang eine zage Gestalt, die zusammenschrak wenn man

sie anrief, und die bleichen Gesichts etwas flüsterte. Die elektrischen Klingeln rasselten dumpf; sie waren mit Wolle umwickelt.

„Soll das lange währen?" fragte sie Muzio.

„Pst!" machte der Cavaliere, heftig erschreckt, und sprang in den Winkel. Sie lachte laut auf, darauf fiel er lang auf den Teppich.

Sie ließ Cirillo, den Thürhüter kommen und sagte ihm ihren bestimmten Wunsch, auszufahren.

„Du wirst nicht thöricht genug sein, mein Freund, mich zu erzürnen. Was erwartest du von dem Prinzen. Du weißt wohl, daß er dich nur mit meinem Gelde belohnen kann ... Hier hast du tausend Lire."

Cirillo verneigte sich, daß sein dreifaches Kinn fast am Boden schleppte. Als er in die Höhe kam, war er noch so ruhig und majestätisch wie zuvor.

„Ich verspreche dir also fünfzigtausend Lire. Willst du, so schreib ich ein Papier."

Cirillos Kniee knickten ein wenig ein, nur ganz leicht und nur eine Sekunde. Er drückte flüchtig die Augen zu, dann schien es wieder gut.

„Du willst nicht? Also geh'."

Am Abend beschied sie ihn nochmals zu sich. Es dauerte länger, bis er kam.

„Hunderttausend," sagte sie bloß.

Der feiste, betreßte Mensch brach in die Kniee.

„Gnade!" ächzte er. „Fügen Eure Hoheit nichts mehr hinzu! Ich würde es thun!"

Er raffte sich auf und stolperte hinaus.

Ihr Erbarmen währte nicht lange; dann rief sie

ihn zurück. Aber statt seiner erschien Muzio, mit einer vorwurfsvollen Grimasse.

„Warum versuchen Eure Hoheit den schwachen Menschen? Er ist nur Fleisch. Warum wenden Eure Hoheit sich nicht an mich, der ich Geist und Wille bin. Ich hätte Eurer Hoheit mit ruhiger Würde zu verstehen gegeben, daß Sie auch für hunderttausend Lire nicht ausfahren können, weil Ihre Gesundheit es verbietet . . . Auch würden Sie vermutlich nicht wiederkommen."

„Muzio, Sie sollen zweihunderttausend haben."

„Das ist ein Vermögen!" sagte er voll aufrichtiger Bewunderung. „Aber — und er ließ die erhobenen Achseln jäh sinken — ich müßte es in Amerika verzehren. Und es ist fraglich, ob ich unerstochen bis dorthin gelangte. Hier in Neapel finde ich immer zu leben; ich bin mäßig und anhänglich an die Heimat."

„Schade," meinte sie und entließ ihn. Sie war im Grunde fast beglückt durch die Festigkeit ihres Gefängnisses und durch das, was man mit ihr wagte.

Am Morgen, wenn die Treppengasse sang und flitterte, lag sie wieder im Fenster zwischen den steinernen Launen der Fassade. Neben ihr bimmelte es im violetten Himmel von der tollen, geschweiften Kirche. Die Engelchen auf den Schnecken ritten vor ihr her — ins Fabelland.

Auf der Gasse saß in einem Kreise von Wißbegierigen ein Somnambule, mit verbundenen Augen, schwarz und elend, und prophezeite Glück. Barfüßige Kerle in roter wollener Zipfelmütze schrieen Meerfrüchte

aus, schleimige, knorplige Geschöpfe, nackt oder in Schalen. Die Gesichter der Mädchen sprenkelte die Sonne, ihre Tücher leuchteten. Aus den Pfannen eines fliegenden Koches rauchte der Duft gebackener Reisrollen. Kupferne Kessel, ausgespannte Wäsche rauschten und funkelten im Winde.

Ein Alter in Lumpen und Bartstoppeln drehte drüben einen kleinen, schlechten Leierkasten. Niemand hörte unter all dem Lärm seine schwachen Töne. Schließlich stellte ein kleiner Knabe sich vor ihn hin und sang die falschen Noten des Armen mit. Der Alte ließ den Schwengel los, er ergriff den Knaben im Rücken, gutmütig und mit überraschender Kraft, und setzte ihn sich auf die Schulter.

„Wen habe ich so mit Kindern umgehen sehen?" dachte die Herzogin. „Prosper!"

Er sah sie fest an und erwartungsvoll. Sie lächelte. Darauf ging er bis unter ihr Fenster. Der Knabe stellte sich aufrecht hin, er hielt sich am Kopf des Alten, und reckte die Hand aus. Die Herzogin schrieb ein paar Worte, wickelte Banknoten in das Papier und ließ es sorgsam fallen. Der Knabe fing es und schob es in den Hals des Alten. Sie trat zurück.

„Es wäre eigentlich zu früh, wollte man mich schon befreien," dachte sie. „Aber ich möchte wissen, was daraus nun entsteht."

Und sie war gespannt, wie als Kind in ihrem Garten, wenn Daphnis sie verlassen hatte und sie sich auf die unvorhergesehenen Einfälle des nächsten Tages freute.

Aber schon gegen Abend kam Muzio.

„Hoheit, ein neuer Mangel an Vertrauen! Wodurch habe ich ihn verschuldet? Sollte es denn wahr sein, daß die Großen keine geraden Diener dulden?"

Er richtete sich edel auf, sein blankes Röckchen krachte in den Nähten.

„Hätten Eure Hoheit mich der Frage gewürdigt, ob wir die Polizei in unsere Sachen mischen sollen, so hätte ich, wahr wie immer wo lügen ohnehin unnütz wäre, Eurer Hoheit geantwortet: die Polizei würde unsere Sachen nur verwickeln. Denn sie würde nichts thun wollen, und müßte doch so thun, als ob sie etwas thun wollte . . . Aber ach, Eure Hoheit haben mich dieser Frage nicht gewürdigt. Statt meiner haben Sie einen andern ausgesandt, einen fremden, uns verdächtigen Menschen, den die Polizisten natürlich gleich festgehalten haben. Ein Glück, daß sie nur mich von dem Vorfall in Kenntnis setzten und nicht auch Seine Excellenz den Prinzen. Ich habe die Behörde um Schweigen ersucht. Seine Excellenz würde durch die wenig liebevolle Handlungsweise Eurer Hoheit einen geradezu gefährlichen Kummer erleiden."

„Das hätte mir von Herzen leid gethan," erwiderte die Herzogin. Ich will es also das nächste Mal besser anstellen, so daß es gelingt. Dann muß Seine Excellenz eilen, sich in Sicherheit zu bringen, und hat kaum noch Zeit, um mich zu weinen."

Muzio sagte:

„Ich werde es für ihn thun: für den Unglücklichen, der eine solche Frau besaß. Denn es ist ein

Unglück, Hoheit, Sie zu besitzen, wenn man Sie eines Tages verlieren soll."

* * *

Sie bekam nicht einmal Zeitungen; es hieß, man wolle ihr die Aufregungen ersparen, die sie mitbrächten. Aber die Karten der Besucher wurden ihr vorgelegt. Es war jeden Abend ein ganzer Stoß voll von Namen, die sie kaum kannte: die Besucher ihrer Feste, diejenigen, die sich ihr empfahlen, und andere, von denen sie eine Nacht lang begehrt worden war. Sie dachte an die elegante Stunde des Korso und an das bewimpelte Meer und empfand ein wenig zornige Sehnsucht. Dann besann sie sich lächelnd darauf, daß wahrscheinlich um dieser Sehnsucht willen Don Saverio ihr die Karten reichen ließ.

Er selbst zeigte sich nicht, schon acht Tage.

Sie spazierte viele Stunden lang in dem gespreizten Garten voll theatralischer Hydraulik. Aber der bocksbeinige Liebhaber stand der formenreichen Nymphe ohnmächtig gegenüber: das Wasser sprang nicht mehr. Jenseits der hohen Lorbeermauern sah sie ein Stück vom Nachbarhause. Tagsüber lag es unbelebt. „Wozu benutzt Saverio es?" dachte sie. Gegen Abend flogen die Läden auf. Dann entstand dort Licht, Gelächter, festliches Hinundher.

In einer kalten und stillen Nacht sah die Herzogin hinauf. Droben, hinter einer erleuchteten Scheibe, stand eine Frau in rotem Sammet, ausgeschnitten, weiß von Puder. Auf einmal floß Mondschein über die Herzogin.

Die dort oben riß das Fenster auf und breitete die Arme aus.

„Nana!“

Die ehemalige Kammerfrau machte trostlose Zeichen nach hinten, wo es klingelte und im Schatten goldig flirrte. Sie legte die Finger aufs Herz und an die Lippen. Die Herzogin bedeutete ihr, dies habe nichts zu sagen. Sie begann zu ahnen, welches glänzende Geschäft ihr Geliebter nebenan betreibe.

Endlich kam er.

„Guten Morgen, schöne Herrin. Du siehst schon viel besser aus. Die Langeweile hat dir gut gethan, ich bin sicher, du giebst mir jetzt Prokura.“

„Wir werden sehen.“

Sie zog ihn in ihre Arme. Er war blendend, siegesgewiß, ein göttlicher Henker.

„Hier ist Papier und Feder. Nachher die Belohnung für die kleine Frau.“

„Ah! Du glaubst, ich muß für deine Liebe zahlen? Du forderst mein Ehrgefühl heraus!“

Sie lachte ihm leise und hart, gerade in den Mund hinein. Er rötete sich und zerrte an den Spitzen vor ihrer Brust. Sie ließ ihn lange kämpfen. Sie erwiderte seine feindseligen Küsse, und bei jedem von ihnen dachte sie an eine seiner Schurkereien: an eine Erpressung, eine körperliche Gewaltthat, eine gebrandschatzte Frau. Sie hatte wütende Lust, ihn zu fragen: „Nimmst du auch von deiner Schwester Lilian etwas, wenn sie auf unsern Festen Geld verdient!“ Aber sie schwieg. „Er soll sich für den Überlegenen halten! Er

glaubt mich umstellt zu haben mit Gesindel und mich wehrlos einzufangen in seinen Lügen, seinem Häuserschwindel, seinen Bestechungen, seinen Wuchergeschäften, seinen Weiberverkäufen. Er hält mich für das Wild und sich für den Jäger, der Arme. Welch einziger Genuß, ihn ganz zu überschauen, ihn umherzappeln zu lassen von einer Schlauheit zur andern und ihn zur Hergabe seiner Liebe zu zwingen — ohne Ersatz. Ah! der Kampf um das Werk mit Jakobus war matt, verglichen mit der Lust, diesen da zur Strecke zu bringen!"

Don Saverio unterlag. Er unterlag mehrmals. Darauf entfernte er sich in übler Stimmung.

Schon am Abend war er wieder da. Sie lag müde und schmachtend, der Träumerei näher als dem Streite. Er trat nackt aus seiner Garderobe; sie zitterte vor ihm. Er war unerbittlich, sie hatte plötzlich gar keine Waffen. Er sprach gar nicht von der Prokura. Seine Eitelkeit überwog, er dachte an nichts weiter, als sich stark zu zeigen. Er nahm sie roh. Seine weißen Hände verteilten nervige Zärtlichkeiten an alle ihre Glieder. Sie fühlte sich schwach, sie begriff, daß sie eine Unklugheit begehen werde, aber es lag ihr nichts an Klugheit.

„Gieb mir den Schlüssel!" bat sie.

„Jetzt, in der Nacht?"

„Ich will aufs Land, ans Meer, frei sein."

„So unterschreib!"

„Nein! Aber ich werde aus dem Fenster schreien!"

„Man soll es vergittern. Unterschreib!"

Seine Liebkosungen fingen an, ein wenig peinvoll zu werden.

„Nein!“

Er sang, plastisch zurückgeworfen in die Kissen, die Kehle nach oben und den Arm gerundet, mit berauschendem Tenor die Arie des Fra Diavolo.

Als er schlief, saß sie daneben, mit dem Kinn in der Hand, die Brüste umflossen von ihren schwarzen Haaren, und sagte sich:

„Einmal werde ich's vielleicht thun.“

Sie spürte in der Ferne die Versuchung, ihn zu töten.

„Liebe ich ihn denn? Oder warum verfalle ich auf solchen Gedanken? Liebe ich ihn denn?“

„Ich bin verloren!“ murmelte sie, vor sich hinstarrend, im Morgengrau. „O, wer sagte das, ehemals, geradeso?“

„Die Blà! Sie hat es mir gebeichtet. An einem Punkte wußte sie plötzlich, wie es enden würde mit ihr und Piselli!“

Ein Buch von Jean Guignol lag auf dem Nachttisch: sie ließ im halben Licht die Augen über ein paar Verse gleiten, die sie auswendig wußte. Auf einmal sah sie auf und lächelte.

„Er hat unverkennbare Verwandtschaft mit Piselli. Aber die Blà und ich — O, Bice, dir war es arger Ernst. Ich, ich spiele ja nur . . .“

Sie saß schon im gläsernen Saal unter den Palmen und frühstückte und las. Don Saverio zeigte sich, gut ausgeruht; sie beachtete ihn wenig.

„Du scheinst gar keine Furcht mehr zu haben," äußerte er schließlich, gekränkt.

„Du langweilst mich einfach."

„Aber die Prokura! . . . Nun gut, ich gebe dir zwei Tage Zeit."

„Du, mir!" sagte sie, nachdenklich, hinter ihm her. Sie mußte sich besinnen, mit welchem Recht er sich eigentlich so wichtig gebärde.

Tags darauf war sie stürmisch, begehrlich, zerstörerisch. Nach einer Stunde gab er sich besiegt. Inmitten ihres Triumphes sah sie sich um.

„Was habe ich dir bei unserem Einzuge gesagt? Unser weitläufiges Schlafgemach erinnere an ein Schlachtfeld! Habe ich gut prophezeit? . . ."

Sie entfesselte ihn aufs neue. Er lag endlich zerbrochen, keuchend, mit geschwollenen Augenlidern. Sie beugte sich über ihn.

„Willst du die Prokura? Ich gebe sie dir, mein Geliebter."

„Was thäte ich damit?" flüsterte er versagend. Sie genoß dieses Wort minutenlang. Dann sagte sie sanft:

„Schau einmal, über unserm Bett wird Hagar vertrieben. Es ist die Prokura, sie weint, du jagst sie in die Wüste."

Er schlief lange. Nach dem Diner, als sie Cigaretten rauchte, geschnittene Steine betrachtete und einer Jünglingsstimme zuhörte die drunten sang, stürzte er herein, halb angekleidet.

„Eben fällt es mir wieder ein. Du hast mir die Prokura versprochen. Da, das Papier."

„Ich danke Ihnen, mein Lieber. Ich brauche es nicht."

„Wie? Ich habe aber doch nicht geträumt?"

„Durchaus nicht. Obwohl Ihr Geist nicht übermäßig wach war. Aber ich habe sie Ihnen versprochen."

„Und —"

„In jenem Augenblick würde ich sie Ihnen vielleicht sogar gegeben haben: wer weiß."

„Es ist schrecklich —"

Er griff nach seiner Stirn, die perlte.

„Sie zittern, Freund. Sie werden nervös und müssen sich schonen. Ich werde den guten Doktor Giaquinto kommen lassen, dessen Ratschläge mir so nützlich gewesen sind."

„Aber Sie haben versprochen!"

„Beruhigen Sie sich, ich leugne ja nicht."

„Und was man versprochen hat —"

Er wiederholte immerfort, indes sie die Achseln zuckte:

„Wenn man doch versprochen hat!"

Er begriff sie nicht; sie entrüstete ihn aufrichtig.

* * *

Sie saß, eines Morgens, mit einer Karte in der Hand, die sie unter einem Haufen von andern, jüngst abgegebenen hervorgezogen hatte. Sie rollte sie zwischen den Fingern und dachte dabei an den Charakter ihres Sekretärs. Als er kam, gab sie ihm das Billet. Er las:

„Lady Olympia Ragg.“

Darauf starrte er sie an, angestrengt forschend.

„Ich bitte Sie, Muzio, ich bitte Sie ganz einfach, diese Dame aufzusuchen. Niemand wird je erfahren, daß Sie es gethan haben. Sie sagen ihr nur, ich sei wieder gesund und wünsche auszufahren, wozu ich sie um ihre Hilfe ersuche. Lady Olympia wird fragen, was sie thun könne. Dann werden Sie sie einladen, mit Ihnen zu diesem Herrn zu gehen.“

Sie reichte ihm einen offenen Brief. Muzio erblickte die Adresse des englischen Konsuls, Mister Wolcott. Darauf sah die Herzogin zum erstenmal seit sie ihn kannte, aus seinem Gesicht allen Spott verschwinden. Er neigte sich tief und rückhaltlos.

„Hoheit, Sie sind bewunderungswürdig. Ich werde alles thun, um Ihnen zu dienen, aus reiner Bewunderung . . .“

Er legte die Hand aufs Herz.

„. . . und weil man einer Frau von solchen Eingebungen wohl oder übel ihren Willen lassen muß. Es würde nichts nützen.“

Sie rief lebhaft und erfreut:

„Es würde nichts nützen: ganz dasselbe sagte ich mir vorhin, und meinte meinen Kampf mit Ihnen. Er ist mir nicht unsympathisch, der Muzio, so sagte ich mir. Er hat eine uneigennützige Lust an der Intrigue. Er wird mich nicht so bald entkommen lassen, er wird sich im Erfinden von Listen mit mir messen, so lange ich's aushalte. Er ist wirklich geschickt: ich glaube, er wird meine Anschläge immer wieder durchkreuzen. Es

nützt nichts, ich muß ihn ins Vertrauen ziehen, das Spiel würde sonst ewig dauern. Sobald ich ihm sage: Cavaliere, ohne Sie bin ich hilflos, — verachtet er mich milde und läßt mich laufen."

Sie lächelte. Er wehrte ab, unter Beteuerungen.

„Sodann die Geldfrage, sagte ich mir, die kommt bei Muzio lange nachher ... Aber es versteht sich, daß ich sie nicht vergessen werde."

Er winkte vornehm.

Zur Stunde des Dejeuners saß sie allein und wartete, angenehm gespannt. Amedeo hatte zu seiner Verwunderung drei Gedecke auflegen müssen. „Wird es ohne Gewaltthat verlaufen?" meinte sie. „Cirillo verfügt über ziemliche Körperkräfte."

Es schlug eins. Im Vorzimmer erklangen gelassene Stimmen. Die Thürflügel gingen lautlos auf. Lady Olympia trat ein, nur wenig eiliger als sonst:

„Süße Herzogin, ich bin entzückt."

Ein untersetzter Herr mit fuchsiger Perrücke, rötliche Favoris in dem rötlichen Gesicht, zog die Hände aus den Hosentaschen.

„Mister Wolcott," sagt Lady Olympia. „Und hier ist mein Sohn. Komm, Houston!"

„Sir Houston, es freut mich ... Amedeo, ein viertes Couvert."

Amedeo schien beglückt. Die Lakaien überschlugen sich vor Diensteifer. Draußen versuchte eine Zofe einen kleinen Triller. Plötzlich schrillten die Klingeln wieder so scharf wie früher.

Man bedauerte die Krankheit der Herzogin auf

italienisch, dann unterhielt man sich auf englisch von der Camorra. Sir Houston hörte zu und aß stark. Er war blond, jung, roch frisch, und hatte große, wohlgebildete Gliedmaßen.

„Euere Hoheit könnten mit Milady und mir das Haus verlassen und nicht wiederkommen," sagte Wolcott. „Aber der Prinz würde sich nicht für geschlagen halten. Vorher muß man ihn hoffnungslos bloßstellen."

„Davon lebt Einer hier in Neapel, vom Bloßgestelltwerden," warf Lady Olympia hin, höchst verächtlich. „Wie sollte man ihn sonst fürchten?"

„Aber vor anständigen Leuten," behauptete der Konsul. „Die Gauner werden ihn dann verleugnen. Seine Excellenz muß für einige Zeit verschwinden, und die Frau Herzogin wird endgültig von seinen Ansprüchen befreit sein."

„Wo sind die anständigen Leute?"

„Es giebt einige. Ich werde sie zusammensuchen. Ferner die ganze Kolonie."

„Für heute Abend!" rief die Herzogin.

„Es wird zwar schwer halten. Aber ich mache es. Ich gehe persönlich zu allen Leuten und stelle ihnen ungewöhnliche Dinge in Aussicht."

„Und mit Recht, Mister Wolcott; denn es wird ganz lustig werden. Da, ich mache Ihnen noch die Liste meiner Freunde . . .

„Alfonso!" befahl sie. „Meine Gäste bleiben hier. Lassen Sie Zimmer herrichten."

Der Intendant verbeugte sich in großer Hast und verschwand. Nach einer Weile rief sie ihn zurück:

„Zeigen Sie den Herrschaften ihre Zimmer.“

„Zimmer?“ fragte er.

„Alfonso, heute macht ihr keine Scherze mehr, verstehst du? Ihr wartet ab, was ich für welche mache.“

„Und Seine Excellenz?“ rief der glatte Alte in der Fistel, und begann zu zappeln. „Wie kann ich Zimmer geben? Von diesem Frühstück werden Seine Excellenz nichts erfahren. Wenn Euere Hoheit sich etwa aus dem Hause entfernen sollten, so wird niemand wissen, wie es geschehen konnte. Das Thor steht offen. Cirillo der Thürhüter liegt zu Bett, er hat Rheumatismus; was wollen Seine Excellenz dabei thun ... Aber Zimmer, — wie kann ich Zimmer an Gäste vergeben, in diesem Hause, wo eine Grabesruhe herrschen muß, da ja Euere Hoheit schwer krank sind.“

„Heute abend, mein Guter, werden zweihundert Leute kommen. Du kannst Seiner Excellenz sagen, daß du niemand siehst: dich blind stellen, das ist das Gescheiteste. Vielleicht hält Seine Excellenz die zweihundert dann für eine Sinnestäuschung. Nun also die Zimmer.“

„Hoheit, ich kann nicht!“

Er krümmte sich, sprang umher, schnitt Fratzen und wimmerte.

Sir Houston hatte noch kein Wort gesprochen. Er betrachtete neugierig und reglos den Alten in seinem Frack und seinen Kniehosen, wie ein boshaftes Tier, das sich unnütz abarbeitete. Unvermutet machte er, ohne seine Ruhe zu verlieren, einen Schritt vorwärts

und stieß dem Intendanten die Faust unter die Nase. „Die Zimmer!“ sagte er auf englisch. Alfonso rollte unter einen Tisch; man sah ihm verwundert nach. Er kam wieder zum Vorschein, die Hand am Gesicht; ihrer Höhlung enttropfte es schwärzlich. Er verneigte sich sehr tief, erst vor Sir Houston, dann vor der Herzogin, und ging.

„Sie sind sehr brauchbar,“ erklärte die Herzogin dem jungen Manne. Ich gedenke Sie heute abend noch zu verwenden.

Er zog sich, ganz allein, ins Billardzimmer zurück. Der Konsul ging aus. Lady Olympia sagte zu ihrer Freundin.

„Süße Herzogin, ich bin zufrieden. Sie haben bereits angefangen, aus meinen Ratschlägen Vorteil zu ziehen. Sie lassen die Männer in ihren Dichtungen fiebern, nicht wahr, und nehmen sich die Wirklichkeit, die so einfach ist. Macht sie nicht viel Vergnügen, die Wirklichkeit? .. Nur eines erübrigt Ihnen zu lernen: zur rechten Zeit abbrechen. Ich verlange ja nicht, daß Sie sich, gleich mir, grundsätzlich mit einer einzigen Nacht begnügen: ich glaube, es gehört eine gewisse Keuschheit dazu — doch lassen wir das . . . Nur zur rechten Zeit abbrechen! Dann wäre Ihnen diese abscheuliche Geschichte nicht passiert.“

„Es wäre schade, wenn ich um das Erlebnis gekommen wäre. Es gehört zu mir, es macht mich glücklich!“

„Wenn Sie meinen. Aber Ihr armer kleiner Sekretär war in Thränen aufgelöst.“

„Muzio?“

„Er vergoß seine Seele. Er lag auf den Knieen und flehte für seine Herrin. Er habe zu ihrer Rettung schon alles versucht; ich sei seine letzte Hoffnung. Er habe sich an die Polizei gewendet: sie stehe mit dem schrecklichen Don Saverio im Bunde. Er sei bei den fremden Ärzten umhergelaufen; keiner wolle seine Sicherheit wagen und feststellen, die Herzogin von Assy sei gesund. Man werde Sie so lange mißhandeln und hungern lassen, bis Sie alle ihre Habe dem Prinzen ausgeliefert haben ... Um so besser für Sie, mein Liebling, wenn Sie das zum Lachen stimmt.“

„Muzio entzückt mich!“ seufzte die Herzogin.

Sie lag und lachte, bis zum Ersticken.

Sie wurden unterbrochen durch die Ankunft des Hausherrn. Sie fanden ihn sehr sanft, von vorwurfsvoller Zärtlichkeit, ein wenig besorgt wegen der Möglichkeit, die Herzogin könnte mit der großen Festlichkeit des heutigen Abends ihren Kräften zu viel zumuten. Lady Olympia ging hinaus; er stützte ein Knie auf die Chaiselongue seiner Freundin und brachte ihr den ernsten Marmor seines Gesichts ganz nahe, wehmütig, und so als sagte er:

„Konntest du denn vergessen, wie schön er ist!“

Sie küßte ihn flüchtig, wie eine bewunderungswürdige Sache, an der man niemals gleichgültig vorübergeht. Darauf ward er stürmisch, aber sie wies ihn ab.

„Hörst du nicht, daß alles im Hause in Bewegung ist? Wir haben bis heute abend un-

glaublich viel zu thun . . . Alfonso! Gennaro! Amedeo!"

Sie gab Aufträge.

„Aus diesem Zimmer, mein Freund, müssen wir sofort hinaus. Ich bin vier Wochen lang krank gelegen, keiner hat einen Schritt thun dürfen, meiner Ruhe wegen. Du kannst dir denken, daß alles ein wenig vernachlässigt aussieht."

Im Hintergrunde rannte es durcheinander, mit Teppichen, Porzellan, Silberzeug. Alfonso stöhnte, aus stark geschwollener Nase.

„Wir werden vielleicht alleſamt zu Grunde gehen bei der Arbeit. Aber Hoheit, gethan wird sie!"

„Ich helfe mit," erklärte der Prinz in plötzlicher Begeisterung. Sie sah ihn unterworfen, mit seiner Strafe einverstanden und um eine Belobigung betteln.

„So ist's recht, mein Freund. Ziehen Sie Ihren Rock aus."

Er that es. Sie begab sich ins Palmenhaus, zu Lady Olympia. Durch die Glasscheiben erblickten sie Don Saverio, wie er, einen Tellerstapel in den Armen, an den Spiegeln der langen Säle vorbeilief.

„Er läuft," sagte Lady Olympia. „Er hofft kaum noch, die entfliehenden Millionen einzuholen. Aber er läuft, damit Sie ihn betrachten, süße Herzogin, wie einen prächtigen Wettläufer. Denn er liebt Sie — oh! vielleicht erst seit heute: jetzt aber haben Sie ihn verliebt gemacht."

Die Herzogin nickte, ernst und befriedigt; sie wußte es.

„Und wenn er erst ahnte, was ihm bevorsteht —“ äußerte sie, fast mitleidig.

„Heute abend?“

„Ja.“

„Und was denn?“

Sie hob die Schultern, lachlustig.

„Ich weiß es selbst noch nicht, — drum freue ich mich darauf.“

* * *

Um Mitternacht war das weite Haus gefüllt. Die Stimmen der Ausländer tönten aus allen Gruppen. Und überall, breit und nachlässig, oder in aufgeregten Nasenlauten, oder guttural, oder meckernd, unterhielten sich die Fremden von dem neuesten Abenteuer der Hausherrin. Die Neapolitaner warteten ab; ihre Handbewegungen schwuren, daß sie ohne Meinung seien.

Die Herzogin ging zwischen Lady Olympia und Mister Wolcott an den Spieltischen vorbei. Sie winkte, plauderte und hinterließ geblendete Blicke. Dieses Fest nach langer Einsamkeit und zum Lohn für ihre Stärke, erhöhte ihre Sinne, machte ihren Geist rasch und glänzend; es heftete ihr Flügel an und trug sie fort, durch die Luft in der schon Frühling war, sie wußte nicht wohin. Don Saverio fiel ihr erst wieder ein, als sie ihn ganz still und artig bei einer Partie Piquet sitzen sah, mit Mister Williams von Ohio. Der Konsul sagte eben:

„Es ist kein Zweifel, dieser Trontola betrügt.“

„Unerhört!“ stieß Lady Olympia hervor.

„Süße Lady," erwiderte die Herzogin, „Sie sind, was solche zarten Dinge angeht, eine Puritanerin: ich weiß es. Aber unerhört sind nur Sie. Trontola wäre erst unerhört, wenn er nicht betröge. Meinen Sie, daß Gicco-Giletti es sich versagt, oder Tintinovitsch? Er plündert gerade einen kleinen Snob aus Berlin; der ist sehr stolz, daß ein dalmatinischer Graf sein Geld nimmt."

Lady Olympia fragte angewidert, aber neugierig:

„Sie haben da recht hübsche Kenntnisse, süße Herzogin? . ."

„Die habe ich vom Cavaliere Muzio, meinem Sekretär, der Ihnen so gut gefällt."

„Und wie machen es die Gauner?"

„O, auf mannigfache Weise. Zum Beispiel: hinter dem, den sie betrügen, steht ihr Vertrauter und erklärt ihnen durch Zeichen seine Karten. Oder er hält etwas Blankes in den Händen, worin die Karten sich spiegeln: eine silberne Cigarettendose oder — oder —"

Sie lachte auf:

„Schauen Sie einmal, ist mein Kammerdiener Amedeo nicht eigentlich eine sehr komische Figur. Ein byzantinischer Würdenträger, in seiner dummen Feierlichkeit! . ."

Man sah hin. Amedeo stand mächtig und voll goldener Tressen seinem Herrn, dem Prinzen Cucuru gegenüber, hinter Mister Williams von Ohio, und drehte auf seiner Hüfte ein großes, spiegelndes Tablett. Der Amerikaner leerte ein Glas Wein, das Amedeo

ihm gereicht hatte. Darauf sagte er laut und schnarrend sechs Blatt an und vier Aß.

„Wie deutlich sich Mister Williams' Karten im Tablett des braven Amedeo ablesen lassen," äußerte die Herzogin. Mister Wolcott erwiderte:

„Ich sehe nichts."

„Ich auch nicht," versetzte Lady Olympia.

„Thun Sie sich keinen Zwang an, Mister Wolcott. Es ist Ihnen unangenehm, so etwas in meinem Hause sehen zu müssen. Aber es macht nichts ... Sie haben es also gesehen. Und ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß noch einige andere es sehen."

Sehr angeregt verließ sie ihre Freunde. Sie suchte Sir Houston. Er spazierte gerade mit schlenkernden Händen, ungeschlacht und in Unkenntnis über die eigenen Vorzüge, an einer duftenden Reihe fleischiger Brünetten vorbei, die ihn lorgnettierten. Die Herzogin redete ihn an.

„Sir Houston, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie heute abend verwenden würde. Gehen Sie, bitte, sogleich hinüber zu Don Saverio Cucuru — er spielt Piquet mit Mister Williams von Ohio — und erklären Sie ihm weithin vernehmlich, daß er betrügt."

Sir Houston starrte hin, offenen Mundes.

„Wie macht er's denn?"

„Es ist zu verwickelt, ich erkläre es Ihnen später. Gehen Sie jetzt nur. Sagen Sie auf alle seine Einwendungen immer wieder, möglichst laut: ‚Sie haben betrogen'. Man wird Sie unterstützen, Sir Houston, verlassen Sie sich auf mich ..."

„Wenn Herzogin es so wollen."

Damit ging er. Er pflanzte sich vor Don Saverio auf und schrie:

„Sie betrügen."

Der Prinz sah auf, höchst verwundert.

„Sie irren sich, mein Herr."

„Ich irre mich nicht," brüllte Sir Houston. „Sie betrügen jenen Ehrenmann dort — so wahr Sie ein Schurke sind!"

Ein ehrlicher Zorn kam über ihn und erhöhte seine Farbe. Gedämpft und mit erzwungenem Lächeln versetzte Don Saverio:

„Nehmen Sie Vernunft an. Sie sehen, ich beherrsche mich zur Vermeidung eines unnötigen Skandals. Später stehe ich Ihnen zur Verfügung. Aber Ihre Behauptung ist reiner Unsinn. Ich bin ja im Verlieren, überzeugen Sie sich doch! Mein Gegner, Mister Williams, hat eben erst mit Ansagen allein neunzig gemacht . . ."

„Sie haben betrogen!"

Es stand schon ein Kreis schweigsamer Zuschauer um sie her. Auch Mister Williams betrachtete sich als unbeteiligten Gast und zündete sichtlich interessiert eine Cigarre an. Don Saverio erhob sich kalt.

„Der Herr ist seiner nicht mächtig, es ist der Wein . . . Wollen Sie nicht freiwillig dieser Scene ein Ende machen?" fragte er Sir Houston.

„Nur hübsch zureden!" bemerkte langsam und freundlich der König Phili.

„Sie haben betrogen!"

Der Konsul Mister Wolcott zeigte dem Lord Tumpell das blitzende Tablett des Kammerdieners. Es entstand ein Gemurmel. Der Prinz ward unruhig:

„Amedeo!“

Der starke Mensch näherte sich dem widerspenstigen Fremden. Im nächsten Augenblick hatte er die beiden Fäuste Sir Houstons im Gesicht und taumelte rückwärts. Sir Houston sah aus wie ein rohes Beefsteak. Die Zuschauer meinten, er müsse auch so riechen. Die Frauen sagten:

„Was für ein sympatischer junger Mann!“

„Der Kammerdiener hat vielleicht ohne Auftrag gehandelt,“ murmelte Lord Tumpell. Mister Wolcott zuckte die Achseln, und noch andere zuckten sie, unter Geraune. Der Prinz verstand nicht, seine Augen wurden böse.

„Ich bin außerstande, dies länger als schlechten Scherz zu behandeln. Ich verlange Genugthuung.“

Sir Houston hatte bereits seine Handgelenke entblößt. Er stürzte nach vorn; aber Don Saverio vollführte eine geschmeidige Wendung. Sir Houston polterte gegen den Kartentisch, der umfiel. Mister Williams von Ohio stand gelassen auf und klopfte sich Asche vom Ärmel. Es herrschte völlige Stille; dann sagte langsam und freundlich der König Phili:

„Dös san Gschichten.“

Einige lachten, andere machten zweifelhafte Gesichter. Lady Olympia hatte im Hintergrunde das Urteil abgegeben, es sei eine Schande, wenn in einem Hause wie diesem solche Sachen geschähen. Mehrere

Fremde wiederholten es in Idiomen die man nicht verstand. Die Neapolitaner warteten ab und spähten nach dem Gesicht der Herzogin; sie verweilte am Eingang des Saales. Manche fingen an, die Lage zu erfassen. Der Marchese Trontola war der erste der sich entschied.

„Es ist eine Schande," wiederholte er, „ein wahrer Skandal." Und halblaut: „Ich werde für seine Ausschließung aus dem Klub sorgen."

Sir Houston war von einer Gruppe von Landsleuten umringt und fortgezogen. Ganz allein und sehr bleich stand Don Saverio dem Gedränge gegenüber, dessen Feindseligkeit er fühlte. Er machte ein paar aufgeregte Handbewegungen. Plötzlich, von dem Bewußtsein überwältigt daß alles unnütz sei, pfiff er durch die Zähne und drehte sich um.

Man sah ihm nach. Auf einmal stiegen von allen Seiten lärmende Meinungen auf. Trontola unterrichtete auf französisch alle Welt ganz genau darüber, wie der Betrug sich zugetragen habe. Mister Williams von Ohio hörte aufmerksam zu. Unvermutet nahm er die Cigarre aus dem Mundwinkel und bemerkte:

„Ich hatte ja gewonnen."

Zwanzig Stimmen riefen ihm entgegen:

„Sie müssen sich irren!"

Der Amerikaner hob die Schultern. Er erwiderte nichts, aus Achtung vor dem Volkswillen, und rauchte weiter. Der Graf Tintinovitsch behauptete, mit den Armen in der Luft, solcher Vorfall sei unmöglich in

einem guten Hause. Er werde es sich überlegen, ob er wiederkomme. Aber seine Strenge fand man übertrieben. Man schien sich im Gegenteil sehr wohl zu fühlen; nur daß mancher der eben noch eine ausgeartete Munterkeit bekundet hatte, plötzlich verschwand. Dreiviertel Stunden später waren alle fort.

Lady Olympia und der Konsul wünschten der Herzogin eine gute Nacht und begaben sich in ihre Zimmer. Die Herzogin hatte das ihrige betreten, da wisperte es an der Thür:

„Eure Hoheit verzeihen meine Kühnheit . . ."

„Muzio? Was führt Sie her?"

„Eure Hoheit haben Seine Excellenz, den Prinzen, sehr gekränkt."

„Das thäte mir leid."

„Es ist nicht deswegen. Aber Seine Excellenz werden vielleicht den Wunsch hegen, sich zu rächen. Auch ist die Dienerschaft sehr böse auf Eure Hoheit. Es ging ihr gut in diesem Hause, das wird nun wohl aufhören."

„Möglichenfalls."

Unter diesen Umständen sollten Eure Hoheit diese Nacht lieber im Hôtel schlafen."

„Daran ist doch nicht zu denken. Es ist gleich drei."

„Aber Alfonso und Amedeo sind noch auf. Sie kühlen ihre geschwollenen Nasen und ihre in Säcke gestopften Augen unter Segenswünschen auf jenen Engländer. Eine Menge Diener und Mägde sind um sie

her und schreien. Die Weiber sind in bemerkenswerter Aufregung . . ."

„Sagen Sie den Leuten, wenn mich ihr Geschrei stört, werde ich ihnen meine schlaflose Nacht vom Lohn abziehen. Gehen Sie nur, Muzio. Übrigens danke ich Ihnen."

„Es war meine Pflicht, Hoheit."

Als Muzio fort war, ging sie mit einer Kerze bis an Sir Houstons Thür. Er öffnete sogleich, er war noch im Frack und lud zwei Revolver.

„Für die Camorra," sagte er, sichtlich auf alles vorbereitet.

„Ganz recht," entgegnete die Herzogin. „Kommen Sie nur in mein Zimmer, da ist es am nötigsten."

Er sah es ein und kam. Sie setzte ihn ins Vorzimmer; ihre Kammerfrau machte ihm Thee und stellte Rum hin. Die Herzogin legte sich, hinter dem breiten Vorhang der die beiden Räume trennte, auf ihr Bett. Sie war in einem Schlafrock aus weißen Spitzen.

Im Augenblick des Entschlummerns hörte sie draußen ein ganz leises Geräusch, wie Kinderschritte, und kam seitdem nie wieder dem Schlafe nahe. Von Sir Houston hatte sie noch gar nichts gemerkt; sie nahm an, er sei eingenickt. Da krachte ein Schuß: sie war sofort an der Thür. Er hatte hindurchgeschossen. Sie durchspähte, den Leuchter am Ende des gestreckten Armes, schmal und biegsam in ihren langen Spitzen, den winkligen Gang. Hinter ihr warf Sir Houston, einen Revolver in jeder Hand, seinen ge-

lassenen Schatten. An den Wänden hin huschte etwas Leichtes, Dunkles.

„Nicht schießen!“ rief die Herzogin eben noch rechtzeitig. Es war Muzio. Sie zog ihn eigenhändig ins Zimmer; er war fahl, seine Fratzen überstürzten sich, er zitterte.

„Was hatten Sie denn um Gottes willen dort draußen umherzuschleichen?“

Er wußte nicht, es konnte ja etwas geschehen. Die Leute waren so boshaft, er kannte sie. Der Engländer schlief vielleicht . . . Muzio lallte vor Furcht. Seine Skepsis war dahin: die Skepsis des alten Neapolitaners, den so viele Fallstricke auf allen Seiten von Jugend auf dazu erzogen hatten, immer nur den Schritt zu thun, den man nicht erwartete. Er lispelte wie ein Kind, ganz harmlos und offen. Er war ja wirklich besorgt um sie, die Frau Herzogin durfte es glauben. Sie hatte ihn gewonnen, weil sie sich heute nacht sehr stark zeigte. Das mit dem Falschspiel des Prinzen hätte er gewünscht selber erfunden zu haben: es war seiner würdig. Er bat sie inständig, an seine Treue zu glauben. Er sehe wohl ein, es sei schwer, ihm etwas zu glauben . . .

„Alles!“ sagte sie und gab ihm die Hand. Sie war beglückt durch dieses redliche Gefühl einer Minute. Muzio mußte sich zu ihr und Sir Houston setzen und Thee trinken. Er erzählte plappernd und ohne Zurückhaltung allerlei Geschichten, die es ein paar Stunden später zu bereuen galt. Sir Houston lauschte ihm angestrengt und vergeblich. Dann zog Muzio sich zurück

unter Verbeugungen und Schwüren, und mit einem sanft spöttischen Seitenblick auf den schönen jungen Engländer.

Die Herzogin blieb sitzen, ihrem Beschützer gegenüber. Sie wiederholte auf seine Bitte alles, was Muzio verraten hatte. Er hörte sie an, gespannt und kalt, nicht anders als einen Jagdgenossen in Nubien, der den Löwen gesehen hatte. Er nahm sich vor, mit der Camorra noch viele Abenteuer zu bestehen. Er war ihr schon begegnet. Auf eine Droschke die er gemietet hatte, stieg neben den Kutscher ein anderer Kerl und war nicht zu vertreiben. Es mußte ein Camorrist sein . . . Die Herzogin betrachtete den jungen Mann mit einem Lächeln, ruhig und gütig. Ihre Spitzen knisterten leise im Takt ihres Atems. Das Gemach war lau und das blaßviolette Licht gedämpft. Man fühlte das Haus schlafen inmitten der schlafenden Stadt. Hinter dem leicht geöffneten Vorhang schimmerte, mit Perlmutterglanz in den Falten, ein Stück Linnen von ihrem Bett, leicht in Unordnung . . . Ferner kannte Sir Houston einen Kellner, der ihm verdächtig schien. Er verhandelte über jeden Gast mit einem gewissen Individuum.

„Sie dürfen rauchen," sagte die Herzogin. Er zündete die hölzerne Pfeife an. Um sieben Uhr erklärte sie:

„Nun ist entschieden keine Gefahr mehr."

Sir Houston stand auf. Er hatte ziemlich viel Rum genossen, seine Stirn war rot. Beim Abschied sah er zum erstenmal ihr Lächeln und fand, daß sie plötzlich merkwürdig reizvoll sei. Er vergaß die Hand

zu ergreifen, die sie ihm hinhielt; er stand, starrte sie an und entdeckte ganz allmählich, daß er, den Kopf voller Räubergeschichten, die halbe Nacht im Schlafzimmer einer sehr schönen Frau verbracht habe. Es fiel ihm auch ein, daß sie äußerst freie Sitten haben sollte. Er ward ganz feucht und stammelte etwas Schamhaftes.

„Lassen Sie es sich nicht gereuen, Sir Houston," sagte die Herzogin und schob ihn sanft hinaus.

„Ihre Mama hätte das nicht gern gesehen, wissen Sie."

* * *

Lady Olympia und Mister Wolcott erschienen um neun und hatten prächtig geschlafen. Die Herzogin frühstückte mit ihnen; Sir Houston zeigte sich nicht. Sie erklärte, aufs Land fahren zu wollen. Zwanzig Hände arbeiteten in Hast an ihrem Gepäck. Der Wagen stand schon drunten, da trat mit einem riesigen Veilchenstrauß Don Saverio ein.

„Sie hatten mich wohl nicht mehr erwartet?" fragte er unterwürfig.

„Im Gegenteil. Gehen wir da hinein; wir sind allein . . . Ich wußte, Sie würden kommen —"

„Um Ihnen zu sagen, Herzogin, daß ich nicht falsch gespielt habe. Ich habe es . . . wirklich . . . nicht gethan. Fragen Sie Mister Williams, er hat gewonnen. Ich . . . habe nicht . . . betrogen!"

„Sie geben sich zu viel Mühe. Niemand ist mehr davon überzeugt als ich."

Er ließ den Strauß fallen.

„Aber dann — Nein, das ist mir zu viel, solch eine Frau kenne ich überhaupt noch nicht!"

Er biß sich stark auf die Lippen. Sie sahen tief purpurn aus, so bleich war er. Seine Blicke flackerten haltlos vor Wut.

„Was soll man mit einer solchen Frau denn thun?"

„Es hat nichts zu sagen," dachte die Herzogin. „Er wird mich nicht töten. Ich kenne ihn jetzt."

„Heben Sie die Blumen auf," befahl sie ruhig und sah ihn an. „So . . . Geben Sie sie mir. Ich danke Ihnen . . . Im übrigen: das ist der Krieg, nicht wahr? Wären Sie anders mit mir verfahren?"

„Ich kann sagen: ja," antwortete er entrüstet und stolz. Sie lächelte; wie kurz waren seine bedrohlichen Wallungen!

„Ich glaube kaum," meinte sie.

„Aber ich liebe Sie ja. Alles, was ich gegen Sie unternahm, geschah um Sie festzuhalten," versicherte er, und das Bewußtsein der eigenen Redlichkeit besänftigte ihn. „Sie aber haben nur darum so heimtückisch gehandelt, um mich abzuschütteln. Wenn Sie sich von mir zu trennen wünschten, warum sagten Sie mir nicht einfach mit Ihrer ruhigen, klangvollen Stimme, die mich immer so beglückt hat: ‚Mein Freund, meine Liebe zu Ihnen ist erloschen . . '?"

„Mein Freund, meine Liebe zu Ihnen ist erloschen," wiederholte sie ausdrucksvoll. Hinter ihren Worten hörte er ihr Lachen rieseln.

„Mit Ihnen ist nicht ernsthaft zu reden," erklärte er. Er machte ein paar Schritte, die Stirn in Falten und ohne rechten Mut, nochmals auszubrechen.

„Im Gegenteil. Wir wollen recht ernsthaft reden," versetzte sie und trat vor ihn hin. „Ich werfe es Ihnen vor, verstehen Sie, ich werfe es Ihnen vor, daß Sie sich haben überlisten lassen. Aber Sie sind ein armseliger Verliebter, nichts weiter. Vorher waren Sie stark, zuweilen bewunderte ich Sie."

„Sie lieben die starken Männer?" fragte er, mit prompter Eitelkeit.

„Nein. Nicht besonders. Aber an Ihnen war schlechterdings nichts zu rühmen als Ihre Unbedenklichkeit. Sie gefielen mir, so lange Sie bloß geldgierig waren. Das Gefühl hat Sie mir verdorben ... Verstehn Sie denn nicht? Ich hatte einen Moment, wo ich dachte: ‚ich bin verloren!' Ich hielt Sie für den Piselli, der die arme Blà getötet hat. Dann überlegte ich, daß ich ja keine Blà bin. Und Sie ließen mich bald genug merken, daß Sie ebensowenig ein Piselli sind. Sie sind geldgierig, aber wollüstigen Schwächen unterworfen. Die Zusammenstellung gefiel mir nicht: ich verachtete Sie ... Jawohl, das mußten Sie hören ... So einer tötet nicht, sagte ich mir ... Nun, lassen Sie's gut sein, die Hauptschuld liegt an mir, weil ich eben keine Blà bin, die geneigt ist sich töten zu lassen. Es ist am Ende verzeihlich, daß Sie mich nicht getötet haben. Da —"

Sie reichte ihm die Hand. Er hielt den Kopf gesenkt, schmollend wie ein gescholtener Knabe.

„Unser Krieg ist zu Ende, nicht wahr? Jetzt dürfen wir uns Aufklärungen geben. Wissen Sie, was mich zuletzt gereizt hat? Ihre Artigkeit am Spieltisch. Sie fühlten sich beobachtet, Sie hatten Furcht vor mir, Sie waren vorsichtig! Mich aber hätte es gewonnen, wenn Sie falsch gespielt hätten! O, ich hätte trotzdem mit Ihnen gebrochen; aber ich hätte es achtungsvoll gethan . . . Warum spielten Sie nicht falsch? Sie haben es oft genug gethan."

„Aber nicht heute nacht," versicherte er, hartnäckig und gekränkt.

„Ich weiß, ich weiß. Lassen wir das."

„Nein, ich verstehe Sie ja," äußerte er, kleinlaut. „Sie wollen, daß man für Sie kämpft, gefährliche Dinge begeht . . ."

Er belebte sich.

„Aber ich war ja dabei, Sie zu den größten, kühnsten Geschäften zu benutzen. Warum ließen Sie mich nicht gewähren? Was hätte ich aus Ihnen gemacht!"

„Jetzt entdecken Sie ihr Herz!"

„Ich wollte Ihr Geld? Ich will es nicht mehr. Hätten Sie alles verloren! Sie würden unter meinen Händen eine große Courtisane werden; Sie verdienten Millionen . . . Ja, ich habe schon von Frauen gelebt, aber ohne rechten Gewinn. Für Sie wollte ich Schätze erobern!"

„Mit dem, was ich verdienen würde?"

„Ich würde Banken gründen, Feenpaläste bauen, ungeheure Vergnügungslokale errichten, und noch andere

Häuser, die ich nicht nennen will, und die sehr viel einbringen . . ."

„Ich weiß, Sie hatten schon damit begonnen."

„Und dieser Turm von Unternehmungen, Reichtümern, Leben — Leben: er sollte auf nichts anderm ruhen als auf Ihrer Schönheit, ja, einzig auf Ihrem Leibe stände er!"

Sie sah bewundernd zu, wie seine Phantasie ihn berauschte. Er lehnte an einem Tischchen aus Ebenholz. Sie stellte sich an die andere Seite und legte ihre Hand neben die seinige auf den dunkeln Spiegel.

„Ich würde aus Ihnen die teuerste Frau machen, die je gelebt hat! Wäre das nicht stolz, wäre es nicht groß?" rief er, dicht an ihrem Gesicht.

„Gewiß," erwiderte sie.

„Der Glanz Ihres Namens, Ihrer Vergangenheit, Ihres Geistes: alles würde in sehr hohen Ziffern berechnet werden. Ich würde kolossal reich werden — reicher als sich ahnen läßt. Es ist überhaupt unglaublich!"

„Ich kann mir denken. Und ich?"

„O, Sie, — Sie sollten es gut haben. Wenn Sie alt und nicht mehr zu brauchen wären, würde ich Ihnen sogar eine genügende Pension aussetzen!"

„Ah!" machte sie, und ihre Lippen blieben offen vor Begeisterung. Plötzlich sah er ihre Hand aus dem dunklen Spiegel aufflattern wie eine weiße Taube. Im nächsten Augenblick fühlte er ihren Arm um seinen Hals. Er griff nach ihr.

„Du bleibst bei mir! Du kannst gar nicht anders!"

„O, ich kann schon anders."

Sie machte sich rasch los und legte am Trumeau ihren Schleier vor.

„Aber durch das Wort von der genügenden Pension hast du mich davon überzeugt, daß die Bekanntschaft mit dir der Mühe wert war."

„Also bleib! Verdiene mir Geld!"

„Du vergißt, ich bin reich."

„Ach ja!"

Er erfaßte mit beiden Händen seinen Kopf.

„Dieser Rustschuk! Solch ein Schurke! Es giebt niemand, den er nicht betröge; aber mit dir verfährt er ehrlich. Wollte er doch mit dem Deinigen durchgehen! Wärest du arm!"

„Es ist ein schöner Traum."

„Aber du mußt reich sein: welch dummer Zufall!"

„O, — Zufall. Glaube mir, mein Freund: Geld ist ebenso Bestimmung wie alles übrige. Wer zur Vollendung seiner Persönlichkeit Geld nötig hatte, ist noch niemals arm gewesen. Eine arme Herzogin von Assy ist keine Möglichkeit die sich ausdenken läßt. Wenn sie ihr Geld verlöre, dann — hätte sie nie existiert . . . Du begreifst nicht? Dafür bist du Du . . . Und mit dieser Philosophie, Don Saverio, lassen Sie uns unser Zusammenleben abschließen, das immerhin mehr — thätig war als nachdenklich."

Sie nickte ihm zu, er wußte nicht ob sie spotte, — und sie ging hinaus. Er mußte sich erst besinnen.

An der Thür wartete Prosper, der verschwundene Jäger, in seiner Livree, die Brust heraus, den Hut an der Hüfte. Er sah aus, als wäre ihm nie etwas Unerwartetes zugestoßen, und als lebte er nur in dieser Minute und für die Thür, die er aufriß vor seiner Herrin. Die Herzogin ging an ihm vorbei, mit einer ganz leichten Wendung des Kopfes und einem halbem Blick über den Alten hin: „Ich weiß ..."

Der Konsul verabschiedete sich am Wagenschlag. Lady Olympia saß neben ihrer Freundin, sie begleitete sie bis ans Stadtthor. Die letzten Koffer wurden auf das zweite Fuhrwerk geladen; da trippelte geräuschlos, im schwarzen Kleidchen, ein schwarzes Spitzentuch um den Kopf, blaß und mit gesenkten Lidern Nana herbei, die geraubte Kammerfrau. Sie murmelte Entschuldigungen.

„Es macht nichts," erklärte die Herzogin. „Wie hat es dir gefallen?"

„Frau Herzogin werden doch nicht glauben? .. Ich war nur zur Bedienung der Damen da, die im Hause verkehrten, — o, Damen der besten Gesellschaft mit Herren aus ihren Kreisen. Die Herren zahlten alles sehr teuer, obwohl alles schlecht war, sogar die Betten. Frau Lilian Cucuru kam oft und bekam erschrecklich viel Geld.

Durch einen kleinen Senkblick überzeugte sich Nana, daß sie bei ihren Zuhörerinnen Erfolg hatte.

„Von der Frau Conteſſa Paradiſi könnte ich Geschichten erzählen," verhieß sie noch.

„Ich werde sie bitten, sie mir selbst zu erzählen,"

sagte die Herzogin. „Du kannst mitfahren, auf dem zweiten Wagen . . . Aber ihr andern bleibt da."

Der ehrfürchtige und hinterhältige Schwarm der goldbraunen Betreßten regte durch seine Lebendigkeit die Pferde auf. Die Mägde, untersetzt und großbusig, schlugen sich auf die Hüften. Sie zeigten ihre weißen Gebisse in den warmen Gesichtern, unter dem Turm schwarzer Haare. Die großen blanken Ringe schaukelten in ihren Ohren. Ein magerer Groom bewegte seine ganze, quittengelbe Kopfhaut. Mehrere schlugen immerfort Purzelbaum. Denn alle hatten die Taschen voll Geld.

Don Saverio stürzte aus dem Hause, mit dem Veilchenstrauß.

„Ich danke Ihnen," sagte die Herzogin, aufrichtig erfreut über alles was sie sah.

„Es wird Frühling!"

Der Prinz versetzte leichthin:

„Es ist seltsam, Herzogin, aber es kommt mir so vor, als hätte ich mich gewissermaßen zu entschuldigen, wegen mancher Dinge, die zwischen uns vorgefallen sind . . . Das Ungewöhnliche der Lage ist mir erst vor fünf Minuten aufgegangen; Sie werden verzeihen. Unsereiner, nicht wahr, Herzogin, nimmt in die fragwürdigsten Verhältnisse doch immer die große Welt mit."

„Wie seine Mutter sie in die Pension Dominici mitnahm," dachte sie, und sie erwiderte gemessen seinen formvollendeten Gruß.

Der Wagen begann zu rollen, über das glatte,

harte Pflaster der schönen Avenue. Aus der Tiefe heraus tollte, sang, bimmelte, witzelte, stank und strahlte die Treppengasse. Sie schrie: „Hoch!“

III

Ein Prinz von Lahore ließ sich, auf der Durchreise in Neapel, bei ihr einführen. Er wollte drei Tage später die Stadt verlassen: drei Jahre darauf war er noch da. Er war mager, tiefbraun, von wahrem, schlichtem Edelsinn. Er lachte nie, wunderte sich daß man sänge, und lebte, sogar noch in ihren Armen, nur für ihre Betrachtung.

Flottillen, weiß und golden, die er für sie erbaute und ausrüstete, schleppten ihre über Bord hangenden Purpurteppiche durch das eulenäugige Meer und fegten mit grünlichen Geweben das Meer von der Farbe der Sirenenaugen. Sie fuhren, unter einem Hofstaat von lauter Glücklichen, den Prachtbauten entgegen, die er für sie erstehen ließ, auf Vorgebirgen, von wo der Horizont hell war, oder hinter dicken Cypressengittern. Einer, ein römischer Kaiserpalast, erhob sich auf dem Posilippo. Einer war maurisch und erwuchs aus den Ruinen von Ravello. Das letzte, was er für sie schuf, war ein Garten am Meer, amphitheatralisch eingesenkt zwischen rauhen, wolligen Felsen, ein Garten voll zottiger rostbrauner Bäume, verschleierter Weiher, weißer Tempel, fahlblauer Durchblicke, jäher roter Blütengarben und

dumpfer Moore, ein Garten, älter als die Welt und wo man sie vergaß, und ein Garten voll eines namenlosen Fiebers.

Darauf verabschiedete er sich von ihr, ernst und ohne Vorwurf, — weil er vollständig ruiniert war. Sie sah ihn wunschlos gehen, und es fiel ihr auf, wie wunschlos er bei ihr geweilt hatte. Er hatte sich weise genügen lassen an der Wollust des Augenblicks. Er hatte ihren Gebärden und Launen jeder Minute dankbar zugesehen und mit verschränkten Armen bei ihr gestanden, als seien ihre Glieder und ihre Schreie ein Schauspiel, von Gott ihm vorgeführt. Das weite Schauspiel das sie war, verlangte die Mitwirkung vieler Männer; darum hatte er sich den andern Begünstigten niemals feindlich gezeigt. Er hatte sich für sie ruiniert, wie für eine Courtisane, und sie sah es ihm an, er war sehr glücklich. Statt des juwelenübersäten Turbans und der Goldbrokate bedeckte ihn jetzt ein sauber gebürsteter Filz und ein schwarzes Röckchen. Und er hielt sich noch immer mit verschränkten Armen in ihrer Nähe auf, völlig befriedigt durch alles was er mit ihr erlebt hatte, durch Sturm, Sonne, Blühen, Vergluten, spritzende Wogen, was alles, alles sie gewesen war. Seine Augen waren voll schönen, beruhigten Schattens. Er war weise, sie liebte ihn. Sie hütete sich, ihm Geld zurückzugeben: es hätte ihn entstellt.

Aber sie schenkte dem jungen Leroyer noch eine sechste Million außer den fünf, die er ihretwegen verloren hatte. Er hatte sie für sich eingenommen durch

seine Hilflosigkeit und seinen kindlichen Pessimismus; weil er es für unmöglich hielt, anders als um sein Geld geliebt zu werden; weil seine Millionen ihn schüchtern machten und er seinen Freunden, die ihn bestahlen, mit einer Art Verschämtheit dabei half und so, daß sie es nicht merkten; weil er die Weiber, die er prügeln durfte, sehr sanft behandelte, und weil er manchmal einen Proletarier in ein reiches Cafehaus mitnahm.

Die Herzogin fand Gefallen daran, dem Kleinen seine natürliche Herzensgüte ganz schlicht zu vergelten, fast ohne daß er's wahrnahm. Es kam ihm nur vor wie ein Märchen; er war immer zwischen Lachen und Weinen — und dabei bezahlte er sie wie die allerteuerste Cocotte. Als er nichts mehr hatte und es natürlich fand, daß keiner ihn mehr grüßte, stattete sie ihn reich aus und verheiratete ihn. Er wimmerte ein wenig über ihren Verlust, aber nur anfangs. Glücklicherweise war er ein zu schwächlicher kleiner Egoist, um zu lieben.

Im fünften Jahre ihres neapolitanischen Lebens, Ende März und während eines Frühlingssturmes, besuchte Jean Guignol sie auf dem Posilippo. Gerade hatte Raphael Kalender ihr geschrieben, er insceniere ein sensationelles Stück voll galanter Abenteuer, als deren Heldin die Herzogin von Assy deutlich zu erkennen sei. Er, Kalender, sei auf den Gedanken gekommen, die Aufführung möchte der Herzogin unangenehm sein. Sie könne sie verhindern, wenn sie ihn für die gehabten Kosten und Mühen entschädige.

„Ich habe ihm geantwortet," sagte die Herzogin, „ich gebe ihm für die Vorstellung das Amphitheater am Golf von Pozzuoli, das der Prinz von Lahore errichtet hat. Ich wolle sogar mitwirken. Er möge die Billets recht teuer verkaufen und den Erlös behalten."

Jean Guignol bemerkte:

„Wie schade, Herzogin, daß das Stück gar nicht vorhanden ist. Frau Lilian Cucuru hat ihren Impresario weggeschickt, weil sie mehr Geld brauchte als er ihr übrig ließ. In der Verlegenheit des Augenblicks ist Kalender auf dieses etwas entschlossene Mittel verfallen . . ."

„Das Stück ist nicht vorhanden? Schreiben Sie's!"

„Ich soll — ich?"

Jean Guignol lachte sein kurzes, halbersticktes Faunslachen.

„Sie wissen selbst nicht, wie nahe mir es läge. Ich habe, seit ich zuerst mit Ihnen sprach, ein Stück gegen Sie auf dem Herzen!"

„Gegen mich? Wie traurig! Sie haben also während Ihrer Abwesenheit in Groll gegen mich gelebt?"

„Nein, nein. Nur im Gefühl der Ohnmacht — und der Unfrische. O! zu denen zu gehören, die immer geschwiegen haben, die nie in einem Kunstwerk sich selber preisgegeben haben! Und in meinen Büchern wird meine Seele wenigstens behütet von Symbolen; man liest über sie hinweg. Aber Ihnen, Herzogin, habe ich sie verraten, mit plumpen Worten, in jener

Ballnacht. Ich redete mir damals ein, an Ihnen zu rätseln, Ihre Spiegelbilder verstehen zu lernen: welch Irrtum! Ich weiß nichts, gar nichts von Ihnen. Und ich fühle mich defloriert von Ihnen. Es war oft sehr schwer erträglich . . ."

Sie erblickte ihn ganz blaß, und sie lächelte. Er beugte sich bittend über ihre Hand. Aber sie nahm sie weg.

„Warum?" stotterte er. „Habe ich Sie gekränkt?"

Sie lächelte weiter und dachte: „Ich werde nicht sagen, daß meine Hand im Augenblick zu kalt ist. Du, der schwache Mann, magst mir die ganze Mutlosigkeit deiner Seele eingestehen. Aber ich verrate dir nichts dafür von der seltsamen unterirdischen Verwandlung meines Körpers, der sich zurückbildet und insgeheim verdorrt. Wenn du jetzt die Hand auf mein Herz legen und fühlen könntest, wie es ganz schwach davonjagt, um in der nächsten Minute heftig zu klopfen — du wärest gerächt, glaube ich! Wenn ich dich merken ließe, daß mir der Atem versagt! Heute nacht wird mir der Kopfschmerz die Thränen in die Augen drängen, und auch das Verlangen nach dem Manne . . . Wenn ich sogar in Krämpfen liege, — ihr erfahrt das nicht. Es sind schon vier Jahre, daß es dauert, daß es zunimmt, und daß ihr es nicht wißt . . . Ich bin stolz darauf, einen Körper beherrschen zu müssen!"

Und ihr stolzer Wille allein brachte es fertig, daß durch ihre Haut eine gesunde Röte schien. Jean Guignol war blaß. Sie saßen unter rauschenden Stein

eichen. Von dorthinten, von der Villa im mattblau zerrissenen Himmel, stieg zu ihnen hernieder die lange Gartenmauer, maskenverziert, steil überragt von Pappeln. Der Epheu lag auf ihr in dicken Ballen, die auseinander- und herabfielen. Ein Rosenbusch, von jäher Sonne getroffen, flammte giftgrün auf, mit großen Blutstropfen zwischen seinen Blättern.

Sie wiederholte:

„Schreiben Sie das Stück! Sagen Sie darin alles, was Sie über mich denken."

„Wenn ich doch nichts denke, sondern nur bereue."

„Sagen Sie also, daß Sie nichts von mir wissen, und daß ich Sie gepeinigt habe. Sie werden ruhig werden . . ."

„O, so schlimm ist es nicht, was glauben Sie?"

Er war tief erschreckt.

„Ich habe nicht nötig, mich zu beruhigen. Nur eine kleine Rache, ja, die würde wohlthun. Sie wissen wohl nicht, daß wir Künstler eigentlich immer Rache nehmen durch unsere Werke an allem, was unsern Sinnen Wunden geschlagen, uns Sehnsucht abgenötigt hat: an der ganzen Welt."

* * *

Im Mai war alles bereit. Eines Nachmittags füllten Welt und Halbwelt die hohen Terrassen über dem stillen Garten. Raphael Kalender hatte für marmorne Stufen zum Sitzen gesorgt; er hatte dem Platz im Moose Wert gegeben, dem Ruhekissen unter einer Akazie und dem Lager im Schatten von zwei Cypressen.

Man zahlte sehr viel, um ganz in der Höhe aus Myrtenbüschen herabzuspähen; und noch dahinten in der Ebene, wo kaum mehr ein Ausblick frei war, bereicherte man widerstandslos den Unternehmer. Die neapolitanische Gesellschaft harrte klatschlustig, lärmend oder mit Schmachten, unter Blumen, umschwankt vom Dickicht der Farren. Ismael Iben Pascha wiegte den Rumpf inmitten seiner vier Frauen, die die Augen aufrissen. Don Saverio, im Kreise seiner Freunde, reich, frohlockend, streckte sich aus neben der wundervollen Contessa Paradisi. Von den Festen der Herzogin von Assy bethört, hatte der König Phili noch einmal die Meerfahrt gewagt. Die Kolonie der eleganten Ausländer breitete befremdet und sehr angeregt ihre Brillanten aus im Duft von Menthe und zwischen den Spießen der Cacteen. In blauvioletter Dämmerung, unter einem blühenden Tulpenbaum kauerte beschwerlich der Baron Rustschuk.

Drunten wandelte Jean Guignol ganz allein, einen Lorbeerkranz spitz über der Stirn, und deklamierte Verse, die man auf wenigen Plätzen verstand. Man wunderte sich und lachte. Er trug einen schwarzen Mantel über seinem weißen Gewand, er war barhäuptig, mit braunen Lichtern in Haar und Bart, und schien feierlich gestimmt und klagend. Er hob Brocken Thonerde vom Boden, knetete daran und ließ sie fallen, unruhig und schlaff. Dann warf er seine großen Gesten und seine Worte, die anschwollen, der Sonne zu; sie stand schräg über dem Meere. Sie schickte es mit roten Wellen an den Saum des Gartens. Sie über-

spülte seine Blätter, ränderte die Cypressen, durchwühlte mit düster glühenden Schlacken den grünen Brunnen, an dessen Rande der Dichter die Arme reckte.

Am Strande und das Meer umarmend stand eine Reihe sehr alter Cypressen, und über ihnen war es, auf hohem Vorgebirge, wo der Tempel schimmerte: der weiße Tempel, in den Jean Guignol seine Sehnsucht eintreten ließ, zwischen dessen rosig, gleich Muscheln überhauchten Säulen seine Verse, von begehrlichen Lippen entsandt, umherirrten, suchend nach etwas Wunderbarem, nach der Einen, aus der sie geboren waren, für die sie lebten und die sie nicht kannten. Er betete zu ihr und um sie. Er zeigte ihr den feuchten Thon und sagte, diese Erde warte auf jede ihrer Launen und auf alle ihre Fleischfalten. Er sprach ein paar sehr cynische Verse, schallend, voll Überzeugung. Man fing an ihm zuzuhören, einige Gespräche verstummten, die wundervolle Contessa Paradisi seufzte . . . Da schwieg Jean Guignol.

Hinter dem Vorhang von Cypressen wehte manchmal etwas Leichtes vorüber, wie blaue Schleier oder weiße Tanzfüße. Auf einmal lugte zwischen zwei Stämmen ein Faun hervor, gelb behaart, helläugig. Er stellte seine eckigen Bocksbeine behutsam ins hohe Gras. Im Vorbeigehen brach er eine Rose und nahm sie zwischen die Lippen. Vor dem Dichter blieb er stehen und feixte; Jean Guignol mochte ihn nur fragen, was er wolle und was er bedeute. Hinter ihm zeigte sich schon ein alter Centaur: er hinkte, es verfolgten ihn Bienen, die er beraubt hatte. Er bat Jean Guignol, ihn zu befreien. Zum Dank zeigte er ihm

seine Fußspur im Thon. „Bilde das! Du wirst zufrieden werden!“ — „Bilde auch mich!“ meckerte ein kleiner Satyr auf einer Ziege. Zwei andere tänzelten mit Flöten am Munde zum Brunnen hin; ihre sanften hohlen Töne erweckten ihn, er begann zu rinnen. Die blauen Schwertlilien wiegten sich. Aber aus dem Schilf am Bach stand eine Nymphe auf, schlank, mit fallenden Schultern, spitzen Brüsten und sorglos. Sie schlenderte auf den Künstler zu und küßte ihn gerade auf den Mund. Es war Lilian, seine Geliebte von einst. Er sagte ihr in Strophen die von ihrer weißen Haut schimmerten, und in denen ihr feuriges Haar sich entfaltete, sie sei schön, sie sei es, die er ersehnt habe; er wolle ihr Bild gestalten. Er begann. Aber sie lächelte und ermahnte ihn, er solle ihre Schwestern nicht vergessen, und die Faune nicht, die mit ihnen tanzten, und die Centauern nicht, die ihnen zusähen, und die Satyrn nicht, die ihnen aufspielten. Dann tanzte sie auf der glänzenden Wiese mit ihren Freundinnen in langen Haaren. Sie faßten sich bei den Händen und formten die Arme wie zu Thoren weißer Blüthen. Die braunen Faune krochen hindurch, gebückt, grinsend, begehrlich. Ziegenböcke rieben sich an ihnen und versuchten von hinten ihre Hörner.

Der Garten begann zu schallen von dem Galopp der Hufe. Die alten Centauren kämpften miteinander. Die jungen Satyre warfen ihre gewundenen Reben fort und ihre bauchigen Schläuche, und stürzten sich auf die Lippen und die Brüste der Nymphen. Ein graubärtiger Faun lehrte schwarzhaarige Kinder mit

Mohnkränzen eine obscöne Runde. Am Boden brannten zerplatzte Granatäpfel und verbluteten Tauben neben Rosen. Eine leise, einfache, aufreizende Melodie entströmte, man wußte nicht woher, der roten Luft. Dahinten, auf den rot spiegelnden Wellen, warfen Sirenen sich heftig auf den Rücken. Ihr Schuppenschwanz schnellte klappend aus dem Wasser, ihre roten Haare trieben ausgebreitet um sie her. Seltsam harte und schrille Laute entstiegen ihren breiten Münden.

„Bleibt!" rief Jean Guignol, und er sprach, mitten in der Arbeit des Knetens, ihre Bilder, eines nach dem andern, — er sprach in plastischen Versen die Bilder aller dieser Fabelwesen und die vielen Gesichter, eines nach dem andern, in denen die Natur sich ihm verriet. Er sprach sie stolz erregt, herrisch, siegesgewiß . . . Aber sie entfernten sich, sie zogen froh und farbig durchs Gras, unter Küssen, kindlichem Schwatzen oder dem Schäumen von Mänaden, in rot besonnter Nacktheit. Ein Kranz von Blättern verkettete alle.

„Warum nicht auch mich mit euch allen?!"

Die Rosen warfen von den Cypressen herab ihnen Schleier über die Haare. Es waren viele Frauen, jungfräulich schmale, und lascive aus viel Fleisch; ernste in braunen Geweben, und nackte und glückliche. Die dort zog einen Bock hinter sich her, jene trug auf den Armen einen Schwan. Eine beugte sich im Gehen zum Bache nieder und strich mit ihrer Hand über ihn hin wie über eine Wange. Eine erhob eine Schale. Eine setzte ihre weichen Sohlen auf den Rasen, drehte

sich, sang, und folgte den andern. Jean Guignol wollte vorstürzen. Das dunkle Laub hatte schon fast alle verschlungen. In der Finsternis zwischen den Stämmen erloschen die Farben der Frauen. Die Letzte lächelte vom Saum des Waldes her als werde sie ihn nie mehr verlassen.

Der vereinsamte Künstler warf sich auf sie, besinnungslos. Sie war fort, ein großer Bock blieb ihm in den Händen. Er schleppte ihn mitten auf die Wiese, er packte den dürren Hals des Thieres, das ihn gelb und klar ansah. Er schrie ihm seine Wut ins Gesicht, seine besinnungslose Brunst, seine Enttäuschung, sein Leiden um die Eine, die ihm entfloh in dem Taumel all jener Gestalten. Er hatte sie nicht gefaßt, sie war vielfältig. Sie war weder die Nymphe noch die Mänade, sie war ebensogut auch der Faun und der Brunnen, oder eine Biene — „oder auch du!“ . . . Und er kniete vor dem Bock, in Drang, Verzweiflung, überwältigender Ahnung.

Man fand diese Scene seltsam und nicht ohne Reiz. Hinter den Cypressen lugte manchmal ein plattnäsiges Gesicht heraus. Jean Guignol führte tollwütig die Axt gegen einen Stamm, eine Dryade sprang ans Licht, blutend, und huschte davon, ins Dickicht. Hinter seinem Rücken ging langen, wiegenden Schrittes eine Flora vorbei, in rot funkelndem Diadem und in rotem Blust. Von lustglühenden Flecken zuckte der Garten. Die Tanne hatte einen hangenden, rostroten Bart wie der Bock. Der Wind wimmerte in den Pinien. Die Sonne, blutig geballt auf der Meeresfläche, als wollte

sie hereinrollen mitten auf den Rasen, fieberte in diese alte und fabelhafte Welt eine krampfhafte Wiedererweckung, eine kurze, beängstigende Anstrengung nach hohem, starkem, furchtbarem Leben.

Man fühlte es; die Verse, Jean Guignols Verse, die mit der Farbe der Sonne, des Sturms, der Liebe durchdrungen waren, filterten es allen ins Blut. Es war still geworden, das hohe Amphitheater hinan; man hörte Hände in Spitzen knistern, Rustschuh keuchen und Don Saverios Geflüster über der Brust der wundervollen Contessa Paradisi. Man erwartete etwas; man erwartete die Göttin die der Dichter anrief, so, als sollte sie mitten aus seinen Versen heraustreten. Sie war schon da, ein wenig von der Seligkeit ihres Leibes war schon in diesen Lauten, in diesen Schreien schon etwas von seiner Furchtbarkeit. Der Bock feixte und machte einen Sprung ins Dickicht. Es ging ein schweres Sausen durch die Cypressen, Jean Guignol brach ab. Sein Gedicht deuchte ihm in diesem Augenblick etwas Unvorhergesehenes; er vergaß, wer die Nahende war.

Sie stand am Strande, geneigten Kopfes, und betrachtete die Muschel in ihrer Rechten. Die Linke faltete sich um eine der Brüste. In den klaren Schleiern formte ihr Körper sich silbern; die Sonne war hinter ihr hinabgetaucht. Um ihre Knöchel hingen Algen und wurden mitgeschleppt von den Schritten ihrer langen, biegsamen, köstlich gerundeten Schenkel.

Sie näherte sich dem Künstler, die Muschel am Ohr und mit einem Lächeln ohne Teilnahme. Er harrte gebückt, die Arme schlaff an den Seiten, und am

Ende des einen den Lorbeerkranz — und er erstarrte in Ohnmacht und Unterworfenheit. Sie setzte sich gleichmütig auf den Brunnenrand und verschränkte die Beine. Die großen blauen Iris glitten an ihren Brüsten hinauf.

„Komm doch," sagte sie, farblos und süß, „sieh diese Muschel an, und dann suche an meinem Leibe die Stellen die ihr gleichen. Es giebt welche."

Er fragte:

„Wer bist du? Woher kommst du? Was bedeutest du?"

Sie lachte.

„Wer bist du?" wiederholte er zitternd. „Bist du eine gefangene Königstochter, die nach dem Schiffbruch ihres Räubers ans Ufer geworfen ward? Bist du eines Fischers Kind, und haben deine Brüste oftmals den Strandsand erwärmt, der so weich ist wie sie? Sind deine Glieder an die Berührungen der Reben gewöhnt, die sie streiften, während du dich durch sie hinwandest, dem stillen Hause entgegen, und auf dem Kopfe den Thonkrug?"

„Nimm einmal mein schwarzes Haar in deine Hände," sagte sie, und sie schüttelte den Kopf; da sank die Last ihrer Flechten auf ihren feinen und starken Nacken. „Überzeuge dich, mein schwarzes Haar duftet ganz wie zwischen den Cypressen der schwarze Schatten, auf dem Rosen strotzen. Diese Rosen sind gleichzeitig aufgeblüht mit meinen Brüsten. Prüfe sie beide mit deinen Lippen."

„Bist du eine, aus deren verblichenem Lächeln

schon die Thränen quellen, — eine, die in grauem Gewande alle Lieder verlernt hat, und deren schlaffen Fingern der geflochtene Korb entfällt, mit den letzten Früchten, die halb verfaulen; — eine, die neben der Liebe mit gebrochenem, am Boden schleppendem Flügel, in Thränen ausbricht?"

„Ich will weinen," sagte sie. „Lausche darauf, ob nicht in meinem Weinen eine blasse Nymphe steht und eine Schale ausgießt, Tropfen für Tropfen."

„Bist du eine, deren schwingende, nasse Glieder sich in blanken Marmorplatten spiegeln, und deren Tanz von den glühenden Blicken der Männer durchwühlt wird, — eine, die auf Blumen hingewälzt, und umdampft von Wein und Blut unter der Orgie verröchelt?"

„Soll ich tanzen? Hüte dich, daß nicht aus jedem meiner Tritte eine Mänade aufspringt, und dich zerreißt!"

„Bist du . . ?"

„Halt! Du hast es schon erraten, ich bin die Courtisane, man nimmt mich, alle haben das Recht dazu; du nicht weniger als alle."

„Aber ich will wissen —"

„Mein armer Bruder du mit Traumaugen! Siehst du denn nicht, daß ich die Frau bin und nichts weiter? Schau nur, meine Hüften winden sich wie Sirenen auf der Flut. Hör' nur, in meinem Lachen sind viele Vogelstimmen, und in meinem Schweigen summen warme Bienen. Wenn meine Haut erschauert, ist es wie das Rinnen des Baches und wie eine bewegte

Blumenwiese. Nimm die samtenen Moosbeete meines Körpers zu Kopfkissen! Laß von meinen Blicken, wie von den Flöten der Satyrn, die Brunnen deiner eigenen Lust aufwecken! Kühle auf den Wölbungen meines Fleisches deine Hände, wie auf den Sandhügeln am Meer! Halte in mir die Nymphe fest, daß sie nicht nochmals davongleitet! Nimm die eilige Dryade gefangen! Die Faune tanzen in mir ihre Runde und die Kinder mit den Mohnkränzen. Und der alte Centaur, weiser sogar als du, sieht in mir dem allen zu. Aber der junge bietet mir seinen Pferderücken und ich sprenge auf ihm davon, beide Arme in der Luft. Ergreife mich: du ergreifst die fette Lascive mit rotbemalten Augenlidern, die dem schwarzen Bock die Hörner mit Disteln bekränzt — und die schmale Jungfrau, so scheu, daß sie bis in den Hintergrund deiner Träume flüchtet. Umarme mich, du umarmst die Erde und das Meer! Umarme mich!"

Sie sprach inmitten einer tiefen Stille. Die langen, heißen Verse harften, und die Gesten ihrer Glieder sangen. Sie stützte die Ellenbogen auf seine Kniee und breitete ihm, von unten, ihre Brüste hin. Sie sank schmachtend zurück auf den flachen Brunnenrand und in ihr Haar hinein. Sie ergriff mit der Hand ihren Fuß und bog den Schenkel mit gewölbten Muskeln hin und her, wie ein großes, schlecht gezähmtes Tier. Sie nahm aus dem Grase eine Flöte und neigte sich tief über die Flut. Man sah ihren Nacken, und daß sie schluchzte.

Sie fürchtete, mitten in der Entrücktheit ihres

Spieles, einem Weinkrampf zu erliegen. „Der seltsame Wahnsinn meines Körpers,“ dachte sie, „erfaßt mich mit doppelter Kraft in diesem Garten voll Geheimnis und Fieber. Was wird geschehen? Ich fühle eine unbändige Unruhe, ein Verlangen nach Unmöglichem.“

Über die Wiese galoppierte ein Centaur, oder flatterte eine Taube. Eine Nymphe streckte den Rumpf, schattengrau, zwischen Gezweig heraus; ihre Augen glitzerten irr. Ein Knabe hob die Hände an den Mund, als wollte er rufen. Drei Faune jagten sich, stumm und ausgelassen, bis sie hinpurzelten und davonkrochen, hinter den Hügel, in der Dämmerung. Alle die Geschöpfe die teil an ihr hatten, richteten sich auf bei ihren Versen und winkten ihr in der Dämmerung. Der Garten war fahl und stand zwischen schwarzen Kronen im abendlichen Blau wie im Schein einer Begehrlichkeit voll Todesangst. Blaue Geistermäntel flatterten im Nachtwinde vom Meere herbei und über die Wiesen, und Fabelwesen sprangen heraus, knixten, feixten lautlos, dehnten lüsterne weiße Glieder, zerfließend wie Nebel, und vergingen, rätselhaft und lockend, inmitten der stark riechenden Ausströmungen des Abends. Die Blütenbäume stießen heftig ihre Düfte von sich. Es roch nach Baumharz, nach dem Horn erhitzter Hufe, nach schwitzenden Fellen von Waldmenschen, goldigen Haarbüscheln an weißen Frauenleibern, nach herben Kräutern, und nach lauter wildem, frühlingstrunkenem Fleisch.

Sie selbst, die Frau am Brunnen, fuhr harfend

in ihren Versen wie in langsamen Schiffen, über bittere Duftwellen den Berg hinan und allen in die Arme die dort harrten. Jeder fühlte ihre Schulter nackt gegen seine schlagen, jede Stirn versehrte ihr Hauch.

* * *

Viele Augen von Geliebten suchten einander, an Gatten vorbei. Die Fächer spendeten erregte Flügelschläge, wie hitzige Amoren. Die matten Hände krochen unter den warmen Farren zu einander, mit Juwelen, rot und grün, gleich glühenden Insekten. Seufzer stiegen wie Nachtfalter aus Blütenbüschen, in der Dämmerung. Eine werbende Stimme schluchzte um die Wette mit einer Nachtigall, irgendwo in der Mainacht.

„Ich werde dir so viel Lust geben, wie sie verspricht," sagte Vinon Cucuru zu Trontola. „Sie verspricht nur. Sie giebt gern ein Schauspiel, sich und den andern. Glaube nur nicht, daß ihre Geliebten es sehr gut haben."

„Meinst du?"

„O, so ein Mann! Sie hat dir schon Wünsche eingegeben. Aber die großen Liebhaberinnen sind anders; sie sind heimlich."

Don Saverio, ins Moos gestützt, flüsterte, und sein schöner bleicher Kopf hing über dem Schoß der wundervollen Contessa Paradisi.

„Das Beste hat sie von mir . . . Sie hat das Zeug zu einer gutbezahlten Frau. Ich habe

sie entdeckt. Leider wurde mein Unterricht unterbrochen."

„Setze ihn bei mir fort!" verlangte die Paradisi. „Ich bin noch viel gelehriger."

„Sie ist dumm," dachte er und sah böse weg. „Die einzige Geliebte!" sagte er sich. „Die einzige! Ich hätte sie nicht freilassen dürfen; ich begreife nicht mehr, wie es geschehen konnte ... Ich will sie wieder haben!"

König Phili führte das Tuch an die Stirn. Er irrte angegriffen auf den Stufen des Theaters umher und störte die Paare.

„Es kommt nur drauf an, ob man's aushalten kann," ächzte er. „Mir is zu viel."

Er ließ sich neben Lady Olympia nieder. Sie winkte einem Diener und kredenzte dem König eine Limonade.

„Erholen Sie sich, Majestät," sagte sie. „Spaß macht es doch."

Phili grollte: „Ah was, i mag ka Weib."

„So was Überspanntes sollte man doch verbieten!" schrie er, erbittert im Namen der Ordnung, wie ein alter Beamter.

Rustschuk murmelte begütigend:

„Sire, wenn wir nur das Volk vor dem Gift behüten, — uns selber dürfen wir's gönnen."

Lady Olympia war derselben Ansicht. Indes bemerkte sie einen alten Bekannten:

„Herr von Siebelind!"

Sie stellte ihn vor. Er hatte, sobald er ihrer

gewahr ward, sich hastig zurückziehen wollen. In ihm überstürzten sich die Erinnerungen an Qual und Schmach, die der Anblick dieser Frau in Bewegung setzte. Ohne Geistesgegenwart, feucht und zitternd, überließ er ihr schließlich seine Hand. Die ihrige war gelassen und kühl. Sie wußte kaum noch, daß sie sich einmal vierundzwanzig Stunden lang mit seiner Hilfe unterhalten hatte. Sie fragte ihn allerlei, und er stotterte Antworten.

„Sie ahnt nichts," dachte er, „sie ahnt gar nicht, wer ich bin, und was sie mir ist: die Schande, in der ich mich einst gewälzt und nach der ich mich gesehnt habe! Wenn ich ihr sagte, daß ich heute nacht auf meinem Lager zittern werde vor Wut und Demütigung, — sie würde nicht begreifen. Das ist das Entsetzlichste, die Ahnungslosigkeit dieser Glücklichen! Nie streift sie ein Gedanke an das, was sie zertritt. Auf keine Weise kann ich ihr nahekommen, und wenn ich mich zerrisse. Es ist unmöglich, sie zu demütigen und zu strafen durch den Anblick des Leidens: sie hat kein Organ, es zu sehen!"

Der König Phili rief noch immer nach der Staatsgewalt.

„Verbieten, Majestät!" sagte Siebelind voll Gram. „Glauben Euere Majestät im Ernst, daß es hier etwas zu verbieten giebt? . . Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, das Abzeichen meines Sittlichkeitsbundes verbrennt mir heute abend die Brust — hier in diesem verseuchten Thal! Untersagen Sie immerhin diese Vorstellung — gut. Aber können Sie machen,

daß diese Frau nicht lebt? Und wenn Sie es können, haben Sie damit die Thatsache entwertet, daß dieses Gehirn und dieses Fleisch, solche Ruchlosigkeit und solche Wollust auf Erden möglich sind? Nein, Majestät verzeihen, aber Verbote ändern nichts."

„Da muß ich schon bitten," schnaubte der Monarch. „So wenn alle dächten, da kämen wir weit. Da könnten wir am End einpacken!"

Die andern sahen dem Spiel im Thale zu.

Die Herzogin stand jetzt auf dem Brunnenrand, die Füße geschlossen, die Fingerspitzen an den Schultern, und lächelte. Der Schleier war vorn auseinandergefallen; unter ihren harten Brüsten kreiste ein silberner Gürtel. Jean Guignol verschränkte die Arme. Stählern aufrecht sagte er ihr, daß er sie hasse. Er hasse ihre animalische Fülle, ihre Vollkommenheit, er berste vor Eifersucht auf alle die fabelhaften Naturkräfte die in ihr lebten, teil an ihr hätten, und die sie abwechselnd genieße. „Kann ich in dich hinein? Was nützt es, dich zu besitzen? Du bist zu groß, zu üppig, ich hasse dich, geh fort!"

„Nimm mich!" wiederholte sie. „Vergiß dich bei mir, bis zum Schluß, bis zu deiner Zerstörung! Du wirst in mir verschwinden und sehr glücklich werden ... Sieh, deine beiden Brüder!"

„Sie ziehen hintereinander über den bleichen Rasen und blicken mich nicht an."

„Wie schön ist der erste! Erkennst du ihn? Er ist so weich und jung, seine Glieder sind trunken von ihrer süßen Nacktheit. Seine Stirn ist unter schwarzen

Strähnen ganz in den Abend getaucht, seine großen düstern Augen leuchten daraus hervor, in tierischer Glückseligkeit."

„Und ihm folgt, an ihn gefesselt, starr und wankend, der zweite. Über seinem roten Mantel steht das Profil seines bleichen Hauptes und dasjenige einer Axt. Er verblutet in seinen roten Mantel: er verblutet auf dein Geheiß . . . Den Trunkenen schickst du voran; ihm folgt auf dem Fuße der Verblutende!"

„Und beide sind sehr begehrenswert," versicherte sie, — und sie begann, zu ihm hingleitend auf dem Rasen, von neuem alle ihre Glieder ihm anzupreisen, wie lauter seltene, gefährliche und beseligende Geschöpfe, denen er sich vertrauen möge. Sie sangen, diese Geschöpfe. Ihre Verse harften, — und sie selber, ihr eigenes Spiel erduldend wie einen Krampf, wie einen Irrsinn, fragte sich: „Bin ich sehr krank? Bin ich eine Göttin?"

Lady Olympia war höchst erbaut.

„Jean Guignol ist ein großer Dichter!" sagte sie.

Seine Gattin lächelte dem Marchese Trontola zu.

„Er dichtet gar nicht. Er sagt der Herzogin von Assy, was er ihr zu sagen hat. Er berauscht sich an dem Wagnis und an der Schamlosigkeit, es ganz öffentlich zu thun. Das gefällt mir an ihm."

„Sie hält sich gut dabei; ich bin mit ihr zufrieden," erklärte Lady Olympia.

„Sie hat die Öffentlichkeit nötig, um zu genießen,"

meinte dagegen Frau Jean Guignol. Lady Olympia behauptete:

„Sie genießt unbesorgt, — und sie verdankt es mir."

„Möglichenfalls. Auch spielt sie hier wirklich nicht mehr Komödie als überall in ihrem ganzen Leben. Sie möchte jetzt erfahren, was man fühlt, wenn man — Laster hat."

„Principessa, Sie sind eine Christin," bemerkte Siebelind.

„Wieso?" fragt Vinon, ehrlich erstaunt. Er hob die Achseln und hielt eines seiner qualvollen Selbstgespräche.

„Laster! Das Unerträgliche ist, daß es für jene Frau kein Laster giebt. Ihr fehlt der Begriff. Sie heißt zum voraus alles gut, was aus ihr herauswill. Sie glaubt an sich! Wie viele sind schon an ihr gestorben, klein oder zu Verrätern geworden: jene Pavic, Della Pergola, tausend Opfer ihrer idealistischen Umtriebe, zuletzt Jakobus, und ich glaube bald auch dieser Jean Guignol. Wie viel hat sie selbst gelitten: wenn ein Traum ihr entglitt, eine neue Sehnsucht sie umherwarf. Ich sah ihr zu in Venedig, und empfand dabei keine Genugthuung. Denn auch das Leiden ruft sie, und empfängt es gern. Freiheitssucht! Kunstfieber! Sie stak tief im Zweiten, da sagte ich ihr das furchtbare Dritte voraus: Liebeswut! Aber alles ist ihr recht, was hohes Lebensgefühl schafft. Alles ist ihr Spiel, zum Zwecke einer schönen Geste und eines starken Schauers. Kein Rausch raubt sie für immer,

keinem Unglück kann sie je erliegen, keine von allen Enttäuschungen wird sie in Zweifel stürzen, am Leben oder an der eigenen Wünschenswürdigkeit. Bis zum letzten Atemzug wird sie bereit bleiben, Neues zu erproben. Noch aus dem Tode — ja, noch aus ihm, dem einzigen, der uns, seine scheuen Bewerber, rächen könnte an denen die ihn hassen, — noch aus dem Tod wird sie ein Vergnügen machen, eine Scene, ein Spiel!"

* * *

Inzwischen drohte und bat der Dichter. Er sprach im Namen seiner Werke: er dürfe sie nicht in die Hände dieser beiden liefern, des Trunkenen und des Verblutenden. Ob sie nicht gütig werden wolle und bescheiden, und aufhören, die Buhlerin der ganzen Welt zu sein. Ob sie vor der Schwelle seines weißen Hauses als ein Idol sitzen wolle, züchtig und aufmerksam. Ob sie in sein Herdfeuer Träume flüstern wolle, die sein Genie groß machen würden . . . Sie wollte nicht. Sie war fern und frei, so fest sie sich um ihn schmiegte. Mitten in seiner Verzweiflung und seinem Toben gönnte sie ihm ein wenig Linderung und Hoffnung, denn sie zeigte ihm eine Thräne. Bald erkannte er, daß dieser Tropfen nicht mehr Gnade enthielt, als einer, womit das Meer oder der Himmel ihn bespritzt hätten. Sie war die Courtisane des Himmels, des Meeres, der Erde. Keines Mannes stilles Haus würde sie fassen. Er ließ sie los: sie möge gehen. Er deutete ergeben nach dem Tempel, aus dem Abend hervor-

scheinend, droben, auf dem Vorgebirge überm Meer. Sie ging; ein weißes Licht ging mit ihr im Grase und übergoß sie. Er bat noch einmal, sanft, hinter ihr. Ihr Haupt, ihre Glieder, ihr Schleier den sie schaukelten, sagten ihm ein silbern zitterndes Nein. Die großen Cypressen, zwischen die sie eintrat, ränderten sich silbern. Eine silberne Flamme, erstieg sie die tiefe Dunkelheit. Jean Guignol folgte ihr von fern, gesenkten Kopfes, und den Lorbeerkranz in der Hand.

Es war ihm schwer zu Mute; er hatte in gutem Glauben geschwärmt, geschwelgt, gewütet, und ängstigte sich, als ob es nun alles zu lassen gälte. Er war sich nicht bewußt, etwas Verabredetes gesprochen zu haben; er erfand seine Verse zum zweiten Male, während er sie ihr zuwarf oder zuweinte. Droben beim Tempel sollte seine Rolle sehr stolz enden. Dort hatte er sich von dem Erlebnis lossagen wollen, das die Herzogin von Assy ihm geworden war; und er hatte der triumphierenden Venus zu kosten geben wollen, daß er nichts mehr von ihr verlange. Er verlasse sie, er werde nicht länger unfruchtbar rätseln an ihrer Seele. Vielleicht habe sie keine; oder vielleicht bestehe sie aus einer zufälligen Folge unvorhergesehener Launen, aus tausend Spielen von Natur und Leben, aus Faunen, Bienen oder Sirenen. Niemand werde nach ihm darum leiden, und inmitten der Wolken von Begehrlichkeit die zu ihr aufstiegen und sie in Opferrauch hüllten, werde sie kalt und unzugänglich vor ihrem steilen Tempel stehen, einsam auf immer! . . Er hatte sich diese Verse stark gedacht und als ein Ansichreißen aller seiner

Würde. Nun waren sie ihm entfallen, und er erfand andere, indes er ihr im Dunkeln nachschlich — erfand eine bleiche, aus zuckenden Lippen gestoßene Abdankung alles Stolzes, alles Willens zu Geist und Größe, und eine extatische, selbstzerstörerische Unterwerfung unter das Fleisch und unter seine Gebieterin, die Venus hieß.

Er betrat den Rand des Berges und erhob die Stirn; aber er ward zurückgeschlagen, geschlossenen Auges, von ihrem Glanz. Das weiße Licht, hart, unmenschlich, machte aus ihrer Gestalt einen brennenden Marmor. Von unten mußte sie ein Gesicht von erhabener Sehnsucht sein. Nackt und feierlich, eine Hand im Nacken, wo von ihrem silbern gestirnten Haar der Schleier rieselte, eine Hüfte ausladend und den Silberreif unter den Brüsten, starrte sie in weißer Verzauberung und erhöht zu Triumphen ohne Maß.

Aber Jean Guignol stand fünf Schritte vor ihr und bedeckte sich die Augen: sie blendete. Ihr Gesicht war aus solcher Nähe steinern und grausam, ihre Pupillen von geisterhafter Bläue, tief versenkt in schwarze Augenhöhlen.

Allmählich unterschied er im Dunkel rechts und links von ihr noch zwei Figuren. Eine war der Prinz von Lahore, mit verschränkten Armen, ernst, ohne zu blinzeln und vollauf befriedigt, da das weite Festspiel, das diese Frau ihm gewesen war, sich um eine schöne Scene vermehrte.

Auf einmal machte der andere eine leidenschaftliche Bewegung und flüsterte:

„Herzogin, Sie haben alle toll gemacht: was

würden wir erst zusammen fertig bringen! Wenn wir in unsern Palast zurückkehrten und solche Vorstellungen gäben! Man würde uns Millionen ins Haus tragen! Wollen Sie? Ich wiederhole Ihnen alle meine Anerbietungen, obwohl ich Sie strafen sollte, weil Sie sie ausgeschlagen haben . . . Außerdem liebe ich Sie, Sie werden es merken! Wollen Sie? Übrigens müssen Sie. Sie kennen mich doch. Ich werde vermittelst Ihrer Schönheit reich über alle Begriffe. Später bekommen Sie, wie ich versprochen habe, eine anständige Pension . . ."

Jean Guignol schluckte; er schickte sich an zu sprechen, aus seinem Schatten heraus:

„Herzogin und Göttin! Spüren Sie nicht das große Opfer, das zu Ihren Füßen duftet? Tausend Verse, noch ungeboren und schon vergangen, senden ihre kleinen gemordeten Seelen um Ihr Haupt. Sie stehen in einem großen, weißen Feuer, worin mein Genie verbrennt. Ich sehe zu mit extatischen Augen. Ich bin kein Geist mehr, ich will von Ihnen keine Rätsel und keine Träume; ich bin nur noch einer der ratlosen Körper, die an Ihrem Wege in Krämpfen der Lust verröcheln. Denken Sie daran! Wo immer Sie, die Wollust, vorüberkommen werden, da erhebt sein Haupt der Tod! Ich selbst will nichts mehr sein, als einer der Namenlosen, die sein Gesicht tragen — an Ihrem Wege . . ."

Aber er hatte noch nicht den Mund geöffnet, da sprang jemand vor sie hin, mitten ins weiße Licht. Vorüber an dem gesättigten Weisen, an dem schwelge-

rischen Weiberverkäufer und an dem Dichter der sich aufgab, sprang jung und unbedenklich ein vierter:

„Yolla!"

„Ich komme eben an," flüsterte er. „Bin fertig mit der Schule — endlich. Habe nicht einmal Mama Guten Tag gesagt, bin gleich hergereist. Ich wußte gar nicht genau, wo du warst. Hab' dich doch gefunden! Nun komm!"

Sie sah ihn an, erstaunt und glücklich. Sie spürte keine Unruhe mehr: er war es, auf den sie gewartet hatte! Er war jung!

„Ich habe dich schon einmal so gesehen," flüsterte er, großen Blicks, und er dachte an die Venus, die weiß wie eine Blüte aus grüner Wildnis erwachsen war; an der Sonne und Baumzweige formten, und der er, Nino, aus einem Sarkophag und hinter einer steinernen Maske zujubelte und zuschluchzte. Sie war ihm also noch einmal erschienen, ganz wie damals! Und er war nun groß, seine Brust hatte sich geweitet, seine Muskeln sich gehärtet. Er fühlte sich schön und stark und daß sie ihm gehöre!"

„Komm!" wiederholte er und warf ihr seinen Mantel um.

Sie entschlüpfte dem Lichtkreis, auf einmal verdunkelt und aus der Göttin umgewandelt in eine Frau.

„Es ist gut, daß du da bist! Was jetzt das ganze Theater zu der Komödie sagen wird!"

Sie lachten, und sie liefen auf Seitenwegen, Hand in Hand den Berg hinab und bis ans Meer. Er spähte umher.

„Dort liegt mein Kahn."

Er trug sie über Steine, durch das heiße Dunkel, das wogte und von Düften zuckte.

„Endlich! Ich konnte es kaum noch erwarten! Bis vor vier Wochen habe ich gar nicht an dich gedacht, weil ich nicht wollte — fast gar nicht. Dann einmal, eines Nachts, machte mein Herz einen Sprung, wie früher so oft, und ich wußte auf einmal, ich würde dich wiedersehen. Du hattest es mir ja versprochen."

„Nur glauben, Nino!"

„Nicht wahr? Nun haben wir uns wiedergesehen?"

„Und wie!"

Sie küßte seinen Mund. Er sah ihre Küsse nicht kommen, so finster war es. Er pflückte ihr einen schwarzen Strauß von den Blütenbüschen über dem Wasser. Er legte ihn ihr im Nachen auf den Schoß. Sie sah die Blumen nicht, und sie dufteten stark. Nino ruderte mit verschwenderischer, jauchzender Kraft. Er hatte vor sich, auf einer Unendlichkeit süßer Nacht, nur etwas ungewiß Weißes, ein Gesicht, verheißungsvoll flackernd:

„Yolla!"

IV

Ihr Villino stand gleich hinter der Bergecke. Um ihren Gästen auszuweichen, ließ sie ihn bis nach Pozzuoli

fahren. Es war nicht weit, aber bei der Ankunft keuchte Nino; er hatte in den ersten zehn Minuten seine Kraft ausgegeben, ohne sich träumen zu lassen, sie könne je enden. Im Orte verschwand er und kam wieder zum Vorschein mit Kleidern für die Geliebte. Woher er sie hatte? Es war sehr geheimnisvoll; er raunte allerlei. Dann fuhren sie nach Neapel, in heimlicher Nacht und dicht, dicht zusammengedrängt auf dem rasselnden, mit Stroh bedeckten Wägelchen. Nino wiederholte hundertmal: „Yolla!" Er sagte es ihrem Halse und ihrem Munde, ihrer Brust und ihrem Haar — und kindlich dazwischen und voll tiefer Überzeugung:

„Ich bin im Paradiese!"

„Bin ich denn schon tot?" fragte er, die Hand an den Augen. Gleich darauf platzte er aus:

„Das hat ja unser Direktor gesagt! Wir trugen ihn einmal nachts mitsamt seinem Bett in den Korridoren umher. Wir hatten uns vermummt und hielten in den Händen lange Kerzen. Plötzlich wacht er auf und fragt ganz blaß: ‚Bin ich denn schon tot'?"

Am Morgen, in der Bahn, auf der Fahrt nach Salerno, erinnerte er sie an jedes Wort, das sie in der Nacht gesprochen hatten; und zugleich glänzte sein Blick in ihr Auge hinein den Gedanken an jede Liebkosung, die von dem Wort begleitet war. Sie erregten sich aus vorzeitiger Furcht, das alles könnte einmal zur geglätteten Erinnerung werden. Es sollte stürmische Gegenwart bleiben! Diese erste Nacht würden sie zu dauern zwingen, ihr Lebenlang zu dauern!

„Der Direktor merkte gar nichts. Wenn es bei Tische Quarkkuchen gab — den esse ich nämlich gern —, dann verschluckte ich ihn eins zwei drei, warf den Teller aus dem Fenster — denn ich saß dicht beim Fenster — und rief: ‚Ich hab' noch nichts gekriegt!' Drunten beim Bach lag schon ein ganzer Haufen Scherben."

Und inzwischen fuhren sie tiefer hinein in den tiefgoldenen Süden. Das Laub umschloß immer dichter die Goldfrüchte, die Gärten sprengten immer schwärzer ihre weißen Mauern. Sie blendeten alle. Die Menschen sprangen alle von zu viel Saft, auch noch die mit Glatzen. Nur hier waren die Augen völlig schwarz, und die Wimpern sträubten sich scharf in den vor Leidenschaft bleichen Gesichtern.

Einmal, als der Zug hielt, trat ein Kind mit blassem, weichem Profil an ihr Wagenfenster, die Augen umrändert, die bläuliche Nasenwurzel eingerahmt in zwei schwarze Strähnen. Ihr fleischiger Mund stand ein wenig offen, am Ende ihres Ärmchens erhob sie zwei Orangen. Die Herzogin schloß mit einem Seufzer die Augen. Aber Nino warf der Kleinen Geld zu, eine ganze Menge.

„Da, behalte alles!"

„Abfahrt!" schrie es den Zug entlang.

„Steig' ein, fahr' mit uns! Rasch, rasch!"

Das Kind schüttelte den Kopf, es sah ihnen groß nach mit seinen Augen, traurig von zu viel Sonne. Die Thür flog zu, die Reise ging weiter.

„Ach! Wenn doch das wunderschöne Mädel mit

uns gekommen wäre!" rief Nino. „Warum denn nicht? . . . Wie schön! Wie schön!"

Er stand, beide Arme ausgebreitet, vor dem Fenster voll Meerblau. Häuser, grau, aus übereinander gestürzten Loggien, Stützmauern, zerbochenen Brüstungen mit starken Weibern, Hühnern, trocknenden Lumpen, bröckelten hinab über hängende Gärten und zum Meer. Umkränzt von Rosen breitete Stein und Geschöpf, gleich Nino, die Arme aus nach dieses Meerblau's zermalmender Glückseligkeit.

„Ich möchte . . !" rief Nino und drehte sich um sich selbst.

„Was denn?"

„Ich weiß nicht . Abenteuer, erstaunliche Erlebnisse!"

„Noch immer?"

„Meinst du vielleicht, so etwas giebt es nicht? Höre einmal, was mir neulich in Mailand passiert ist. Bei Cova spricht mich ein eleganter junger Mann an; er sei auch ein Student. Er erzählt von einem netten kleinen Café, wo man sich gut unterhalte. Wir gehen hin, es ist schon spät. Das Lokal befindet sich in einer engen Gasse irgendwo. Wir treffen dort zwei Freunde meines neuen Bekannten, man schlägt ein Spiel vor: ich gewinne. Dann verliere ich und ahne bestimmt, man betrügt mich. Die letzten Gäste gehen fort, ich sinne, wie ich abbrechen kann. Ich sage, ich habe kein Geld mehr, aber sie lachen. Darauf erzähle ich leichthin von zwei Revolvern, die ich immer geladen in der Tasche trage. Und sofort ist die Partie aus."

„Bravo! Natürlich hattest du gar keinen Revolver."

„Doch. Aber nur einen, und keine Patronen mehr. Ich hatte sie verschossen."

„Ach!"

„Beim Radfahren, weißt du, auf den Landstraßen. Wenn so ein Kläffer mich verfolgt, schieße ich. Ach! ich wollte, es bände jemand mit mir an!"

„Wenn plötzlich ein maskiertes Räubergesicht in unserm Fenster stände! . . . Schau, jetzt bist du selber der Pirat, der die Prinzessin entführt. Weißt du noch?"

„O, Yolla, ich weiß alles — und daß ich immer nur gewartet, gewartet habe, bis das Leben anfangen würde. Und jetzt hat es angefangen! Im Sommer und auf dem Wege zu dir! Göttlich, dieser Sommer. Unbesorgt, nur ein wenig Leinenzeug auf dem Leibe, umherzuschlendern durch die warme Luft. Zu Rad von einer Stadt zur andern! Alle Gärten am Wege sind mein, alles, was sich in den Teichen spiegelt und alles, was am Himmel hinzieht. Der Wein ist für mich gewachsen, die Mädchen haben mir zuliebe ihr hübscheftes Lächeln angelegt. Ich esse wo ich gerade bin, kümmere mich um keine Ordnung. Wie meinst du, daß ich den Tag anfange? Mit einer Cigarette und einer Portion Gefrorenem. Und am Abend vor den Café's auf dem Asphalt, wo an den Tischen geschminkte Weiber sitzen. Es ist schwül, es duftet nach Parfüms deren Namen ich nicht weiß, noch nach anderen Dingen, sogar ein bischen Cloake ist dabei,

und es mißfällt mir nicht einmal . . . Die Hände sind in der Hitze alle wie gepudert und so langsam, und man sieht die Adern darauf. Es ist wunderbar . . . Yolla!"

Er warf sich über sie, auf den Knieen, den Kopf in ihrem Schoß. Sie fühlte ihn ganz trunken von dem Hunger der Jugend, die sich mit Fieberaugen in die ersten Feste stürzt. Sie war das Leben, das ganze Leben, das er in seine bebenden Arme riß. Sie bebte selber, jung und gierig wie er.

* * *

Über Salerno, in schleierloser Luft, klar und fest, herrschte die Burg. Weiße Häuser lächelten am Berge, eingehüllt in große Sträuße Citronenlaubes. Drunten am gebogenen Strande schnitten die Schattenmassen des Baumganges in das grellweiße Pflaster. Grellweiß und in die Sonne blinzelnd aus grünen Läden, sprangen die Fassaden des Quais aus dem Dunkel der Gassen. Schnörklige Türme kletterten ins Licht, flache Kuppeln brüteten in ihm. Es kreiste schwindelnd durch Himmel und Meer. Auf der lodernden Bläue von Himmel und Meer und bespült von ihr, öffnete die Stadt, ein riesenhafter Schwan, die blendenden Flügel.

Und überall am Wege nach Amalfi, die ganze Bergstraße entlang, versteckten sich die Städte, zusammen mit den Früchten, in Nestern aus Citronenlaub.

„Da, Yolla, wir greifen nach der Brotfrucht über unsern Köpfen und nach der Limone zu unsern Füßen.

In die Stadt sehen wir hinein wie in ein kleines altes Spielwerk. Es ist aufgezogen. Auf dem Platze werden für Geld vielerlei Bewegungen gemacht. Der Waschbrunnen ist in die Geberden von Weibern ganz eingehüllt."

„Aber nun steigen wir aus, Nino, du willst doch nicht, daß wir hier vorüberfahren! Schau dort hindurch: zwei Wände voll Limonen, und eine Öffnung hinab aufs Meer!"

Sie neigten sich, Schulter an Schulter und mit Früchten im Nacken, über eine Tiefe im Feenlicht. Die Bucht, klein und weiß, spielte ganz durchsonnt am Lande hin, wie leichte Luft; die Schiffe schwebten darin. Über das blaugeränderte Ufer fort starrte, in verjährter Herrschsucht, ein runder Turm.

Sie schlenderten hinab in eines der beiden Städtchen, deren Häuser im Lichte zitternd, aus grünen Erdfalten und unter Fruchtgärten hervor den Berg hinabgaukelten inmitten heimlich rinnender Bäche. Der Mittag ward schwül und grau; das Gewitter zögerte mit dem Ausbruch. Sie verließen das Gasthaus um zu baden. Sie wanderten über den feinsandigen Strand, wo Boote mit umgewendeten Flanken heiß nach Teer dufteten, und sanken, beklommen von verhaltenem Sturm, hinter dem alten Turm auf die Klippen. Sie warfen die Kleider ab. Ein Strom schwerer Sonne ging auf einmal aus Wolken hernieder und am Abhang über die Oliven hin. Die Bäume schlugen im Nu lauter silberne Augen auf und schlossen sie wieder. Nino und seine Geliebte erhoben sich, indes über ihnen

zwei große Cypressen zu sausen begannen. Ihre Sinne beugte derselbe schwere Wind. Sie sahen sich an, mit Blicken, dunkel und zuckend wie der Himmel. Und wie sie einander an sich rissen, brach der Sturm los.

Sie stürzten sich, Brust an Brust, in die erzenen Wellen. In jeder von ihnen verzitterte einer ihrer Seufzer. Jeder schwere Windstoß peitschte eine ihrer Umarmungen. Ihre hellen Glieder bebten auf den Spitzen der schwarzen Wogen, zusammen mit den Schaumkronen. Als sie wieder ans Land stiegen, perlten sie von Meerschaum und keuchten noch von der Luft, deren Gipfel sich überschlagen hatten. Wie Algen, lang und naß, klatschte das dunkle Haar der Herzogin im Sturm ihrem Geliebten um den Leib. Rote Blüten flogen ihnen im Sturm, sie wußten nicht woher, an die Stirnen. Andere hafteten rot auf ihren Scheiteln. Und dabei krümmte sich der ganze Himmel feurig rot.

Auf einmal stürzte aus berstenden Wolken das Wasser, in lauen Schleiern. Sie streckten sich unter Akazien und ließen sich, wie der Regen versiegte, ganz überfluten von süßem, dampfendem Duft. Der Donner überlärmte jedes Gefühl; die Gedanken schliefen im Duft und tief im Schoße des Unwetters. Nino schloß die Augen; es war ihm, als sei er noch einmal zum Kinde geworden. Seine zaghaften Hände tasteten nach der Gefährtin und fanden sie nicht. Er sprang auf; da prangte sie vor ihm, in einer Woge die von ihren Schultern zurückfiel, wie ein grünschillernder Mantel, — prangte glitzernd und rinnend von Tropfen, mit

ausgebreiteten Armen, die Brüste im Winde, die Stirn umwunden von hervorbrechender Sonne, — prangte mit Schenkeln lang und nervig und mit Hüften die sich wanden wie Sirenen. Er kniete und erhob zu ihr die Hände: sie war die dem Meere Entstiegene.

* * *

Endlich gingen sie heim, und auf der engen Terrasse ihres Häuschens saßen sie heiter und still, unter Blätterkränzen, bei Früchten und Wein und ließen sich vorplaudern von den friedlich lächelnden Menschen. Auf ihren Tellern waren Grillen gemalt, die ein Wägelchen kutschierten. An der Mauer ließ eine Bacchantin ihren Schleier flattern und die Cymbeln auf einander klappen. Der beruhigte Abend glänzte rosig herein. Sie legten sich über die Brüstung; Glycinien schaukelten blaßlila an ihren Gesichtern. Nino glitt mit seiner Hand über die der Freundin, als bäte er um Verzeihung. Er flüsterte:

„Ich thue immer, als ob mir das alles zukäme. Darum mußt du aber nicht denken, Yolla, ich sähe nicht, wie über alle Maßen schön du bist. Ich weiß es, glaube mir, — aber was nützt es, sich darin zu vertiefen."

„In meine Schönheit?"

„In deine und in die der Erde . . . Ich wollte einmal Maler werden, voriges Jahr, denn Pirat wird man nun einmal nicht mehr. Ich habe zu viel Geschichte gelernt, und solch ein Leben wie das meines großen Freundes San Bacco, — ach, das kommt nie

wieder. Man lebt gar nicht mehr. Wir alle sind heruntergekommen, blasiert und dekadent, — aus zweiter Hand ist alles. Man sieht sich immer im Spiegel. Blödsinnige Sprüche giebt man auch zu viele von sich, ich weiß wohl — und bildet sich noch etwas darauf ein, daß man so krank ist."

„So krank?"

Sie war erschrocken. Sie fragte:

„Und deine Mama, wie geht es ihr?"

„O, ausgezeichnet."

Sie schwieg; sie wußte, Gina schloß sich auf ihrer Besitzung bei Ancona ein, damit der Sohn sie nicht sterben sähe.

„Meine nächste Lebensperiode," so träumte Nino, „möchte ich in Paris verbringen, — oder ich studiere die amerikanische Freiheit, für unsere reformatorischen Zwecke."

„Aber du wolltest malen!"

„Voriges Jahr — ja. Da aber machten wir, meine ganze Klasse eine Ferienfahrt nach Florenz. Ich sah die Uffizien: Yolla, das Herz füllte sich mir ganz mit Gram. Ich habe mich ein- für allemal entschlossen, nie, nie zu malen. Es giebt nirgends mehr etwas zu thun, alles ist schon geschehen."

„Es ist seltsam, mir ahnte ganz dasselbe, schon als Kind, in meinem einsamen Garten. Draußen hatten die Türken gehaust; auch gab es keine Assy mehr. Trotzdem habe ich gelebt ..."

„Sieh dich nach dem Turm um, Yolla, er liegt schon im Schatten: du weißt doch, die Deinigen haben

ihn erbaut. Ach! die waren noch Piraten! Mit solchen Türmen bewachten sie ihre geraubte Küste. Sie lugten hinaus ins Meer; plötzlich flogen ihre Segel hinter einem fremden Kauffahrer her."

„Sie kamen hierher wie wir, Nino. Sie hatten gleich Lust, die Kinder die ihnen Orangen anboten, auf ihr Pferd zu heben. Gleich gehörte ihnen die weiche Luft und der heiße Sturm."

„Ich habe das gelernt, Yolla. Erst waren es nur vierzig normannische Pilger, und auf dem Heimwege von Jerusalem entsetzten sie Salerno von einer türkischen Flotte. Dann wurden sie die Mannen des Fürsten Guaimar, — um am Ende seinem Erben das Land wegzunehmen. Wie war noch sein Name? . ."

„Wahrscheinlich redeten sie sich ein, immer sehr treu zu handeln. Sie waren so klug und stark."

„Einmal baten sie Guaimar um einen Grafen. Er ließ sie wählen; sie nahmen einen Jüngling, der sehr schön, sehr edel und beinahe zart gewesen sein soll. Man versteht es kaum."

„Wie hieß er?"

„Asclitino."

„Sieh die Burg, Nino! Jenseits des Golfes, in der Höhe. Alles ist schon so dunkel, nur die Burg von Salerno schneidet immer noch, klar und stark, in den erbleichten Himmel . . , Ich stelle mir vor, daß dort oben Asclitino in einem schlanken Panzer aus Silber, und einen Kranz aus Olivenzweigen über der Stirn, vor seinem Lehnsherrn das Knie gebeugt hat."

„Jawohl. Und Guaimar stellte ihm das goldene

Banner in die Hand . . . Aber Asclitino hatte eine Geliebte drunten in der Stadt, eine aus der dunkeln, schwachen Rasse, die ihn und seine nordischen Recken so bitter haßte. Bei einem Pförtchen in den langen Burgmauern küßten sie sich."

„Wie es dunkel geworden ist, Nino! Sieh mich fest an — ganz nahe."

„Und sie vergiftete ihn. Sie konnte nicht anders; die Ihrigen verlangten es."

„Wie gab sie ihm das Gift?"

„Man sagt — ich verstehe es nicht — in einem Kuß."

„Nino — Yolla!"

Sie schraken auseinander, ihre Lippen waren im Finstern zusammengestoßen. Sie schwiegen; unter ihnen glühte geisterhaft das Meer. Dann sagte Nino, in einem Schauer, mit geschlossenen Augen:

„Ich wollte, Yolla, du thätest es."

* * *

In der Nacht klimperten die kleinen Wellen an ihrer engen Kammer, wie an einer Schiffswand. Sie schliefen, kindlich umarmt. Der blaue Morgen empfing sie am Strande, sorglos, beinahe ohne Erinnerung an das wilde Gestern. Der Golf ruhte bläulich weiß. Ein tieferes Blau blinkte hinter der kleinen Landzunge. Auf ihr hockten Wäscherinnen wie Zwerginnen auf einem schwimmenden Rosenblatt. Schiffer, die in der Ferne ein Boot flott machten, ein Mann zwischen zwei Körben auf einem Esel, und eine Frau, die, den Kopf

mit weißen Tüchern beladen, ihn begleitete, — alle sahen aus wie saubere Verkleinerungen, nach denen man die Hand ausstrecken konnte. Ohne Dunst und ohne Ferne empfing die Luft das klaräugige Bild aller Dinge.

Die Herzogin und Nino stiegen, Hand in Hand, den Berg hinan, über brüchige Stufen und auf engen Steigen. Die Oliven winkten und lächelten. Im Hintergrunde schlug ihr leichtes Laub zu silbernen Zelten zusammen; rosige Blüten hafteten darin. Die Herzogin ließ sich nieder, an dem Bach, der über die schräge Wiese rann, zwischen Säumen von Narzissen und Margeriten. Nino sah ihr zu, wie sie einen Kranz flocht; dann lehrte sie es ihn, und sie schmückten einander. Er stand, tief atmend, im runden Schatten einer Pinie; der Wind machte sie erklingen. Die Herzogin, in die Sonne gestreckt, den Kopf auf dem Arm und hinabblinzelnd zu der zinnern heraufscheinenden Meeresfläche, lauschte einer frühen, heimlichen Melodie, die aus einem Garten herübersummte, aus einem Garten am Meer, wo ein Kind an der Hand eines schlanken Spielgefährten den Lämmern am Abhang nachsprang und gleich den Bienen alle Blumen küßte, — bis es Abend ward, die Farren dunklere Lauben bogen und die Spuren des hellen Gefährten in den Wegen zerrannen, drüben, bei Pierluigis Pavillon, unter verhallendem Kichern.

Sie lächelte glücklich. Es hatte wirklich gelacht, sie wußte noch kaum, es sei Nino. Er blies auf seinen Fingern, wie auf einer Flöte, den Gesang der Pinie

nach. Auf einmal neigte er sich, im Spiel, zu seiner Gefährtin und hob ihren bleichen und besonnten Kopf vom Rasen, so als pflückte er eine Märchenblume, oder als zöge er eine Frucht, die lebte, aus der lockern Erde. Sie sahen sich in die Augen. Um sie her funkelte der schleierlose Mittag.

* * *

„Wenn wir nicht glücklich sind!" rief Nino, auf einer Brücke. Der Bach war von Laub schwer überwölbt. Die Citronen versteckten sich darunter, man sah nur ihre hellen Spiegelbilder im Wasser.

„Ich bin glücklich," sagte die Herzogin einfach. Er erklärte:

„Ich bin es, weil du es bist."

„Ach! Mehr nicht?"

„Ich liebe dich, das ist doch selbstverständlich, Yolla? Ich liebe dich! . . Weißt du noch, als ich dich damals verlassen mußte? Ich war schon fast im Thal; du standest oben auf winkenden Zweigen, beinahe in der Luft, und nur noch wie eine weiße Flamme. Und jetzt gehst du neben mir und ich kann unter deinem schwarzen Haarknoten nach der Silberstickerei auf deinem Nacken tasten. Es ist ein Wunder! Als ich herreiste, habe ich nicht daran gezweifelt, daß es geschehen würde, — und nachträglich verstehe ich's nicht mehr . . . Ich liebe dich! ich liebe dich! Aber —"

„Aber?"

„Aber das wäre wenig wert, wenn ich dich nicht

glücklich machte! Einen Menschen halten, eine Frau — so — halten, und unter meinen Händen, ihren ganzen Körper entlang, fühlen, daß sie meine Träume mitleben und etwas von meinem Blut auch in sich kreisen lassen will . . . Verzeih, ich bin sehr eigensüchtig!"

„Ich will dich so! Ich liebe dich!"

„Es wäre edler, zu lieben und nichts dafür zu wollen. Es wäre besonders stärker! Aber was willst du, man ist nicht stark. Geliebt zu werden, ist heute für den Mann das Ersehnenswerteste. Wir haben eine Müdigkeit im Blut . . . Ich habe mir früher nicht einmal vorstellen können, wie schön es sein würde. Ich hatte schon so viel verzettelt, bei Frauen, weißt du, die zum lieben nicht mehr fähig sind."

„Was für Geständnisse, Nino! Willst du mich auf die Probe stellen? Du bist einfach gekommen und hast mich genommen, ohne viel Nachdenken, weil ich mich dir versprochen hatte. Drum liebe ich dich ja. Rede dir nichts ein!"

Er lachte knabenhaft.

„Du hast recht, Yolla. Dumme Sprüche waren's wieder."

„Und merke dir: ich bin glücklich, weil du zu mir gehörst, — und will sonst nichts von dir. Ich liebe dich; ich bin dazu stark genug!"

„O! auch mich machst du stark! . . Bin ich schön geworden, Yolla?"

„Sehr schön!"

„Siehst du — weil ich werden wollte wie du. Auch stark bin ich. Und ich möchte andere so glück-

lich machen — viele, viele andere so glücklich, wie wir sind."

„Thue es!"

„Ich würde zum Beispiel bei der armen Frau anfangen, von der du mir erzählt hast, und die ich bei dem Märchenspiel im Garten als Nymphe sah, in der Nacht als ich dich holte. Wie war sie weiß und traurig, die schöne Frau! Sie heißt Lilian, nicht wahr?"

„Ja. Was wolltest du für sie thun?"

„Sie muß sehr unglücklich, sehr einsam sein."

„Aber sie ist stolz darauf!"

„O, ein elender Stolz! Wenn sie einmal, am Abend, ihren Kopf gegen meine Schulter lehnen möchte! Ich würde ihre Hände nehmen um sie zu kühlen, ich würde so lange ihre gequälte Stirn, ihre armen Augen küssen, bis sie weinen könnte . . . Was denkst du nun, Yolla? Bist du nicht erzürnt, weil ich eine andere Frau erlösen möchte?"

Sie antwortete nicht. Sie zog ihn fest in ihre Arme, sie ließen sich nieder auf einem Stein am Wege, über einem grünen Thal. Es war verloren aus der Welt, vor seinem Ausgang hing das Meer.

„Nicht nur diese Frau, Yolla — Tausende bedrückter Sklaven wollen wir erlösen, wir Jungen. Hast du von unserer Bewegung gehört? Natürlich nicht; sie schweigen uns tot. Es wird ihnen nichts helfen. Wir sind entschlossen, der Freiheit und dem Rechte der Persönlichkeit unser Leben darzubringen und rufen zum Kampfe auf gegen den Sozialismus, der sie beide

vergewaltigt. Schon sind wir zwanzigtausend in ganz Italien, Yolla, und lauter junge Leute! Wir gründen Zeitungen und machen uns zu Herren in den kleinen Städten. In Salò hielt es einer der Lehrer mit uns. Wir machten dem Direktor weis, daß wir in Brescia Frauen besuchen wollten: dann ließ er uns gehen. Und wir traten auf den Marktplätzen auf, auf einem umgestürzten Karren, und sagten den Bauern und den Handwerkern, daß das ärmliche, enge, aller Schönheit ferne Gefängnis des Sozialismus sich wieder öffnen solle. Es solle jeder sein Getreide und sein Salz essen, und den Staat solle das nichts angehen . . . Frei sein —"

„— heißt schön sein, Nino! Ich weiß jetzt, wie du es geworden bist. Wenn San Bacco das erlebte!"

„Jawohl! Es ist ein Erwachen. Wir sind die Garibaldiner von heute! Nur wir wissen, was Stürmen heißt — und Umjubeltwerden!"

„Weil ihr jung seid!"

„So lange ein Staat da ist, wird er uns zu knechten versuchen. Wir wollen keinen. Ein freies Volk gehorcht sich selbst. Gesetze — ich weiß nicht, ob sie notwendig sind, aber sie sind verächtlich."

Die Herzogin hörte staunend, wie ihre eigenen Worte zurückkehrten — woher doch? „Wann habe ich das gesagt? O, erst gestern, scheint mir's."

„Ein König soll da sein, um über die Freiheit zu wachen," behauptete Nino.

„Du bist Anarchist!" meinte sie, und lächelte bei der Erinnerung, daß man auch sie so genannt habe.

„Ich schrecke vor dem Worte nicht zurück!“ rief er und sprang auf. Und im Weitergehn, die Arme in der Luft, gerötet, mit verwirrten Locken und ein tiefes Beben in der Stimme, schwärmte er.

Sie fragte sich, entzückt:

„Was ist jünger, seine Begeisterungen oder seine Verzagtheiten?“

Aber sie bedachte auch:

„All diese Jugend ist doch nur wie ein großes Möwengefieder, blendend und zitternd. Wir sitzen darauf; es trägt uns, umschlungen, übers Meer, im Zickzack und ohne Ziel. Plötzlich ermüdet der arme Vogel, schießt hinunter, die Wellen reißen uns auseinander: wir retten uns, wenn wir können, und jeder wohin es ihn trägt . . . Nur die hohe Luft unseres Rausches macht ihn stark und mich jung. Daß ich in Wirklichkeit seine Venus war, das ist lange her: damals, als Jakobus sie malen wollte, und bevor ich ihm erlaubte mich zu lieben. Ich glaube, Nino sieht mich noch, wie ich damals war, im Park, als er mir die Verse von Francesca sagte und von der Spitze der Cypressen die Tauben aufflogen. Seitdem habe ich von mir gezehrt . . . Er selbst — ach, in seinem schlanken, zu allen Spielen geschmeidig gemachten, aus Trotz schön gewordenen Körper arbeitet unhörbar ein Zerstörer. Das verurteilte Leben seiner kranken Mutter flüstert auch aus ihm, flüstert manchmal Zweifel und Müdigkeit, wovon er selbst nicht weiß, wie sie in seine leichte Jugend verirrt sind . . . O, wollte er's nie erfahren! Wollte er plötzlich hinsinken — mit unserer

Möwe, tief ins Meer, — nach dieser schönen Stunde! Es ist nur dieser Augenblick, in dem er schön ist: wir sind nur einen Augenblick schön. Und sein Augenblick gehört mir! Vielleicht werde ich die Augen schließen unter dem Hauch des letzten Kusses, den ich ihm von den Lippen genommen habe."

* *

„Warum?" fragte Nino. „Warum sollen wir fortgehen und hinauf in die Berge?"

„Ich weiß selber nicht," erklärte sie. „Kommt es dir nicht auch vor, als hockten wir wie zwei Wäscherinnen auf einem Rosenblatt am Wasser? Ein Hauch treibt uns hinaus, es ist gefährlich."

„Ich finde nicht."

„Du weißt noch nicht: wer so glücklich ist, wie wir, muß sich verstecken . . ."

Eines Nachmittags drangen sie denn über den weißen Loggien von Atrani und zwischen schwarz getürmten Felsmassen in eine grün und verschwiegen atmende Thalsenkung. Droben an der Bergkante ruhten Kuppeln und Türme, sehr fremd. Über die Fahrstraße hinweg und hinein in Ackerterrassen, stiegen sie zwischen Wein und Kastanien, stiegen neben murmelndem Wasser einen Treppenweg, zerbröckelt, grau und ganz versenkt in betropftes Laub.

„Wohin geraten wir, Yolla?"

Es jubelte in ihr: „An einen Ort, wo ich auf immer gerettet sein werde vor meinem Körper und

seinem Alter; wo ich leicht und jung sein werde wie du!" . . . Sie sagte:

„Denke dir, daß wir schließlich in eine große Stadt gelangen mit Kathedrale, Palästen, öffentlichen Bädern, Gärten, mit einer saracenischen Besatzung, mit Nobili, Sänften, seidenen Schleppen, Mohrensklaven, smaragdenen Kronen — eine große Stadt auf einem Bergrücken abseits und ganz im Grünen. Nur dieser verschollene Weg führt zu ihr!"

„Nun taucht eine Kirche auf!" rief Nino halblaut, fast erschrocken. Welch wunderliches, in Rundungen um sich selbst gleitendes Profil! Frauen treten aus dem schwarzen Portal, wie weiße Kerzen, eine nach der andern, seltsam anzusehen."

„Du fängst an, Dinge zu erkennen. Es kommen gleich andere Trümmer."

„Was, Trümmer? . . . Hier ist die maurische Stadtwache. Man empfängt uns."

Ein paar schwarzbraune Burschen streckten die offenen Hände hin.

„Nun werden sie uns Geschenke bringen von den Herren der Republik . . . O, was für leichte Gestalten sind diese verschleierten Orientalinnen am Brunnen! Löwinnen mit Menschengesichtern speien ihnen Wasser in die kupfernen Eimer."

Plumpe Weiber, bloßbeinig in hoch gerafften Röcken ohne Farbe, baten um Geld.

„Und die Paläste!" rief Nino, ganz verloren in seine Bilder. Sie betraten den schwarzen Marktplatz.

„Da sind sie, die Paläste der Signoren, mit ihren

Friesen voll geheimen Sinnes, mit ihren Portalen von lauter steinernen Blumen, aus fabelhafter Erde aufgeblüht. Die Fenster teilen schlanke Säulchen, und zwischen den träumerischen Blättern der Kapitäle glühen große, dunkle Frauenaugen!"

„Wir haben selbst unser Haus, Nino," sagte die Herzogin und betrat eine Gasse. Bei einer Biegung sprang eine Front von gebrechlicher Erscheinung im Winkel vor. Ein rotes Licht schwankte über der Eckkapelle, an dem moresken Pilaster. Sie ließen das Portal zurück; auf der Schwelle hockten steinerne Geschöpfe ohne Namen — und plötzlich fanden sie sich in einem Walde voll Säulen und Rosen. Die Herzogin sah Nino an: seine Gesichte wurden zu Stein und Blüte — aber er bemerkte keinen Unterschied.

Sie durchwanderten wortlos den Traum dieses Palastes, der auf Befehl des Prinzen von Lahore aus der Erde gestiegen war. Sie entdeckte Bäder und Höfe; auf Gewölben aus schwarzem Tuff entfaltete sich manchmal eine große Marmorrose. Kleine weiße Säulen tänzelten dahin, in der Höhe, die offenen Gänge entlang. Eine Cisterne dunkelte unter ihrem Bogen harter, schwarzer Blätter. Das leere Mosaikpflaster hallte, und hinter dunklen Pförtchen ahnte man ein Wispern und das Zittern von Schleiern, die ungeduldige Glieder kräuselten.

Zwischen gekalkten Pfeilern, von Reben überdacht, erblickten sie plötzlich das Meer, tief unten, hingewälzt unter glänzend blauen Decken, als eine große, träge, beseligende Göttin. Die Küsten waren ihre hellen

Arme, und ihr Haar hatte sie den Berg hinangeworfen in einer üppigen Welle. Der Garten, in den Nino und seine Geliebte hineinstiegen, sie hielten ihn für das Haar der Göttin. Es wand sich in tausend Ranken und schwoll zu tausend Trauben, es ballte Blütenmassen, es erhitzte wundervolle Düfte und sprühte Farben. Die Pflanzen ertränkten die Hineinverirrten. Alle Sträucher reichten höher, alle Blumen blickten dem Menschen ins Auge. Sie gingen im Oleander wie durch einen Quell von Blut, und ihre Wangen glänzten davon rot. Die gelben und weißen Manziana griffen aus ihren Lauben heraus nach den Fremden, mit feinen Schlingen, und wollten sie nicht fortlassen. Die Mandarinen drückten ihnen auf die Münder bittere rote Küsse und lockten die neugierigen Stirnen in ihr Gewirr winziger Blätter und dünner Zweige. Sie bückten sich unter dicke runde Rosenbüsche voll brennender Verstecke, sie kämpften mit Schlinggewächsen, verschwanden im Epheu am Fuße unerbittlicher Cedern, und ließen den Schatten von Palmen über sich rieseln, als sei es der Tropfenregen stummer Brunnen.

Die gewaltsame Fülle betäubte. Inmitten einer Übermacht von Saft und Triebkraft fühlte man sich der schwachen Eidechse verwandt, dahinraschelnd auf engen Steigen und überwucherten Stufen. Man meinte, dem Vogel gleich, in das gepolsterte Nest einer Hecke schlüpfen zu sollen. Als sie endlich am Rande des Gartens und auf der Röte des Horizontes standen, sahen sie sich verwundert an.

„Wie kann man hier sprechen, Nino? Was ist hier die menschliche Stimme?“

Er war heiß, sehnsüchtig und verschüchtert.

„Ich weiß es jetzt, Yolla.“

„Was denn? Daß wir recht thun, uns zu verstecken, nicht wahr? . . Hier ist nun das Glück, Nino, das keine Stimme hat. Der Garten begräbt es auf immer, es horcht auf immer nach den traumhaften Geräuschen hinter sich, nach dem Mandolinengeklimper aus diesem Winkel und dem Hilferuf aus jenem, nach dem Schleifen der Mohrensäbel auf eckigen Quadern, nach dem Bad worin es von Jünglingsgliedern plätschert, und nach dem Seufzer einer schläfrigen Frau. Es horcht auf immer nach den seit sechshundert Jahren verstummten Geräuschen der Stadt, die nicht mehr da ist.“

„Auf immer,“ wiederholte Nino.

* * *

Der Frühling ward heiß. Nino ging allein aus. Zurückkehrend fand er die Herzogin am Brunnen, im Rosenhof, in einer seidenen Hängematte, — und er erzählte:

„Ich wußte, daß du hier liegen würdest. Ich ging an einem rot und grünen Kiosk vorbei; eine Dame schaukelte sich gerade wie du, und ihr Spiegelbild glitt wie deines durch den Mosaikboden. Eunuchen mit weißen Zähnen gähnten. Es duftete stark. Die Dame lispelte, es seien die Wohlgerüche ihrer Kopfkissen, und sie machten lieben: ich solle kommen. Dabei

dachte ich an dich, Yolla — und habe keine belebenden Gerüche nötig, um dich zu lieben."

Oder er hatte den Kapitän der Stadt ausreiten gesehen unter Heiducken mit schwarzen Stirnen und scheinenden Helmen. Der Alte hatte einen goldenen Köcher, sein Turban glitzerte von roten Steinen, und die Schabracke seines Rappen von gelben . . . Oder er behauptete, spanische Tänzerinnen mitzubringen. Sie tanzten. Der leichte Fandango, das waren die Launen der Liebenden; die gestickten Falten der baskischen Kleider waren die hundert bunten und kostbaren Verschlingungen, in denen ihre zärtlichen Tage sich wiegten und ihre beglückten Nächte.

„Es wird ein schwüler Morgen, Nino, ich fühle es."

Aber er entwischte.

„Ich ziehe meinen schwersten Anzug an — Hitze oder Kälte, was kümmert's mich!"

„Fühlst du dich so fest?"

„Mich wirft nichts um. Ich halte mein Glück so ruhig, so — ach, Yolla! Ich wollte, das Geschick dächte sich einmal etwas Ungewöhnliches aus, damit ich ihm zeigen kann, wie vergeblich es ist!"

Um neun Uhr kam er rot gesprenkelt heim und leugnete sich selber seine Erschöpfung. Die Herzogin saß an der Balustrade über dem Meer; der Himmel war bedeckt.

„Ich war drüben in Scala," berichtete Nino. „Es hat dort schon ein wenig geregnet, der Wasserfall war ganz begraben in nassem Grün. Dahinter, versteckt

durch Reden, ahnte ich das fremde Gemurmel und Geklirr dieser Stadt, und mitten darin und wie auf der Goldwand einer maurischen Apside — dich, Yolla, immer dich! . . Bei der Gelegenheit, weil das Thal so naß war, habe ich herausbekommen, daß es eigentlich mitsamt der Stadt schon längst vom Meer überspült worden ist. Aber wir, Yolla, wir beide haben einen der Geister Salomonis dazu gezwungen, das Wasser abfließen zu lassen und die versunkene Stadt heraufzuholen. Wir dürfen glücklich sein, so lange wir vergessen sind: mindestens hundert Jahre. Wenn die Geister einmal wieder vorbeifliegen und sich unserer erinnern —"

„Sieh doch, Nino, all den Staub auf der Straße bei Minori. Es ist ein Zweispänner . . ."

„— dann werden sie das Meer zu uns heraufschicken, und es ist plötzlich aus . . ."

„Ohne daß wir aufgehört haben, glücklich zu sein . . . Nun geh, Nino, kleide dich um."

Mittags trat er aus seinem hellen Terrassenzimmer in den kühlen, schattigen Speisesaal. Die gegenüberliegenden Thüren standen offen, es ging Zugwind. Nino ließ rasch den Vorhang aus Glasperlen fallen, der den Eingang verkleidete. Er schaukelte und klimperte noch, und Nino horchte versteinert auf eine fette, träge Stimme, die aus dem Halbdunkel erklang. Er meinte, es sei einer der Geister Salomonis. Sie sagte etwas ganz gleichgültiges. Darauf erhob sich ein geschmeidiges Organ, metallisch und dennoch weich, das Nino bewunderte, und das ihn unglücklicher machte als das andere.

Seine Geliebte rief ihn, sie nahm seine Hand und sagte:

„Nino, ich stelle dich meinen Freunden vor, dem Baron Rustschuk und Don Saverio Cucuru."

Den einen bekleidete Nino in Gedanken sofort mit einem grünen Kaftan und machte ihn zu einem diebischen Haushofmeister. Aber der andere war ein wirklicher Prinz und gehörte auf einen weißen Hengst.

Die Fremden unterhielten sich bei Tische, als seien sie seit Wochen hier. Nino konnte sich nicht genug wundern, wie selbstverständlich alles war. Nach der Siesta ging man gemeinsam aus, den Pfad hinunter zum Strande. Die Herzogin war mit Rustschuk voraus. Don Saverio sagte zu Nino:

„Sie sind sehr glücklich, daß die Herzogin Sie liebt."

„Ja," erwiderte Nino und errötete.

„Das ist eine große Auszeichnung. Viele ausgezeichnete Männer geizen danach."

„Wirklich," sagte Nino gedankenlos. Er meinte im stillen, Don Saverio sei der schönste Mann, dem er noch begegnet sei. „Das muß Yolla doch merken ... Aber es wäre niedrig, ihn zu beneiden. Ich will nicht! Ich will sein Freund sein!"

„Und besonders," versetzte Don Saverio, „da unsere Herzogin durch ihre früheren Liebhaber beträchtlich verwöhnt worden ist. Einer hat den andern überboten. Der Prinz von Lahore war reicher und — besser veranlagt als der kleine Leroyer. Ferner Tumpell, Trontola und alle übrigen. Was müssen Sie, mein

Lieber, für Vorzüge haben, Sie, die Sie nach allen diesen kommen!"

„Aber —" stotterte Nino, „Sie wollen doch nicht sagen, Sie alle seien von der Herzogin geliebt worden."

Er fürchtete nur wie in einem drückenden Traum, der Prinz könne es gesagt haben. Don Saverio lachte weich:

„Ich glaubte nicht, Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen. Sie haben ein berechtigtes Selbstbewußtsein, mein Lieber; aber bedenken Sie, ob es Ihnen so leicht geworden wäre . . ."

„Ich bin ja Yollas alter Freund!"

„Ich auch. Sie hat einen ganzen Winter in meinem Hause gelebt. Sie war, ich darf es sagen, sehr zufrieden mit mir."

„Ich glaub's, ich glaub's," rief Nino und lachte, mit Zähnen, die zusammenschlugen. Er sah hoch in die Luft, aus unbedachter Angst davor, mit dem Blick den Boden zu streifen, wo vielleicht das gestürzte Bild seiner Geliebten lag. Und nur eins sagte er sich ausdrücklich: dieser Mensch gewann es über sich, sie zu schmähen — er, der schön war! Er entehrte seine eigene edle Gestalt. Nino litt bis zum Aufschreien unter dem Zwang, diese göttliche Form bewundern zu müssen, der Gemeines entstieg. Er blieb stehen, er mußte es versuchen, den andern zu sich selbst zurückzurufen; und er fragte mit zuckendem Gesicht:

„Nicht wahr, Sie haben gar nichts Übles sagen wollen über Yolla?"

„Wieso Übles? Sie ist ein echtes Weib, daran ist nichts zu tadeln. Ich möchte nur Ihrer Enttäuschung vorbeugen, denn Sie gefallen mir. Drum warne ich Sie, den idealistischen Narreteien zu trauen, die jedes Weib in uns zu erregen sucht, um uns darüber zu täuschen, daß es bei ihr doch nur auf das eine ankommt — auf das, was Sie wohl wissen ..."

„Ich weiß gar nichts," rief Nino, beinahe weinend, und schüttelte die Schultern. Don Saverio erklärte gutmütig:

„Die Bedürfnisse steigern sich natürlich. Unsere Herzogin hat noch Fortschritte zu machen. Eine Königin von Neapel versteckte sich schließlich in einer hölzernen Stute, auf die man den Hengst losließ."

Nino stöhnte auf. Plötzlich packte er den andern bei der Brust. Don Saverio versuchte vergeblich, ihn abzuschütteln. Ein paar Sekunden sahen sie, kurz atmend, einander dicht ins Gesicht. Es war bei einer der Mühlen: feuchtes Laub schlug um sie her zusammen, und der Bach rauschte. Die beiden andern waren verschwunden, ihre Stimmen in der Tiefe verhallt. Don Saverio lächelte mit einer kleinen grausamen Verzerrung des Kaumuskels. Er umfaßte die schmalen Handgelenke seines Gegners und machte Miene, sie zu zerbrechen. Nino krümmte sich, aber er mußte loslassen. Don Saverio äußerte:

„Ich will durchaus nicht Ihr Feind sein, ich habe gar kein Interesse daran."

Er verbeugte sich leicht und ritterlich.

„Ich gehe voran, ich bin sicher, daß Sie mich nicht von hinten angreifen werden."

Und Nino folgte gesenkten Hauptes.

„Wir kommen noch vor dem Regen an," bemerkte Don Saverio, als sie am Strande mit der Herzogin und ihrem Begleiter zusammentrafen.

„Aber unser Spaziergang war unüberlegt. Wir werden unten übernachten müssen."

„Macht nichts," so entschied die Herzogin, indes sie nach Minori eilten. „Wir werden unser kleines Haus wiedersehen, Nino!"

Nino antwortete nicht. Wie die andern das Wirtshaus am Meer betraten, merkten sie, daß er fehlte.

Er lief am Ufer hin. Der Regen schlug auf ihn hernieder. Neben seinen Schritten erhoben sich die Wogen. Er suchte unter den vielen vertrauten Klippen die höchste. Sie hatte nur einen schmalen Zugang vom Lande und fiel drüben schroff ins Meer. Er stand auf ihrer schrägen Spitze, und er reckte wie einst in der Hitze eines Knabenzornes ohne Schranken und eines wilden Gerechtigkeitsdranges seine Arme hinaus übers Meer. Dort hinten, jenseits der lahmen und boshaften Wirklichkeit, hatte doch immer das Reich des Hochsinns und der mächtigen Freudigkeit gelegen. Nun war nichts mehr da! „Und ihr seid noch ebenso schwach," sagte er zu seinen Armen.

„Ach! ich bin nicht stark. Ich war nur ruhmredig. Nun hat sich das Geschick etwas Ungewöhnliches ausgedacht — und ich bin geschlagen."

Hinter ihm schnaufte es: ein roter zerblätterter Kopf voll weißer Borsten lag wie abgehauen am Rande des Felsens und wackelte. Dann arbeitete Rustschuks Körper sich aus der Tiefe.

„Ich habe Sie immerfort gerufen, mein Lieber, Sie hören nicht. Das Wasser macht auch zu viel Lärm . . . Sie stellen aber schöne Geschichten an."

„Wieso?" rief Nino kampfbereit und hocherfreut, ausbrechen zu dürfen.

„Sie laufen uns ja davon, was soll denn das? Sie können sich doch denken, daß die Herzogin um Sie besorgt ist."

Nino wandte sich ab.

„Und wir auch."

„Sie haben kein Recht, um mich besorgt zu sein!"

Er stampfte auf.

„Solch streitsüchtiger junger Mensch," murmelte Rustschuk. Er hatte endlich in seinen Gummischuhen einen Platz gefunden auf dem schlüpfrigen Stein, wo er nicht auszugleiten hoffte, und er spannte seinen Schirm auf.

„Nun kommen Sie nur mit."

„Wagen Sie's, mich anzurühren!"

„Ist gut, ich thu's ja nicht . . . Das ist nun der junge Mensch, der es alles hat," sagte er zu sich selbst und betrachtete Nino, aus entzündeten Lidern, von unten und mit Bitterkeit.

„Da kommt man und findet die Frau in ihrem Märchenpalast, wo sie sich selber aufgebaut hat, wie man auf einer Schüssel aus Gold und Email ein recht

feines, seltenes Wildpret aufbaut, ein Schneehuhn oder so etwas — schon mit ziemlich ausgeprägtem Geschmack. Die dicke Perle zwischen ihren zwei großen Stirnlocken und die andere in ihrem blassen Ohr haben gerade solchen ungewissen Glanz von Schminke wie das Gesicht. Es schimmert so eigentümlich matt, es ist mit fetten Wassern und Pudern behandelt: ein weises Kunstwerk. Die edlen Formen der Wangen, der Nase, des Mundes sind verteidigt gegen Beeinträchtigungen durch eine ermüdete Haut. Die Augen, schmal gerötet, werden dunkel umkreist von Höfen, die ahnen lassen, versprechen, peinigen . . . Sie trägt einen Turban, ist orientalisch gemessen und in einem kühlen Rausch. Sie kennt sich; sie weiß, wie viel jedes ihrer Glieder ihr an Wollust eintragen kann, so genau wie ich weiß, was dieser oder jener Mensch mir Geld schuldig ist . . . Und all die stolze Kultur und die besonnene Reife, an wen verschenkt sie sie, wohin wirft sie sie weg? Unter die Disteln wirft sie sie und an einen jungen Menschen verschenkt sie sie, der ebenso gut Disteln essen würde wie Schneehühner, — und weil man seine Eitelkeit ein wenig angestoßen hat, steht er auf einem Stein im Wasser und strampelt und will nicht zu Bette gehen!"

Nino hatte nur eines gehört. Er trat von einem Fuß auf den andern.

„Sind Sie fertig? Merken Sie sich, daß die Herzogin sich niemals schminkt!"

Und da Rustschuk mitleidig den Kopf bewegte:

„Hüten Sie sich, es zu glauben!"

Dabei schnellte er seine Faust in Rustschuks Bauch, der heftig schwankte. Der schwere Körper neigte sich über den Absturz der Klippe. Nino fing ihn auf, sie waren beide erblaßt, Nino bei dem Gedanken: „Dem Don Saverio war ich nicht gewachsen; wie darf ich also diesen anrühren? Ich bin feige!"

Rustschuk stammelte:

„Man kann uns sehen . . . Na also, nun fangen Sie mich selbst wieder auf. Und wenn Sie mich hineinstießen, würden Sie mich selbst wieder herausholen, denn ich bin ja in meinen Gummimantel so fest eingeknöpft, ich müßte im flachen Wasser ertrinken. Also lassen Sie doch die Dummheiten. Ich will Ihnen was erzählen . . . Mein Schirm ist nun auch beim Teufel . . . Sie könnten sich eigentlich selber sagen, daß der Besuch bei der Herzogin mich ziemlich aufregt. Ich bin nicht wie Don Saverio, dem ist es Geschäft. Er möchte mit ihr Geld verdienen, wie früher. Aber ich hab' meine Gefühle, Sie junger Mensch, und ich leide darunter, daß alle die Frau genießen dürfen."

„Sie leiden auch?"

Nino lachte gellend.

„Ja, daß alle sie genießen, nur ich nicht."

Rustschuk plapperte, eintönig und unter kurzen unsicheren Armbewegungen. Der kaum überstandene Schreck und seine lange ausgetragene Begierde, sein gefährlicher Zustand, in Gesellschaft eines jungen Tollkopfes mitten im Unwetter auf einer schlüpfrigen und abschüssigen Klippe, und dabei das Bewußtsein, die Herzogin auf der Terrasse beobachtete seine hampelnde

Silhouette vor dem rollenden Meer: — das alles schadete seiner Zurückhaltung.

„Früher, während unserer langen Freundschaft, hat sie mich niemals beunruhigt. Sie war ja eine Herzogin und unmenschlich hochmütig, und ich glaubte fest, sie sei nicht zu haben. Natürlich hat man sie doch gehabt, — und jetzt schaue ich mir alle alten Bekannten im Geiste daraufhin an. Ich hab' sie alle im Verdacht, das ist ungemein ärgerlich, wissen Sie. Qualvoll sogar. Warum nicht auch ich? frage ich. Eine Herzogin, die schön und zu haben ist, die möchte man doch gehabt haben! . . Jetzt verstellt sie sich nicht einmal mehr. Alle haben sie, ganz offenkundig."

„Sie lügen," so schluchzte Nino.

„Sagten Sie was? Also alle haben sie, und ich noch immer nicht: es ist kaum mehr auszuhalten. Ich habe doch so vieles erreicht im Leben, und dies, was jeder kann —"

„Sie sehen, man darf nicht so häßlich sein wie Sie."

„Das sag' ich mir auch. Aber das hat mich sonst noch nie gehindert. Ich werde schon noch dran kommen. Bloß daß ich nicht mehr viel Zeit habe. Manchmal, mitten in Geschäften, während eines Ministerrats, peitscht mich die Vorstellung dieser Herzogin und ihrer zahllosen Liebhaber dermaßen, daß ich nicht mehr weiter kann. Die Luft bleibt weg, und die Gedanken auch. Ich stecke in einer gefährlichen Haut, junger Mensch, es kann plötzlich aus sein."

„Krepieren Sie doch!"

Rustschuk machte einen kleinen Sprung.

„Warum denn? Sie werden selber noch ganz zufrieden damit sein, daß ich auf der Welt bin. Ich will ja nicht von Ihnen verlangen, daß Sie mir die Herzogin verschaffen — obwohl Sie's ganz gut könnten."

„Könnte ich? O, gehen Sie fort, schnell, ich fühle, ich werde sonst etwas thun, was ich mein Lebtag nicht verwinden würde!"

„Ich habe gehört, Sie haben nicht viel Geld. Wie viel wollen Sie? Sie brauchen Ihre Freundin doch bloß anzuregen und mich rechtzeitig holen zu lassen. Machen Sie ihr Mitleid mit mir!"

„Gehen Sie, gehen Sie!" stöhnte Nino, zwischen zusammengebissenen Zähnen, warnend, und voll Furcht vor sich selber.

„Was verlange ich denn groß? Eine schöne Cocotte giebt man sich unter guten Freunden weiter, nicht wahr? Und wo ist hier der Unterschied, junger Mensch? Wenn diese Herzogin kein Geld hätte, was wäre sie dann?"

Er kreischte auf, denn Ninos Fuß war schon in der Luft und auf dem Wege nach seinem Bauche. Aber Nino riß sich zurück. Er bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Entfernen Sie sich," flehte er. „Wenn ich die Augen öffnete, und Sie wären noch da —"

„So'n junger Mensch; ist denn gar nicht vernünftig mit ihm zu reden?" stotterte Rustschuk und

kroch den Felsen hinunter. Wie Nino hinsah, lag wieder der Kopf wie abgehauen am Rande und wackelte. Es kamen, greisenhaft störrisch, noch immer die gleichen Aufforderungen aus seinem Munde. Dann verschwand er.

* * *

Der gedämpfte, erblindete Sonnenuntergang war zerronnen. Es regnete leise. Nino stieg alleine zurück nach Ravello. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, mit aufeinander gepreßten Lidern, die Fäuste geballt, und kämpfte, laut keuchend, gegen seine Gedanken. Sie ließen sich nicht niederzwingen, er stieß sie hinaus, mit Ekel, in die Nacht, die ihm durch sie vergiftet deuchte.

„Weißt du noch, wie du damals eifersüchtig warst, in der Villa, als Jakobus kam? Du warst sehr unglücklich, nicht wahr, du wußtest nicht, was in Yollas Schlafzimmer nun geschähe. Aber auf einmal sahst du Jakobus' glimmende Cigarre, du stürztest auf ihn zu, du warst gerettet: du hieltest ihn! . . Wen hältst du jetzt?!"

„O, diese Ohnmacht, diese fürchterliche Ohnmacht gegenüber den Zahllosen, Namenlosen, die sie besessen haben! Wenn ich eifersüchtig wäre auf die beiden Elenden, die jetzt mit ihr unter demselben Dache sind. Nein, ich bin es nicht; sonst könnte ich ja eingreifen, wüten, zurückerobern, verzeihen. Aber es giebt Schlimmeres: das Gewesene, das niemals mehr zu Verhindernde. Ich kann sie nicht zurückerobern aus

den Armen ihrer Erinnerungen! Sie ist auf einmal ganz voll von den Malen alter Liebkosungen und den Verheerungen verjährter Küsse. Ich erkenne sie nicht mehr . . . Yolla!"

Er schluchzte auf. Die Vorstellung all ihrer vergangenen Lüste peitschte seine Sinne; sie trat plötzlich vor ihn hin, in der Pracht ihres Lächelns. Er griff nach ihr, er sank in die Knie. Mit einem rauhen Aufschrei sprang er bei Seite: er war über einen ihrer Liebhaber gefallen, der sich mit ihr in die Farren wälzte. Nino flüchtete; aber sie waren ihm schon voraus, sie lagen am Wege, große, gewölbte Körper, die seine Geliebte genossen, an ihrer Brust weinten oder auf ihrem Munde jubelten. Und er sah sie, seine Geliebte, alle Zärtlichkeiten ihres Leibes austeilen: die seltensten, die geheimsten, an die er nur mit stolzen Schauern gedacht hatte, — sie lagen überall am Wege!

„Ich hasse dich! Ich hasse dich!" rief er ihr zu. Dann fiel es ihm ein, daß auch Rustschuk von der Vorstellung der Herzogin von Assy und ihrer zahllosen Liebhaber gequält ward bis zum Ersticken, — und den Rücken gebeugt unter so viel Schmach, stolperte Nino, blind, den Berg hinan, fiel aufs Gesicht, raffte sich auf, wankte weiter, auf den Lippen einen Geschmack von Thränen und von Blut.

Oben, angesichts der Stadt, legte er den Kopf, zwischen den Händen, gegen einen Baum und fragte ihn:

„Ist das denn möglich?"

Es antwortete niemand. Auch in ihm selber gab es keine Stimme mehr. Dumpf, ganz betäubt von so vielen Bildern und so vielen Schreien, kam er bei dem Hause an, stellte sich vor der Ecke auf, die es in die Gasse schob, und starrte hinan, hartnäckig, in einer Hoffnung, deren Wahnwitz er fühlte. Das Glück, von diesem stummen Hause behütet, im Hintergrunde der Stadt, die nur noch ein Traum war, — all das wohlverborgene Glück, es konnte ja nicht entflohen sein. Wer hatte es denn geraubt? Nein, es war niemand dagewesen. Yolla erkannte ihn von droben, sie stand hinter den Spalten ihres Fensterladens. Sie sah sein Gesicht zucken und glänzen, — und gleich mußte sie die Holzwand zurückstoßen und ihm zurufen, nur seine Einbildung habe ihn geängstigt; das Glück liege noch immer, sorglich bewahrt, im Garten unter Oleander; er solle kommen.

Er wartete. Die kurze Nacht erhellte sich schon. Da stampfte Nino auf und ging zurück, mit einer wilden Gefaßtheit und im Genuß der eigenen Tragik. Er drang in Schluchten; jeder Stein auf den er trat, hatte schon Yollas Fuß getragen neben seinem. Was galt das nun? Die Wolken hingen tief an den Bergen. Die Burg von Salerno war nur ein Nebelschloß, sie, auf der der junge Asclitino frohlockt hatte? Unter der grauen Decke dieses Morgens ruhte das Land ganz still, nachdenklich, ergebungsvoll. Die Oliven traten in der Tiefe enger zusammen und dunkler; ihre Stämme kreuzten sich leise, mit weißen Luftgestalten zwischen sich. Die befreundeten Wege — seine und

Yollas Wege — zogen noch ebenso braun und sanft dahin. Die treuherzigen Schafe reckten an den Hecken die Köpfe, und die beiden schweigsamen Alten duldeten sich, bis die Tiere weiter trappelten ... Nino bäumte sich auf gegen so viel Frieden!

* * *

Am Abend, hungrig und bestaubt, kehrte er ins Haus zurück. Die Zimmer der beiden Fremden standen leer. Vor Tag verschwand er wieder, ohne gesehen zu sein. Erst in der zweiten Nacht traf er seine Geliebte im Garten, wo er in der Meeresluft schlafen wollte. Denn es war sehr schwül. In einer stark duftenden, schwarzen Wildnis, unter einem wirr funkelnden Himmel, entdeckte plötzlich jeder des andern weißes Gesicht. Es verging eine Weile.

„Nino," sagte dann die Herzogin, „weißt du, wer statt deiner bei mir gewesen ist? Sikelgaïta, die schöne Dame von der Kanzel im Dom. Sie kam unter einer breiten Edelsteinkrone und trug einen Papagei auf dem Finger; er hackte immer nach ihrem grünen Ring. Sie hatte ein grobkörniges Gesicht, wie aus Marmor, und eine Stimme, tief und doch kindisch. Sie spielte Guitarre und sang mir Lieder, die zu ihrer Zeit unter ihrem Fenster erklungen waren, aus dem Munde eines vierzehnjährigen Mauren ... So sind die Stunden dennoch hingegangen," so schloß sie, und seufzte mitten in einem Lächeln ... Sie erdrückte unter Märchen die ganze Angst und die ganze Erregung ihrer Weiblichkeit: die Schwermut und den

begehrlichen Reiz, die abwechselnd über sie hergefallen waren, wie über ihn die Bilder seiner Eifersucht.

„Yolla, ich habe mich zwei Tage und zwei Nächte umhergetrieben, elend und verzweifelt."

„Aber ich hatte schon gestern früh die beiden Störer weggeschickt. Du konntest wiederkommen."

„Ich kam nicht, Yolla, wegen der vielen andern, die du nicht wegschicken kannst."

„Ich wußte es. Du bist enttäuscht, weil ich schon früher Gelüste empfunden und sie befriedigt habe. Du findest, ich hätte dir von den Männern sprechen müssen. Aber nicht auch von den Gerichten, die ich früher gegessen habe, und von den Stoffen, in die ich mich kleidete?"

„Ich verstehe nicht. Du hast mich sehr unglücklich gemacht."

Er stammelte nur noch Vorwürfe, den Blick am Boden. Und er hatte Lust, um Verzeihung zu bitten. Sein Schmerz war überwunden und lag ausgespieen wie Schleim kranker Geschöpfe, draußen auf fernen Wegen. Er war wieder gesund. „Warum soll Yolla leiden? Ich höre ja, sie leidet."

„Ich will dir sagen, Nino: der eine war eine Frucht, und ich biß mit allen Zähnen hinein. Der zweite war der Geruch eines Morgens am Meer, ein anderer war nicht mehr und nicht weniger als ein schönes Pferd — etwas sehr Begehrenswertes, wie du zugeben wirst. Aber was geht das dich an? Dich liebe ich ja."

„Ich weiß es, Yolla."

„Du glaubst mir? Du glaubst mir also? .. Ich fürchtete, das würde lange dauern, und schließlich würdest du dich nur überreden lassen, weil du mich nötig hast, weil ich dir gefalle. Und nun glaubst du mir einfach, — warum?"

„Ich weiß nicht, Yolla. Ich habe gar keinen Zweifel mehr."

Sie sah ihn an, sie bewunderte ihn. Wie hatte sie sich müde gefühlt an diesem heißen Tage und unter der Last dessen, was helle Wahrheit war, und was sie ihn doch erst an der Hand kluger Worte betasten lassen mußte! „Sind wir denn wirklich Blinde, jeder tief in seiner eigenen Nacht?"

Und nun kam er, war mit allem fertig geworden was ihm zugestoßen war, sah ihr groß auf die Stirn und fand sie völlig rein, und besaß die Kraft und den Dünkel, alles zu glauben. O, er war jung!

Sie jubelte auf:

„Komm her, Nino!"

Er stürzte vor sie hin. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, und sie sprach in sein blondes Haar hinein. Aus Gründen und Beschwichtigungen wurden lauter dankbare Zärtlichkeiten.

„Du weißt nicht, warum du mir glaubst? Ich will es dir erklären: weil du meinesgleichen bist! .. Und merke dir, daß ich das noch keinem gesagt habe!"

„Ich liebe dich, Yolla!"

„Ich spreche zu dir wie im Selbstgespräch, ich horche auf dich wie auf meine eigenen Träume. O, dieselben Träume haben, das ist alles. Denkst du

daran, wie wir von jeher mit einander gespielt haben, und jeder wußte, was der andere meinte. Schon als ich ein Kind und die Hirtin Chloë war, nicht wahr, da bist du Daphnis gewesen."

„Immer hab' ich dich geliebt!"

„Natürlich. In Venedig hast du dich hundertmal verraten, du Kind. Aber wir thaten immer, als ob nichts wäre. Weißt du noch?"

„Ich war nur so stolz, weil ich noch ein Knabe war und nichts hoffen durfte. Jetzt aber, als Mann, und als dein Geliebter, bin ich ganz, ganz demütig ... Yolla, ich schäme mich, daß ich andere Weiber, gemeine, berührt habe."

„Du wirst es noch oft thun, und ich werde mich nicht betrogen fühlen."

„Ich bin schwach und abenteuersüchtig, ich gestehe es. Und meine Abenteuer enden immer mit dem Weibe."

„Höre zu: wir lieben uns als Freie und als Ebenbürtige, die sich achten, bis in ihre Verirrungen hinein. Wir wollen nicht durch Leidenschaft einander zerstören. Du wirst vielleicht eine andere zerstören, — und ob eine deine Kraft und deinen Dünkel vergewaltigen wird? Ich aber will dich jung und unbedenklich ... Du wirst dich wieder von mir trennen —"

„Niemals!"

„O doch, du sollst sehen, wie einfach es ist .. Wir, Nino, lieben einander zu sehr. Wir könnten nicht gegen einander wüten, vor großer Leidenschaft.

Ich habe ihr zugesehen und sie — erlebt. Weißt du von der sanften Bla, einer Dichterin, die einst in Rom starb? Und von der großen Properzia? Die eine gab sich einem schönen Tier zu fressen. Die andere ließ sich langsam zu Tode peinigen von einem spitzfindigen Schwächling, und nie hat er die Seligkeiten und Verdammnisse geahnt, die von ihm kamen!"

Nino fühlte den Atem seiner Geliebten auf seinem Nacken wärmer und stärker. Er fragte, beklommen:

„Und du, Yolla?"

„Ich . . ."

Sie empörte sich gegen die Erinnerung an Jakobus. Sie richtete sich auf und schüttelte ungeduldig die Schulter.

„O, mich hat kein Mensch meine Leidenschaft gelehrt. Die drei Göttinnen, Nino, waren es, die mir eine nach der andern, und grausam vor Zärtlichkeit, ihre hohe Brunst ins Herz stießen, nach Freiheit, nach Kunst und nach Liebe."

„Und du bist doch immer Yolla."

„Erkennst du mich?"

Sie hob seinen Kopf von ihrem Schoße und sah ihm in die Augen.

„Ach, für das Wort will ich dich küssen! . . Du liebst mich, — und darum weißt du, daß ich da bin. Du glaubst an eine Frau, die du Yolla nennst. Die andern haben zuerst eine Revolutionärin gekannt, und viele schwärmten mit ihr für die Freiheit. Aber sie verwandelte sich in eine Kunstbegeisterte, mit der nur Wenige fühlten. Seitdem haben sie eine vor Liebe

Fiebernde kennen gelernt, und entrüsten sich insgesamt. Sie sind so barbarisch, nur die Thaten zu sehen und nicht den Menschen . . . Wie bin ich fern gewesen, immer und von allen . . . Ich habe ihnen, von meinem fremden Lande her, oftmals Schaden zugefügt, ich weiß, man muß mich hassen."

Nino sprang auf.

„Man wird es nicht wagen! Man würde mit Blindheit gestraft werden, wie der Dichter Stesichoros, der Helena schmähte! Was kommt darauf an, ob du genützt hast oder geschadet. Du bist heilig, ich sehe dich in Überlebensgröße. Ich bete dich an, gerade weil du, ich weiß nicht wie viele Geliebte gehabt hast. Und ich halte deine Abenteuer für gerade so entlegen und verehrungswürdig, wie die mythologischen Liebesgeschichten!"

Sie genoß ihn, ernsthaft, in seiner Begeisterung.

„Nein, ich will nicht klagen," sagte sie, langsam und glücklich. „Ich habe Verwandte gehabt, — die Blà; San Bacco, dem die Freiheit den Opfertod vergönnte, zum Lohn für seine große Liebe; Properzia: — alle die Stolzen und Elenden, sie, die gemacht sind aus den Schlünden jedes Abgrundes, aus den Sternen jedes Himmels! . . Und ich habe mit dir, Nino, sprechen können, als sei ich nicht mehr allein. Habe Dank!"

Die Sonne ging auf. Sie sahen ihre Gesichter in einer hellen, glänzenden Luft. Hundert Farben entstiegen, um sie her im Garten, rauschend der Nacht.

Sie traten an den Abhang. Das Meer lächelte und wand seine Glieder. Der Horizont sang im Morgenwind. Der Golf bot sich ihnen dar, wie eine große runde Blume, gefüllt mit frischem Rausch. Nino sagte:

„Sieh, wie klar und stark schneidet in den Himmel die Burg, wo Asclitino stand!"

* * *

Sie brauchten wochenlang nichts weiter als sich, einer den andern. Dann erfuhren sie aus dem Rinnovamento, daß die junge Partei zu einem neuen Feldzuge rüste. Der Führer schrieb an Nino. Die Herzogin sah ihn unruhig; sie bat ihn, dem Rufe zu folgen. Er reiste.

In der Abschiedsstunde war er blaß und erregt; aber sie fragte:

„Was wäre das für eine Liebe, die dich vom Leben ferne hielte! Sind wir denn Feinde?"

„Nein . . . Also auf das nächste Mal!" rief er.

„Ich liebe dich —" sagte sie, und unhörbar: „für dieses nächste Mal, an das du glaubst."

Sie trennten sich in Neapel am Bahnhof. Die Herzogin fuhr nach ihrem Hause auf dem Posilippo, wo sie begierig erwartet wurde von einem Bewerber der ihr geschrieben hatte, und den sie hinbeschieden hatte.

V

Sie dehnte sich unter den Umarmungen eines neuen Geliebten: der Menge. Ein ununterbrochener Zug von Körpern, die Lust verhießen, ging durch ihr Schlafzimmer — von hageren, schmachtenden Körpern und gepflegten, athletischen; von den festen geschmeidigen Körpern der Mädchen und von den zartknochigen der Kinder mit schmelzendem Fleisch. Dem Fischer von Santa Lucia folgte der Clubman. Die warmgoldene Bauerndirn mit niedrigen dicken Brauen über den ruhigen Augen hinterließ den kräftigen Abdruck ihrer Formen in Kissen, worauf Lilian Cucuru sich ausstreckte; und auch sie und ihre kalte Vollkommenheit zerriß der schmerzliche Krampf einer ersten Sucht nach Hingabe und Aufgehen. Sir Houston fand sich bei der Herzogin ein und versicherte, seine Mutter habe es ihm erlaubt.

Andere Mütter schrieben Bittbriefe, oder sie kamen selbst und brachten Söhne und Töchter mit, deren Vorzüge sie rühmten. Im Caffè Turco logen die eleganten jungen Leute einander von ihrem ungewöhnlichen Ruhme vor, erworben im Bett der Herzogin von Assy. Abends im Volksgarten erzählte ein Halbnackter am Brunnen, wo er sich den Ruß der Arbeit vom Nacken wusch, den Gefährten ein Märchen mit blendenden Tiefen aus Gold, Edelsteinen und Lecker-

bissen; und mitten darin ließ er ihren Namen funkeln. Unter ihren Möbeln vernahm sie beim Schlafengehen die Seufzer derjenigen, die ihre Diener bestochen hatten. Junge Fremde stellten sich ihr vor; sie waren weither gereist in der Hoffnung, ihr zu gefallen. Von ihr ausgezeichnet zu sein, galt als ein Anrecht auf Glück bei Frauen, ohne alle Unkosten, und auf eine vorteilhafte Heirat. Das in einer drängenden Luft erhitzte, gehetzte Liebesleben voll seltsamer Verfeinerungen, witziger Erfindungen und vom Altertum überkommener Stacheln — alles, was diese Stadt der Lust durchfieberte an heißen Knaben, begehrlichen Matronen, ausgebotenen Kindern, geübten Frauen: die ganze schwälende, dunkle, peinigende Glut schlug zu einer hellen, heidnischen Flamme empor im Palast auf dem Posilippo.

Seine hohe und lange Halle sah zwischen Säulen hinab auf das Meer. Über die oben offenen Marmorwände fielen schwere, tiefrote Gewebe: vor ihnen prangte das weiße Fleisch. Das bronzefarbene sonnte sich auf Behängen aus gelber Seide. Die Statuen fehlten in den Sälen; es gab keine in den Loggien und auf den Gartenwegen. Aber überall blühte, mit den großen Blumen, das Fleisch, das glänzende oder sanfte. Die Herzogin wünschte sich auf allen Treppenstufen und bei jedem Brunnen die frischen Gesten junger Glieder. Sie ließ Knaben und Mädchen in ihrer Nähe gedeihen, bei Sonne, Meerwind und Früchten, — und sie war glücklich, dem Blute zusehen zu dürfen, das dieses warme Fleisch schwellte, und der zärtlichen, schmiegsamen Haut, die es nährte. Sie sagte sich:

„Werd' ich es je ganz erfassen, was um mich her wächst, die Muskeln spielen läßt, die Gelenke reckt, sich wölbt und sich breitet? Ich bin eine Anbeterin des menschlichen Körpers geworden, aus der einstigen Genießerin von Kunstwerken. Ach! Die Kunstwerke hielten still, ergaben sich und sättigten mich . . . Die lebende Schönheit aber wächst, nimmt mich hin, wächst, überwältigt mich, wächst noch immer und wird in ihrer Fülle erst frohlocken, wenn ich erschöpft bin und die Augen schließe!"

Don Saverio, ihr treuer Freund, brachte ihr seine Schützlinge. Er erklärte selbst:

„Da Sie es mir nicht vergönnen, Herzogin, Sie den andern zu verkaufen, so verkaufe ich sie Ihnen."

Er hielt Agenten im Lande zur Auffindung menschlicher Vollkommenheit, und behauptete keinen Wettbewerb zu fürchten. Er wurde unter Verzicht auf seine ehemaligen gefährlichen Machtmittel zu einer Art von Haushofmeister im Dienste der Herzogin. Er leitete ihre Feste.

Man ruhte, die Halle entlang und bei goldenen Schalen, zwischen deren Rand der Wein eine samtene Decke breitete, auf purpurnen Polstern in der Tiefe der weiten Marmorbänke. Am Boden, auf den spiegelnden Quadern, sammelten sich Rosenblätter zu roten Lachen. Die schlanken Füße von Knaben strichen darüber hin. An Eminas und Faridas spitzen Brüsten klirrten Tamburine. Ihre kleinen Handflächen röteten sich vom Schlagen. Große Früchte, die barsten, irgendwo unter den Fingern eines Gastes, sandten ihnen ins

Gesicht ihren Saft. Viele Mädchen drehten sich zwischen den Säulen und hingen ihre Gebärden daran auf wie Kränze. Man rief ihnen zu, verlangte Wein und Küsse, öffnete die Arme und die kühlen Sessel ihrem erhitzten Fleisch.

Und zu dem Saft der zertretenen Blumen, zu dem Mark der Früchte und dem verschütteten Wein mischte sich ganz natürlich ein wenig Blut.

Die Marchesa Trontola, die die mächtigen Rundungen ihres Leibes über zwei Bänke verbreitete, hetzte gemächlich und lüstern zwei arme und schöne Burschen aufeinander. Sie brachten sich mit silbernen Obstmessern viele kleine Wunden bei und lagen am Ende, die Haut voll dünner, roter Rinnsale, quer übereinander auf den Fliesen. Die schwarze Gardine ihrer Wimpern war fest zugezogen über ihrer tiefen Bläße.

Lilian Cucuru begann zu leben: sie gestand es selbst. Sie verachtete weniger, sie war nicht mehr kalt von abgestorbenen Schmerzen. Sie liebte es, sich mit ziemlich viel Wein zu erwärmen. Dann behauptete sie laut, daß ihre Schwester das Liebesleben einer Katze führe. Sie selber verstehe nicht, wie man mitten in Zärtlichkeiten sich so viel tückische Eigensucht vorbehalten könne. Als sie einmal dem Spiele Vinons mit dem ganz verwilderten Mister Williams von Ohio zusah, riß der Haß sie hin. Sie warf sich über die Feindin, sie kniete sich auf sie; ihr rotviolettes Haar, das aufging, überflutete die andere wie schwerflüssiges Blut; und mit ihren Schenkeln, den langen biegsamen

Schenkeln, die für lesbische Spiele gebildet waren, zerstampfte Lilian die süßen Formen, indes sie heisere Beschimpfungen ausstieß.

Ein Knabe und ein Mädchen ruhten still in den Armen der Herzogin, während die Orgie lärmte. Auf einmal — weil der Tanz einer Bacchantin zu nahe an ihnen vorbeigetobt war, weil ein schwerer Duft sie angeweht oder eine heiße Hand ihre Stirnen gestreift hatte — sprangen sie auf, kreischten sich ihre Eifersucht ins Gesicht, rangen ihre schmächtigen Glieder ineinander bis sie stürzten, und verbissen sich mit kleinen scharfen Zähnen, ein jeder an der Stelle von des andern Leibe, wo er es nicht mehr ertragen konnte, daß jenem sich die Lust vollende.

Die wundervolle Contessa Paradisi, sonst außer dem jeweiligen Herzensfreunde nur den Allerreichsten zugänglich, hatte einst versprochen, sie wolle in einer Nacht, und ehe der Morgen die glatten Säulen röte, alle ihre Liebhaber erhören, so viele ihrer sein mochten — ohne eine Vorliebe, ohne eine Abneigung und mit voller Hingabe. Auch hielt sie ihre Zusage, soweit ihre Kraft reichte. Immerhin schloß sie, wie der vierundzwanzigste ihren beseligenden Mund küßte, die Augen und fiel in tiefe Ohnmacht. Sie erwachte, während der Wein, den man ausleerte, auf ihrer Brust schäumte; aber sie blieb geistesabwesend und erklärte, sich krank zu fühlen. Ein unbemitteltes Clubmitglied, das überdies häßlich war, tröstete sich nicht über den Verlust der einzigen Gelegenheit. Nie würde sie wieder so freigebige Glieder aufthun, die wundervolle Contessa

Paradiſi! Als ſie ſchwach geworden war, da war an ihm die Reihe geweſen! Hätten noch zwei andere dazwiſchen geſtanden! Aber für ihn, gerade für ihn war das Unglück geſchickt! Er knirſchte, und er band, um ſich zu erleichtern, mit einem glücklicheren Freunde an. Nackt wie ſie waren, und die Florette in ihren von Trunk und Liebe zitternden Händen, ſtießen ſie einander tiefe Löcher und ſtarben beide nach wenigen Minuten.

Don Saverio vermaß ſich, das Geſchehene gut zu machen; es werde nicht einmal eine Notiz in die Blätter gelangen. Übrigens war Tags darauf alles vergeſſen, wie der rötliche Brodem, den in ſchwülen Nächten der Veſuv über die Küſte rollte, und den ein Morgenwind zerblies.

* * *

Ein kleiner grauer Alter mit Spitzbauch und goldener Brille führte der Herzogin zwei Weiber vor, deren Künſte nicht mehr zu überbieten ſeien, ſagte er. Er wage ſie nur im geſchloſſenen Wagen durch die Stadt zu fahren, denn ſie hätten bereits auf offener Straße zu viel Empörung der Sinne veranlaßt und zu viele jähe Handlungen. Er ließ ſie ein paar Proben ihrer Fähigkeiten ablegen und ſtöhnte dazu, als greife es ihn an. Er nannte ſich Amoroſo. Er verlangte ſehr viel Geld.

Die Herzogin hieß ſie mitkommen. Sie ſaß in einem inneren Saal mit leerem Marmoreſtrich. Es war kühl; ein Zugwind ſtrich aus langen, ſchattigen

Gängen herein. Zu ihren Füßen breitete sich die Wasserfläche eines großen Beckens aus, und sie sah jenseits die beiden Weiber warten, in schlaffer Haltung, gelb, schwarz, ungekämmt, mit weichem, gebeuteltem Fleisch an Gesicht und Körper, dicken kleinen Falten im unteren Augenlid, gebauschter Kinnhaut, Säckchen in den Wangen, Stirnrunzeln, und mit erhöhten Adern auf müden, kundigen Händen. So viel innerer Aufruhr hatte ihre Blicke fast blind gemacht; dumpf brütend kamen sie von unten, aus der Tiefe eines Leibes, der noch viele sättigen und zerstören konnte. Nur seine Haut war geweitet; sie war über ihn gezogen wie ein nicht mehr frischer Handschuh über eine meisterhaft ausgearbeitete Hand. Sie waren schön — kraft all der Lust, die sie versprachen.

Sie waren die wahren Zauberinnen der Lust, aus einem geheimnisvollen Thessalien hergehext. Aus dem Kosten der Tränke, mit denen sie andern die Sinne vergifteten, hatten sie selber eine schmerzliche Verzückung ihres Fleisches davongetragen. Nur bei ihnen erzwang der menschliche Körper von sich alles, was er hergeben konnte an Kitzel, Krampf, Sturm . . . Die Herzogin winkte ihnen. Sie begannen. Sie glitten erst nur wie zwei spielende Raubtiere nebeneinander auf die kühlen Fliesen, und ihre heiße, trockene Haut erschauerte, da sie sich streiften. Ihre Glieder lockten einander; sie fügten einander den Biß der ersten Liebkosung zu, und die Süßigkeit der ersten Herausforderung. Sie kämpften — keuchend, unter Schweißausbrüchen, eine jede wahnwitzig darauf versessen, aus der andern ein Werkzeug

des Unmöglichen zu machen und durch sie zu vergehen. Jede starb oftmals mit Röcheln und feierte oftmals eine wilde Auferstehung unter der Geißel, geflochten aus dem Fleisch der andern. Zuweilen verließen sie sich mit gehässigem Aufschreien oder mit einem rauhen, kotigen Wort. Zuweilen erreichten sie das Ziel, — und indes ihre letzten Zuckungen verebbten und die durchs Fenster fließende Abendsonne ihre Fleischfalten durchspülte wie die Wellenthäler eines Meeres das sich glättete, lagen sie hingewälzt, sie wußten nicht mehr wo. Keine unterschied die eigenen Glieder, so tief ineinander verwühlt waren sie. Und die eine mit den Brüsten im Schoß der andern, starrten sie einander an, die rosigen breiten Lippen kraftlos geöffnet, stumpf, das Blut befreit von allen Stacheln, endlich erlöst, endlich glücklich.

Aber die Herzogin drüben in ihrem gebauchten Steinsessel, die Beine gekreuzt, vornüber gebeugt zwischen den Armlehnen und das Kinn in der Hand, fragte sich zweifelnd:

„Ist das alles? . . Oder ob auch diese süße Feige, die von allen die reifste ist, sich eine letzte Süßigkeit vorbehält . . . Ach! diese Frucht ist wie die andern; nie werde ich sie gepflückt haben — und sei sie schon auf meinen Lippen geschmolzen."

Sie sann.

„Eine Klosterpforte hinter sich zuwerfen wie jener andere, allem entsagen, die Augen schließen . . ."

Sie schloß sie. Wie sie sie wieder öffnete, traf sie zu ihren Füßen im Wasser ihr Bild.

„Noch eine Weile," flüsterte sie. „Es handelt sich um weniges."

Und sie betrachtete in dem flüssigen Spiegel die eigene Nacktheit.

Dieser Leib, der nie geboren hatte, war jungfräulich inmitten seiner zerrütteten Reife. Diese Brüste, klein und spitz, stachen ihre schwarzblauen Warzen täglich in den Schaum neuer Genüsse. Unterhalb des Nabels vertiefte sich immer mehr die eine starke Falte; sie glich einer Schlange, die diesen nach Lust stürmenden Leib anstachelte mit ihren Bissen. Auf dem glatten Bauch und der edlen Senkung der Schultern wurde der matte Alabaster der Haut getönt von ein paar gelben Flecken. Sie waren hingeküßt von einem allzu heftigen Liebhaber, der sich nicht mehr vergessen ließ: von der Zeit. Die Innenseite der Arme war schlaff und die großen Adern geschwellt von einem blauvioletten Blut, das diese oft herabgesunkenen und immer wieder emporgeschnellten Arme antrieb: legt euch um neue Nacken! Die Hände, einst geweiht und vollendet durch das Hinabgleiten an Vasen und Büsten, hatten wieder etwas fast kindliches bekommen; auf der Höhe ihrer Weisheit und am Ende so vieler Übungen hingen sie aufs neue ungestillt und hilflos. Der ganze Leib war früher üppiger gewesen, zur Zeit des triumphierenden Lebens auf den Thronen der Kunst und zwischen ihren Räucherpfannen. Nun ward er immer magerer; das mürbe Fleisch, abgenutzt und verzehrt von Fiebergluten, schmolz nach jeder Liebesnacht ein wenig weiter fort; und kaum mehr verdeckt von der gespannten,

feuchten Haut, drängte sich, ruhelos und heiß, jeder einzelne Muskel unter die flüchtige Hand, die ein wenig Letzung versprach.

„Ich hatte also in mir eine, die fast eure Schwester ist," sagte sie und nickte hinüber nach den Beiden, die übereinander geworfen im Schlafe atmeten.

„Sie lebt auf, sie springt aus mir heraus, keucht unter der Fuchtel der unerbittlichen Göttin, tobt, ermüdet, sinkt hin . . . Was kommt dann?"

Sie lächelte.

„Es handelt sich vielleicht um weniges."

Ein großer, strotzend roter Fleck schwamm im Wasser. Es war der Widerschein ihres gefärbten Haares. Darunter erblickte sie ihr Gesicht blaß und mager, und inmitten seines Glanzes die Schatten des Verfalls und die kleinen Höhlen, in denen er sich verbarg und arbeitete. Der Mund wand sich blutend in immer eiligerer Genußsucht. Ein Lächeln zog die Haut über den Nasenflanken und unter den Augen so straff, daß sie bläulich spiegelte — ein Lächeln von irrer Süßigkeit, rein — und fast ein Grinsen. Sie wußte selber nicht, prickelte dieses Gesicht von leichter Fröhlichkeit oder grimassierte es angstvoll. Es forderte heraus — und es erschreckte durch seine Fernheit vom Leben. Man sah es sterben . . . Die goldgrünen Schatten auf der Stirn, unter dem Haar, das über den Kopf gestülpt war, wie ein wilder kupferroter Helm über eine Maske von peinlicher Modellierung; das bräunlich zerknitterte Lid und die Perlmuttertöne der Wangen; Kinn und Nasenflügel in der rosigen Kün-

stelei einer wächsernen Frucht; und die enge, schwarze, schmerzliche Querfalte des sehnsüchtig gebogenen, fettweißen Halses — alles schillerte und beunruhigte wie Fäulnis, färbte sich prunkend und verdächtig wie Ölflecken im toten Wasser, glomm und verführte wie Irrlichter auf tiefen Mooren, rührte, ängstigte und bezauberte wie das bunte, hastige Flügelschlagen eines verscheidenden Schmetterlings.

Sie sah sich mit einer Frage in die Augen. Es waren unter ihren hohen, schwarzen Brauen noch dieselben Augen; ihr Blick fand den Weg fernher, von stahlblauen Meeren. Aber es zitterte vor ihnen ein Glanz von Hingerissenheit und Angst. Sie waren Zuschauer dieses Leibes, des weißen Leichenfeldes immer neuer Lüste, die auf ihm entbrannten und erstarben.

Und dann antwortete sie ihren Augen.

„Es handelt sich darum, eine halb erhobene Gebärde ganz ausschwingen zu lassen, einen fast schon fertigen Vers zu Ende zu sprechen."

* * *

Sie trug, wie der Sommer vorschritt, an einer nie gekannten Müdigkeit. Keine Abendluft erfrischte sie mehr; sie versäumte den Genuß der reinen, windigen Frühe. Drunten am Meer war alles hell, heiter, voll Bewegung und Mut, jeden Morgen wieder. Auf ihr brütete ein ewiger Mittag. Sie meinte in eine Wüste verbannt zu sein. Der Sand drang ihr durch die Poren ins Blut; er schob sich träge durch ihre

Adern; er mußte schließlich stocken . . . Die Feste verließ sie trübe. Aus starken Umarmungen ging sie schwindlig hervor, mit Herzklopfen und mit Übelkeiten. Des Nachts, ans offene Fenster gebettet, ohne Hüllen und voll trockener Hitze, befragte sie sich im Schein starrer Sterne.

„Warum diese Angst, die sich bis in die Fußspitzen schleicht? . . Ich kenne sie ja. Sie kam auch damals, als Jakobus und das große Kunstwerk mich verrieten, Sie war früher schon einmal dagewesen, in Castel Gandolfo, als es mit meinem Freiheitstraum zu Ende ging. Immer ging etwas zu Ende, wenn ich so im Dunkeln beim Wetterleuchten mit Herzklopfen lag und Morphin nahm — immer ging irgend etwas zu Ende. Was ist es diesmal?"

„Im Grunde weiß ich es vielleicht," antwortete sie einmal. „Aber ich will es nicht wissen. Es wäre unstolz, zuzugeben, daß wir selber enden können!"

Sie zog sich an den Golf von Pozzuoli zurück und in den alten Garten, der sie, die Venus, und ihre Verherrlichung über seine fiebernden Wipfel emporgehalten hatte. Sie besah begierig alle die Plätze: das Thal mit den Cypressen, den Bach und den Brunnen; die Sitzreihen auf den Stufen; den Tempel.

„Dort trat Nino hervor . . . Wie ist das unglaublich lange her. Drei Monate? Ich muß mich irren."

Ihr Villino stand sehr einsam an einer kleinen Bucht. Sie war allein, und sie saß auf der Terrasse, im Schatten eines Zeltdaches, und versuchte zu lesen:

Jean Guignols Verse — die Verse, die durch den Garten geharft hatten, unter denen die Pinien gesurrt und die Frauen geseufzt hatten, und die droben am weißen Tempel sich wie Tauben mit roten Füßen niedergelassen hatten, vor ihr, der Göttin ... Da sah er selbst ihr ins Buch.

„Ich bin wieder einmal da, Herzogin ... Also Sie denken noch daran? Diese armen Worte sagen Ihnen noch etwas?"

„Ich freue mich, wie neu sie mir sind. Ach, daß es doch etwas giebt, was bleibt!"

„Sie bleiben ja nur für die, die immer neu an Empfindung sind. Wenn eine Empfindung wie die Ihrige, Herzogin, je erschlaffen könnte, wären auf einmal alle Werke tot ... Aber darum sorge ich mich nicht."

„Sie haben recht," erklärte sie. „Es geht mir gut."

Er sah weg, erblaßt vor Schmerz. Er fürchtete in Weinen auszubrechen.

„Aber auch einer Gesundheit, wie der Ihrigen, Herzogin, sollte man in dieser Jahreszeit nicht das Klima dieses Golfes zumuten. Hinter uns liegen Sümpfe: man braucht es nicht einmal zu wissen, die Nase ahnt es."

„Gewiß, Alpenluft thäte mir besser. Ich sollte nach Castelfranco gehen, in meine schöne Villa .. Wäre sie jetzt noch schön?"

„Warum nicht?"

„Wenn die Statuen, die ehemals meine nächsten

Freunde waren, an mir wie an einer Fremden vorbeisehen würden — nein, den Versuch mache ich nicht. Ich will nichts zurückrufen . . . Wie wunderbar dunkel war es in den Lauben aus Steineichen! Wie schaukelten sich draußen die Rosen auf den glänzenden Kronen! Die Brunnen, die Allee des Schweigens, ein verwildeter Rasenplatz mit einem Sockel in der Mitte, — ich bin glücklich, daß ich das alles gehabt habe. Und jetzt bin ich glücklich bei dem was ich habe. Schauen Sie nur."

Vom Garten herauf und über die Terrasse hinweg brachen mit glühender Gewaltsamkeit, massige Wülste roter Pflanzen. Sie drängten ihre gedunsenen Kelche zwischen die Säulchen des Geländers, sie krochen feucht und in Knollen über die Fliesen hin, wölbten sich in klebrigen Bügeln auf der Balustrade und erfüllten den Garten mit einem dunstenden Blutmeer.

„Es sind Fieberblumen," sagte Jean Guignol.

„Ich will sie," erwiderte die Herzogin. Er schwieg. Sie kamen nicht darauf zurück.

Am folgenden Tage traf Rustschuk ein, mit einem Packen Geschäftspapiere, auf die die Herzogin einen gleichgültigen Blick warf. Er blieb da, und die beiden Männer, die in ihrem ganzen Leben noch keinen gemeinsamen Gedanken gehabt hatten, verbrachten viele Stunden allein miteinander, wenn die Herzogin schlief, wenn sie abgespannt schien, oder wenn sie ungeduldig ihre Hand nach der Küste ausstreckte.

„Geht, und erkundigt euch, wohin das Schiff fährt, das blaue, das eben den Anker losmacht."

Sie teilten sich täglich in leichtem Ton ihre Beobachtungen mit über das Aussehen ihrer Geliebten. Jeder fühlte, daß der andere ihm bei ihr nicht überlegen war. Sie bemitleideten einander und gewährten einander manchmal das Almosen eines ungestörten Gespräches mit ihr. Rustschuk erklärte ihr bei einer solchen Gelegenheit:

„Sie müssen wissen, daß mir, so alt ich geworden bin, noch keine Frau eigentlich Schmerzen verursacht hat. Sie haben das fertig gebracht."

„Ich bin stolz darauf."

„Ich muß Sie haben, Herzogin, ich ersticke sonst an meiner Begierde. Ich sehe zu, wie alle andern Sie genießen, — ist das nicht eine Ungerechtigkeit . . ."

„Es geht nicht nach Verdienst, mein Lieber."

„Gewiß nicht. Sonst wäre ich der Erste gewesen. Bin ich nicht Ihr ältester, treuester Diener? Aber ich habe mir etwas ausgedacht. Wenn ich Sie Ihr Vermögen verlieren ließe? Es wäre mir eine Kleinigkeit."

„Sie werden es nicht thun. Es gehört Mut dazu."

„In solchen Dingen habe ich schon öfter Mut gehabt."

„Und dann sind Sie, glaube ich, fromm geworden."

„Allerdings. Aber würden Sie mich erhören, um das Ihrige wiederzubekommen?"

„Nein."

„Nein? Das ist merkwürdig. Sprechen wir nicht

mehr davon. Ich vermehre es sogar, trotz Ihrer Verschwendungen."

„Sehen Sie."

„Ja, ich bin fromm. Ich bemühe mich, der Freundschaft unseres Generalvikars immer würdiger zu werden."

„Des Tamburini? Ich zweifle nicht am Erfolg Ihrer Bemühungen."

„Und gemeinsam werden wir alles aufbieten, Herzogin, Ihre Seele zu retten. Bekehren Sie sich, so lange es Zeit ist!"

„Adieu, Hausjud," sagte sie. Er begann plötzlich auf der Stelle wo er stand, zu tanzen, störrisch verzerrten Gesichts.

„Sie werden das bereuen," murmelte er. „Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Ich habe eine Leidenschaft."

„Ich habe Sie gar zu klaren Kopfes gekannt, zur Zeit, als Sie sich von meiner gescheiterten Sache lossagten, als Sie Ihre politischen Dummheiten, in meinem Dienst begangen, nachträglich als schlauen Verrat an mir zu deuten wußten . . . Eigentlich kenne ich Sie nur schlotternd, und findig vor Angst . . . Denken Sie doch einmal über das hiesige Klima nach."

„Es ist mir gleichgültig."

„Wissen Sie, daß Sie seit Ihrer Ankunft auffallend schlecht aussehen?"

„Ich fühle mich auch danach."

„Ich rate Ihnen, schleunig abzureisen."

„Nein."

„Warum, nein."

„Weil es mir ganz gleich ist, ob ich hier zu Grunde gehe. Ich muß Sie haben."

„Das ist das Wichtigste? Und Ihr Leben?"

„Sie hören ja, ich habe eine Leidenschaft, was heißt da Leben? Lieb ist es mir ja selber nicht, daß es so ist; aber kann ich's ändern?"

„Sie wagen etwas für mich? Sie sind nicht feige?"

Sie sah ihn fest an, sie suchte in den verbrauchten Zügen des alten Geldmenschen nach etwas Jungem. Sie lehnte sich zurück und seufzte vor Befriedigung. „Das ist schön —" sagte sie, und sie genoß das Glück, einen Menschen nicht länger verachten zu müssen.

Er schnaubte vor ungeduldiger Hoffnung.

„Komme ich nun also dran?"

„Jetzt weniger als vorher. Sie sind nicht mehr der Erste Beste."

„Sehen Sie wohl, Sie sind kokett! Sie quälen einen, bis man nicht mehr kann. Ich seh' ja ein, wie verrückt es ist, Sie zu lieben. Sie, die jeder haben kann — nur gerade ich nicht. Möchte wissen, wie gemein Ihr Umgang noch werden muß, bis auch ich dran komme!"

Sie hörte ruhig lächelnd zu. Er konnte sich nicht wieder verunstalten; er war weniger häßlich geworden.

Jean Guignol gestand einmal als sie allein saßen:

„Nun sehne ich mich also doch nach Ihnen. Sie

erinnern sich wohl, das war es, was ich am meisten fürchtete."

Sie wollte nichts wissen. Es war wieder eine ganze Seele voll von Pein, die auf sie zuflatterte. Sie wehrte trotzig ab.

„Ich bin ein wenig müde; ich habe zu viele Männer gehabt."

Er errötete tief.

„Sie müssen doch verstehen, wie sehr ich darunter leide, mit welcher blinden Selbstaufopferung ich gezwungen bin Sie zu lieben — nach so vielen!"

„Ich verlange es nicht."

„Aber ich selbst verlange es! Ich will Sie nie besitzen! Ein Idol sollen Sie mir sein, Sie, die Geliebte der Zahllosen! Ich will an Ihnen nicht einmal mehr deuten, raten, formen, wie ehemals, als ich Sie bloß erst aus der Ferne kannte und in meiner Tiefe. Ich will nur noch auf das Unsägliche in Ihrer Seele horchen — ohne die Sucht nach Worten dafür."

„Was begehren Sie also von mir? Das unmögliche Werk, das Sie niemals schreiben werden? . . Ach, ich kenne das alles. Diese Beschwörungen, diese rechthaberischen Forderungen im Namen eines Werkes, diese Verzückungen und Ernüchterungen: ich habe sie schon einmal durchgemacht. Schließlich verläßt man sich ohne Genugthuung und denkt mit Grauen daran, wie sehr man sich gequält habe."

Sie setzte insgeheim hinzu: „Und du bist dazu verurteilt, mit deinen Werbungen jedesmal dann herauszukommen, wenn mich Kopf und Nieren schmerzen, und

wenn schon das Hinstreifen deiner Lippen über meinen Ärmel mich aufschreien machen könnte."

„Herzogin," flüsterte er mit trockener Kehle.

„Was wollen denn Sie?" fragte sie langsam, und sah ihm in die Augen. Und aus ihrem Blick erfuhr er, wie entsetzlich fern er ihr war.

„Ich spreche ins Leere," sagte er sich, mit einem Kältegefühl. Aber noch kämpfte er um sie!

„Herzogin, ich leide unter jedem Atemzug, den Sie in dieser Fieberluft thun. Seien Sie gnädig, erlauben Sie, daß ich Sie fortführe, in irgend ein reineres, glücklicheres Land."

„Glücklicher ... Sie thun immer, als sei ich nicht glücklich. Wissen Sie, daß das beleidigend ist?"

„Ich weiß nur, daß ich selber zu unglücklich bin, und ich kann nicht glauben, daß nicht auch Sie es sein sollten, da Sie ja nicht imstande sind, mich zu trösten, da Sie ja einsam und hart sind."

Sie antwortete nicht.

„Geben Sie mir eine Hoffnung, geben Sie sich selber eine! Sagen Sie wenigstens, daß Sie es möchten — daß Sie mir folgen möchten!"

Er wartete angstvoll. Schließlich hörte er, wie sie Worte fallen ließ.

„Es wäre unnütz ... Ich habe keine Zeit mehr."

Darauf schlug er die Hände vor's Gesicht und trat von ihr weg. Er sagte tonlos, und in sich zurückblickend:

„O! erkennen zu müssen, daß eine Frau die Ein-

zige ist — die, in der ich der Reihe nach alles wiedergefunden hätte, was in der Jugend so zauberhaft hell war, und was mir verloren ging. In der ich Jüngling, Mann und Greis zugleich gewesen wäre. In der ich alles was mir beschieden ist, doppelt gefühlt haben würde."

Sie dachte:

„Und als wir das erste Mal miteinander sprachen, und du es entsetzlich fandest, dich nach mir zu sehnen, da dehnte ich mich vor Verlangen nach dir! Ich hätte damals ernsten, zärtlichen Worten lauschen mögen, einem Knieenden die Hände um das Gesicht legen und mich anbeten lassen. Es ist sehr lange her, du verstandest mich damals gar nicht."

Sie besann sich, ob sie sprechen solle. Ein Mitleid, von weit her, ließ sie schweigen.

Er öffnete endlich die Augen, und plötzlich bestürmte sie das ganze Rot des Gartens. Es tobte wie in Fieberschweiß gegen die Umfriedung. Es zuckte zwischen den unerbittlichen Armen zweier starrer Cypressen. Dahinter blendete das Meer, leer von Segeln.

„Zu spät gekommen," murmelte Jean Guignol. „Das erste Mal hatte sie zu viel zu erleben. Und jetzt ist nichts mehr übrig."

Er stützte sich auf die Brustwehr, schwindelnd. Er meinte etwas erkannt zu haben, was nicht ins Leben gehörte, was sich mit der Thatsache des Daseins nicht vertrug.

„Es ist schon vorüber, aber einen Atemzug lang

habe ich erschaut, was nie jemand begreift: daß ich gar nicht hätte leben sollen. Es hat ja nicht gestimmt bei mir! Ich habe den Weg verfehlt und das Zusammentreffen versäumt mit der, die mich erst gerechtfertigt hätte!"

Er fühlte sie hinter sich, ganz nah, — und er hatte Lust, hier, unter ihrem Blick, den Kopf auf die Arme zu legen und zu schluchzen. Dann erschrak er und fragte sich, ob das etwa Litteratur sei.

„Ist alles erkünstelt? Will ich ein Stück daraus machen? Bin ich nur ein gleichgültiger Buchstabierer von Schicksalen, der sich des Handwerks wegen zum Erleben nötigt? . . Ich kenne mich nicht. Wer je aus einer Empfindung einen Vers geformt hat, der darf sich nicht mehr glauben. Das ist das Schlimmste."

„Und wenn sie mir sagte: Ja, ich will dich lieben —" so sprach er in die Flut von giftiger Röte dicht unter seinem Munde, „selbst dann noch wäre es ein Irrtum. Wie es ein Irrtum war, sie, meine Geliebte, verstehen zu wollen. Eine Geliebte versteht man nicht. Sie haben recht, die vollkommenen Frauen, die Geister und Künstler zugleich sind, — daß sie nur sehr einfache Männer lieben, nur solche die gar nicht gescheit genug sind, um sie mit ihrem vorgeblichen Verständnis zu peinigen oder zu langweilen. Dieser Nino! Daß ich nicht einmal eifersüchtig sein kann! Denn wie liebt er sie, — und wie liebe ich sie! Es ist gar nicht dieselbe Frau, die wir lieben! Wir sind kaum Rivalen. Für alles, alles zu klarsichtig. Am Ende jedes kurzen Traumfluges stoße

ich mit dem Kopf gegen das Wort Irrtum. Es brummt mein Kopf: du irrst dich, du liebst gar nicht. Du möchtest lieben können, du möchtest nach Gegenliebe verlangen, aber du thust es nicht. Du weißt, dies wäre dein Weib, wenn du so wärest, daß sie dich brauchen könnte. Und wärest du so, dann würdest du sie wieder nicht so lieben wie jetzt, sondern als eine andere. Ein Irrgarten: er lädt dazu ein, sich aufzuhängen an einem seiner Bäume ... Ob ich sterben könnte? .. O, ich erschrecke!"

Endlich wandte er sich um — und ließ die Arme sinken. Sie war fort.

Er starrte auf ihren verlassenen Platz. Er hatte nicht gehofft, daß sie seinem versagenden Geflüster zuhören, daß sie ihm zurufen werde: das alles ist falsch, und du darfst leben! Nein, sie saß stumm, fern und ohne seinem Herzen ihr Ohr zu neigen. Aber sie saß doch dort, mit den Füßen auf diesen selben Fliesen, und gleich hinter seiner Schulter ... Nein, nicht einmal das. Und er erschauerte in einer Einsamkeit ohne Grenzen, ohne Ausweg, ohne Echo.

* * *

Rustschuk und Jean Guignol bekamen nacheinander das Fieber. Auch aus der Dienerschaft wurden mehrere davon ergriffen. Die Herzogin fühlte sich wohler. Der Arzt der die Kranken besuchte, sagte zu ihr:

„Die böse Luft hat Ihnen noch nichts anhaben können, gnädigste Herzogin. Es liegt an dem Alter

in dem sie stehen, daß Sie die letzte sind. Aber faßt das Fieber sie erst einmal, dann — giebt es Sie lebend nicht heraus. Reisen Sie, reisen Sie!"

Ihre beiden Freunde waren außer Gefahr; darauf kehrte sie, merklich erholt, in die Stadt zurück.

Es war Anfang September; einige hundert Leute mit Geld und Titeln hatten sich aus Amerika und Europa nach Neapel bestellt. Sie kannten einander von unzähligen Vergnügungen an fünfzig Plätzen der Erde. Sie hatten einst in Zara der Revolution für die junge Herzogin von Assy beigewohnt, wie einer Fuchsjagd oder einem Karneval. Sie hatten in Venedig die Feste besucht, auf denen die satte Kunst prangte neben der reifen Schönheit der Herzogin von Assy. Jetzt kamen sie, um zuzusehen, wie der Ausbruch ihrer späten Wollust eine ganze Stadt auflodern machte.

Denn die heidnische Flamme griff vom Palast auf dem Posilippo über Neapel hin. Das Volk stürzte sich hinein. Es schrie ihr in Krämpfen, wo immer sie vorüberkam, seine Anbetung zu. Es wütete bei Orgien, die sie bezahlte. Die Nächte auf den langen Quais brannten von Pechfackeln und von begehrlichen Augen, von erhitzten Körpern die im Bogen ins Wasser sprangen, von rotem Rauch aus den Kesseln der fliegenden Bäcker, von Wein, von sehnsüchtigen Worten und von rastlosen Umarmungen. Unter den Lichtkränzen farbiger Papierlampen und den Funkenspielen der Fackeln sprenkelten die Häuser sich rosig und grün, flackerte es bunt auf den Gesichtern, stürzten in jähen Farben die Gebärden durcheinander und schillerte das

Meer, genußsüchtig sich schlängelnd unter lauter Schuppen aus Erz und Gold.

Gefolgt von ihren Gästen in zahllosen Wagen fuhr die Herzogin über Santa Lucia. Die Juwelen und die Orden blitzten, die Spitzen zitterten, teure Düfte wehten unter Fächerschlägen hin und her, — und dazwischen sprangen die nackten Burschen und winkten vom Strande die Mädchen mit zerzausten Röcken und offenen Miedern. An eine Hand, die elegant bekleidet und in göttlicher Ruhe von einem Wagenpolster hing, befestigte sich der schöne, bebende Arm eines unschuldigen Sterblichen. Die Badenden standen auf den seidenen Kissen der Frauen und schnellten sich mitten in der Fahrt ins Meer.

Neben dem Wagenschlag der Herzogin lief unermüdlich ein schönes, zartes Geschöpf von kaum vierzehn Jahren. Er bat um nichts, er hielt nur seine großen Blicke auf ihrem Gesicht; sie waren voll eines Schmachtens, hilflos und unsäglich. Manchmal schob er mit einer kleinen braunen Hand die Haare von den Augen fort. Sie warf schließlich einen Ring ins Wasser, und der Knabe sprang hinab. Wie sie das nächste Mal an der Stelle vorbeikam, zog man ihn eben heraus. Er hatte sich in der Tiefe an einen Pfahl geklammert, er wollte das Licht nicht mehr sehen, worin es etwas so Unerreichliches zu begehren gab — und ihren Ring hielt er fest zwischen den Zähnen. Nun lag er auf das Pflaster gebreitet; das Fackellicht vom Karren eines Obsthändlers tauchte in die weichen Grübchen seines

Kinderkörpers und strich in hellen Rundungen um seine kleinen Muskeln.

Bei einem glänzenden Feuerwerk auf der Piazza San Ferdinando erschoß sich der Neffe des Präfekten, der junge Luciano, den sich die Frauen weitergaben wie ein Riechfläschchen. Er erschoß sich, während rings um ihn her eine Menge Raketen rasselten und alle Gesichter nach oben lagen — so daß man seine That weder hörte noch sah. Er ward unter den Füßen der Menge hervorgeholt, als sei er im Gedränge ohnmächtig geworden. Dann entdeckte man Blut an ihm, und auf seinem Herzen die Photographie der Herzogin von Assy.

Der Sohn eines ländlichen Wirtes versuchte ihr Gift beizubringen in einem Glase Orangenwasser, das sie auf Spazierfahrten sich zuweilen von ihm an den Wagen bringen ließ. Sie fand den Geschmack des Getränkes schlecht und gab es ihm zurück. „Ich hatte erst nach dir trinken wollen," erklärte der junge Mann, blaß und standhaft, und verschluckte es.

Aber durch seine Seltsamkeit am auffallendsten war der Tod eines harmlosen, wohlhabenden Grundbesitzers aus Pistoja. Gleich nach seinem Erscheinen hatte Lilian Cucuru ihn für sich ausersehen und ihn unschwer bewogen, sich mit ihr zu verloben. Übrigens reute es sie bald; sie erinnerte sich ihres Freiheitsstolzes; auch sah sie den armen Carlo zum Sterben verliebt in die Herzogin. Sie bot ihm die Zurückgabe seines Versprechens an; er nahm es zögernd aus Gewissenhaftigkeit, und erst am Tage vor der Hochzeit. Nur

daß Don Saverio nicht gesonnen war, den unverhofften Gatten seiner Schwester entwischen zu lassen. Er unterrichtete ihn davon, daß die Camorra sich mit ihm beschäftige; es heiße heiraten oder sich auf ein plötzliches Ende gefaßt machen. Der arme Carlo heiratete. Er kniete, von seiner Braut weggewendet, auf der Altarstufe. In der Kirche zeigte man sich die Camoristen, die ihn eingeholt haben würden, wenn er zu fliehen gewagt hätte . . . Er floh anders.

In der weiten Loggia im Hause der Herzogin von Assy, auf einem ihrer betäubenden Feste, saß er, halb versteckt von einer Säule, und sah sie an. Er that nichts weiter, und er that es die Nacht hindurch. Sie streifte selten sein Gesicht und fand es sehr blaß. Zuweilen meinte sie, ohne daß sie es sah, deutlich zu fühlen, wie es dort neben ihrer Schulter wieder ein wenig weißer geworden war. Die schweren, glühenden Blicke in diesem Leichengesicht quälten sie. Und auf einmal, als gerade die erste Morgenluft hereinfächelte, sank der arme Carlo lautlos unter den Tisch. Es zeigte sich alsdann, daß das Wasser des Brunnenbeckens bei dem er gesessen hatte, hinter der Wand von Blumen tief gerötet war, und daß der Tote an der linken Hand die Ader geöffnet und kaum noch Blut im Leibe hatte.

Es war schwer zu verstehen, daß sogar ein ehrbarer Provinzler von der Tollheit der andern ergriffen war. Aber es strich ein Wind von Wahnsinn den Golf entlang. Die Herzogin selber spürte ihn. Jedes neue Sterben das für sie geschah, schnellte ihre Genuß-

sucht in wütendere Wirbel. Die Gier durchwühlte sie bis zum Aufschreien: alle zu beglücken, alle zu befreien von ihrem Drange — Lust zu spenden, so weit ihr Wurf reichte, und inmitten alles zuckenden Lebens dem Tode keinen Fleck am Boden zu lassen, wo er sich hinstrecken konnte.

Aber er holte sie ein, so wild sie jagte; er war immer schon da. Überall wo sie, die Wollust, vorbeikam, da erhob, und sogar unter den Hufen ihrer eigenen Pferde, der Tod den Kopf vom Pflaster. Je mehr fieberheißes Leben sie verschenkte, desto mehr Todeskälte bekam sie zurück.

Und inzwischen fühlte sie sich leben ohne Ermatten, ein irres, Unheil austeilendes Leben, für das man sie haßte. Man ging starren Gesichts ihrer unheimlichen Schönheit entgegen, man verwünschte sie, und man verlangte danach, sich ihr zum Opfer zu bringen.

Es kam vor, daß berauschte junge Leute ihr die Pferde ausspannten und die Herzogin in ihrem Wagen davonschleppten, in der Haltung von Sklaven und unter Flüchen. In der Menge hörte sie nun rachsüchtige Zurufe zusammen mit unflätigen. Huldigungen und Drohungen spritzten als der gleiche Kot um ihre Wagenräder. In einer Nacht stürmte das Volk die Zeitungskioske und verbrannte Packen eines illustrierten Blattes mit ihrem Bildnis — während das Meer voll brünstiger Guitarren war, die nach ihr riefen.

Sie konnte sich der Unruhen wegen, die sie veranlaßte, wenig mehr zeigen. Die vielen, denen sie von ferne erschienen war, gedachten ihrer kaum noch wie

eines Menschen. Sie war das überall gegenwärtige, ungeheuerliche Sinnbild der Liebessucht, die die Stadt geißelte. Sie wurde wieder zu der Morra, der Hexe, die Herzen herausfraß aus Brüsten, und zu deren Klippen der Vorüberfahrende hinaufstarrte, gebannt, in grauenvollen Begierden.

Eines Abends aber sammelte sich ein wütender Haufe vor ihrem Hausthor und wollte Feuer daranlegen. Die obscönen Lieder gellten bis in ihr Fest hinein, begleitet von den Stößen und Schreien der Einbrechenden. Am Ende bekam sie ein Billet, und es stellte sich heraus, daß es Jean Guignol war, der den Lärm veranstaltete, denn er hatte sich getötet. Er rief ihr noch aus dem Nichts seinen Dank zu für den wollüstigen Wahnsinn, in den sie mit der ganzen Stadt auch ihn gestürzt habe. „Welch Glück! Ich weiß, daß ich Sie wirklich liebe, ohne Litteratur — wenigstens in diesem Augenblick, da ich meinen Tod beschließe! Ganz ehrlich und unschuldig sterbe ich, einer der ratlosen Körper, die von Ihrem Blick getroffen, an Ihrem Wege verröcheln! Ich liebe Sie! Und ich thue es nicht eines schönen Verses wegen — da ich ja sterbe!"

Sie zerriß den Brief. Sie zitterte vor zorniger Verachtung. „Das ist sein Auskunftsmittel! Ich habe ihm nicht erlaubt, sich auf eine andere Weise mit mir zu verbinden: drum stirbt er für mich. Auf mich läßt er sein Blut spritzen. Wie ist das feige! Er hat sich besiegen lassen, und er will, daß auch ich an seiner Niederlage leide: der doppelte Feigling!"

Aber die eigene Härte schmerzte sie, wie ein Überfall ihrer Krankheit.

Sie hielt diese Nacht den Stab mit dem Weinlaub sehr hoch. Zum ersten Male schrillte durch eine ihrer Orgien ein Ton wie von Verzweiflung. Den armen Rustschuk reizte und enttäuschte die Herzogin so lange, bis sein Gesicht blaurot und seine Zunge seltsam schwer ward. Dann stieß sie ihn zu Lilian, die Geld brauchte, auf das Ruhebett, mit der herrischen Geste von Venus, als sie Helena und Paris zusammentrieb. Man behauptete, der Minister habe diesmal einen richtigen Schlaganfall erlitten. Draußen heulte noch der Aufruhr um Jean Guignols Leiche; nnd aus der Mitte ihrer Gäste traf sie feindseliges Gemurmel.

Sie fuhr aus. Sie erschien im Theater San Carlo und bot sich der Wut dar, die zu ihr emporbrach, bei offener Scene. Eine Garde von Anbetern um jeden Preis, zusammengewürfelt aus Herren mit Gardenien und aus Zerlumpten, verteidigte die Thür ihrer Loge. Sie sah in den Saal hinunter, der in Krämpfen lag, auf die Galerie hinauf, die Fäuste schwenkte, und sie erkannte das Volk wieder, das in Zara ihren Wagen umtobt hatte, weil sie einen Mörder entschuldigte. Sie meinte, jener Alte tanze aufs neue an der Hafenbucht umher, weil sie ein Ruder ergriff. Und die unmenschliche Mundhöhle des römischen Zeitungsausrufers schien sich, ihr gerade gegenüber, noch einmal aufzuthun, angefüllt mit Geifer, mit verdorbenem Atem, mit Sterbelauten, und ihr, frohlockend

vor Haß, alles Unheil ins Gesicht zu keuchen, das für sie geschah und durch sie!

Einen Augenblick allgemeiner Erschöpfung und drückender Stille benutzten ihre Anhänger, um ihr Beifall zuzurufen. Es waren alte Böcke, Cocotten und junge Halbleichname. Es war das schlimmste, was zu überstehen war. Sie hielt es aus, sehr hochmütig, das Lorgnon an den Augen und ohne auf die Grüße zu antworten.

Plötzlich war sie verschwunden. Ihr Wagen sauste davon, ehe jemand es gewahr ward. Sie saß darin noch in derselben starren Haltung wie auf ihrem Logenplatz. Sie deuchte sich unbeweglich in einer steil und mühsam aufgebauten Einzigkeit. Nur keine Furcht vor Schwindel!

Die Diener rissen das Gartengitter auf. Wie der Wagen hindurchfuhr, sah die Herzogin an dem schmiedeeisernen Blätternetz eine kleine Form lehnen, ein Kind mit Blumen auf dem Schoß. Ohne Besinnen rief sie „Halt!" und stieg aus.

„Gieb mir deine Blumen," sagte sie.

Das kleine Mädchen blieb still.

„Sie schläft," murmelte die Herzogin und näherte ihre Lippen der Stirn des Kindes. Sobald sie sie berührte, fiel der Kopf auf die Schulter. Sie betastete es: das Kind war tot.

Sie stand und bebte. Sie fühlte die Sekunde kommen, wo sie über das Kind hinstürzen würde und aufschluchzen.

Sie befahl, mit Furcht vor sich selber, ihren

Leuten draußen zu bleiben, und betrat allein den dunkeln Park.

„Ein verhungertes Kind," sagte sie zu sich. „Es sitzt zufällig auf einem Stein vor meiner Pforte. Was geht es mich an!"

Aber nach all den Toten, die sich ihr entgegengeworfen hatten als gehörten sie ihr, taumelte sie bei der leichten Berührung dieser zufälligen Kinderleiche.

„Es sind zu viele, sie wälzen sich übereinander, so weit ich sehe. Ich begreife nicht mehr, wie ich sie alle habe ertragen können: früher, von Dalmatien und von Paris bis nach Venedig, wo die Bahre vor mich hingestellt ward mit San Baccos Körper. Ich fühlte doch mit der Alten von Benkowatz, die den Schädel ihres Sohnes an seinem Schopfe umherschwenkte und nach Gerechtigkeit schrie. Ich war ebenso stark! Bin ich nicht die Tochter von Starken, in deren Lebensläufen sich die Körper der Besiegten häuften? Wie viele mußten wohl untergehen oder verkümmern, damit das Leben eines Assy frei, ungehemmt, groß und schön werde? Er hat sie nie gezählt! Er nahm sie hin, er hielt sich aller Opfer wert, er hatte den Mut dazu und das gute Gewissen!

„O, meine Väter! Wo seid ihr? Ich habe nie gewußt, daß ich bis hierher allein sei! Welch eine schlimme Einsamkeit, die keine Spur hinterlassen wird! Nach mir hört die Welt auf! . . Man verbeugt sich vor meinem Namen, vor meinem Stolz, vor der Verachtung die ich fühlen lasse. Aber wo ist meine Familie? Welchem Lande gehöre ich an? Welchem

Volke? Welchem Stande? Was vertrete ich? Welche Gemeinschaft rechtfertigt mich? Wehe mir, wenn ich schwach werde! Ich bin einzig auf meine Nerven gestellt. Niemand wird Achtung für mich beanspruchen, wenn mein eigener Stolz sich einmal verdunkelte! . . Hätte ich ein Kind!"

Mit ihr stieg die lange Gartenmauer den Hügel hinauf und herab, und von droben starrten im Sternenlicht Masken sie an, kalt und stumpf. Sie sehnte sich:

„Hätte ich ein Kind!"

Es war ihr plötzlich, als folgte ihr etwas, mit Schwimmbewegungen. Sie war auf einem fernen Meere, es schwamm etwas hinter ihr: Pavic' ertrunkener Knabe!

Vor ihr, quer über den Rasen trippelte, ohne sie anzusehen, kühl und lieblich in ihrem verjährten Prunk, die kleine Linda, das künstliche, zukunftslose Kind ihrer sieben Jahre mit Jakobus. Wäre es ihr eigenes gewesen — wenigstens dieses!

Der junge Tortenbäcker hockte irgendwo unter einem Busch, wimmernd, mit gebrochenen Beinen. Weil er ihr gefallen hatte, war er vom Küchenbalkon gestürzt worden. Braunblaß und mit großen, umränderten Augen lagen schwarzsträhnige Knaben auf den Schwellen seltsam umrahmter Portale, und vor einem Orangengarten saß ein Kind mit weichem Profil und langen Wimpern, und ganz vergoldet vom Schein all der Früchte. „Gewiß sind auch sie schon gestorben: ich habe sie zu heftig begehrt!"

Der Fischerbub, ihren Ring zwischen den Zähnen, streckte sich erstarrt auf den Kies, mit ausgebreiteten Armen, ganz glücklich, sich ihr dargebracht zu haben ... Und draußen, am Gitter, bewegte der Nachtwind die Blumen im Schoß einer kleinen Toten.

Wo und unter welchen Kränzen lag nun Jean Guignol?

„Von mir ist keiner dabei ... Er hat mir folgen und mein Leben weniger einsam machen wollen. Er hätte es nicht gekonnt, — gleichviel. Ich habe ihn fortgeschickt, und begreife nicht mehr, warum. Ich habe ihn fortgeschickt, und er ist weit gegangen, möglichst weit, bis ans Ende von allem. Hatte er nicht recht? Wie durfte ich ihn feige nennen? O, ich that es nur aus Not; ich verstehe ihn ja! Warum hat er mich damals nicht verstanden? Jetzt würde er mich nicht einmal hören. Käme er wieder, wie sollte er mich jetzt milde und willfährig finden bei seinen vergeblichen Versuchen, Liebe zu fühlen! Er wurde nicht geliebt, der Arme, — aber er liebte auch nicht: das ist schlimmer. An der Sehnsucht, lieben zu können, zerbrach er.

„Ich aber, ich liebe! Ich kann mir von Nino sagen lassen, daß ich, wie es auch komme, doch immer Yolla bin, — und kann es ihm glauben! Er soll kommen! Er wird den Mut haben, der mir entsinkt. Er ist so unbedenklich, so mit sich einverstanden. Ich werde es wieder werden. Ich bin gerettet!"

Aber zum Schluß der schlimmen Nacht und all ihres fassungslosen Schluchzens, und als Ausgang einer

Gereiztheit bis zu Krämpfen und einer Traurigkeit bis zur Erschlaffung, war es ihr wieder klar:

„Nein! Wäre die Erlösung so leicht zu haben, dann hätte ich gleich nach ihr gegriffen, und alle Angst war unnötig. Aber sie ist nicht zu haben! Nino darf nicht kommen! In dem Augenblick, wo ich schwach bin! Es wäre schimpflich, wenn das ‚nächste Mal', an das er glaubte, so aussähe. Und noch dazu handelt es sich für mich um das letzte Mal — beinahe bei allen Dingen."

Nach vier Stunden Schlaf hielt sie alles für einen Alp. Sie fühlte eine herausfordernde Stärke, zeigte sich in Gesellschaft, erhörte einen fremden Diplomaten, beteiligte sich an seinem Versuche einen andern fortzuintriguieren, und gab am Abend darauf ein Gartenfest, das Vinon Cucuru erdacht hatte, und dem sie wegen der Trauer um ihren Gatten nur aus einem Verstecke zusah. Die Damen erschienen dabei in Tricot und die Herren als Affen.

Aber mitten aus dem Tanz mit einem großen, wildriechenden Affen verschwand die Herzogin, um nach Salerno zu fahren, wo sie ein Stelldichein hatte mit Asclitino, dem Grafen von Aversa.

* * *

In der Vorhalle des Doms, unter den Arkaden, stand sein steinerner Sarkophag. Er hatte ein rundes Loch; zwei Kinder, die hineinspähten, sagten ihr:

„Nicht wecken! Er schläft."

Aber sie weckte ihn, kraft ihre Sehnsucht.

Sie ging zurück über den Mosaikboden mit Vögeln auf kreisenden Ringen, mit Masken, Fischen — rätselhaften Zeichen, die Wahrheiten gewesen waren in den Köpfen ihrer Väter. In ihren Köpfen hatten die Löwen am Portal gelebt, gleich verwandelten Menschen.

Sie erstieg zwischen Cacteen den Berg. Zackige Mauern bändigten die schwarzen Massen der Gärten. Tief darin schrieen die kreidigen Flecken der Villen. Sie ließ versunkene Kapellen zurück; eine Kuppel mit klaffenden Sprüngen; leere Bögen, in denen der Sonnenuntergang erblindete. Drunten dämmerte die Stadt.

Die Ackerterrassen um die Burg waren schattenbraun. Die Bauern schliefen schon; ein Hund schlug an und beruhigte sich.

Sie ging an Brücke und Thor vorbei, die Außenseite der langen Mauern hinab. Sie lehnte sich in eine Bresche und sah hinauf. Dort hinter der geschwärzten Fensterluke stand er wohl, und der Fürst stellte ihm das goldene Banner in die Hand. Sie hörte klirrende Schritte, unregelmäßig auf verfallenen Stufen, — und er betrat den Hof. Er war in einem schlanken Panzer aus Silber, mit Olivenzweigen über der Stirn, um die großen blonden Locken, die sich aufwärts bogen; und er hatte kurze rote Lippen.

Sie lehnte in der ausgezahnten Bresche, ihr schwarzer Umriß zerfloß ins Dunkel, ihr weißes Gesicht ruhte schräge darin. Mit einem schrägen Blick, mit einer schluchzenden Lockung, betrachtete sie ihn. Er sah geradeaus, fest und sanft, in ihr Auge. Er

lächelte ihr zu. Es ward ganz finster, — sie aber wußte, beseligt und voll Frieden, er halte die Hände gekreuzt über den Knauf seines Schwertes und lächele im Schatten.

Als sie wiederkam, war es zu früh; sie hatte es vorausgesehen. Sie wartete in einem engen Viereck zerbröckelten Gesteins. Das Meer funkelte herauf, ein magischer Spiegel, aufgestellt zwischen Trümmern von ihrer Traumburg, um alte Dinge zurückzurufen. Sie machte aus einem Felsstück ihr Kissen. Neben ihr raschelte es. Sie wandte sich um; eine Eidechse sah sie mit spitzen Äuglein an. Die Herzogin legte wie als Kind den Kopf auf die Arme, und sie und die kleine Verwandte verschollener Riesen belauschten einander, lange und in Freundschaft — wie einst. Sie fühlte sich klein wie einst und stillen Sinnes. Es kam einer und legte die Hände um ihre Wangen.

Er kam im schlichten Wams, warf die Kappe ab und setzte sich zu ihr; und sie plauderten. Sie liebte ihn ganz ohne Drängen, ganz ohne Angst. Der Wein war gut geraten dieses Jahr, nun begann die Ernte. Die Oliven litten an keiner Krankheit. Der Herr von Capua, den man den Wolf der Abruzzen nannte, hatte wieder einmal einen Angriff auf die Stadt Aversa gemacht, aber Asclitino's Normannen waren Sieger geblieben. Ein Türkenschiff hatte sich nicht weit von der Küste blicken lassen. Die Normannen aus ihrem Wachtturm waren ihm nachgesegelt, hatten es gekapert und große Beute gemacht. Wenn es heute nacht regnete, konnte man morgen einen guten Fischzug

thun. Roland von Hochecorne hatte seinen Vetter erschlagen und mußte der Kirche tausend Dukaten zahlen, um von seiner Sünde loszukommen ... Das war das Leben; es war einfach, ohne Fieber, ohne Zweifel.

Zum Abschied küßte er sie, unter den Sternen, während Leuchtkäfer um sie her schwebten und Menthe bitter duftete. Sie hob seine Hände, in die ihrigen verschränkt, über ihre Köpfe, als ob sie mit ihm ränge; — und so sanken sie sich an die Brust.

Jeden Abend kehrte er wieder, nach der Arbeit seines Tages, nachdem er geerntet oder getötet, gekämpft oder Streit geschlichtet hatte. Sie dachte sich nur noch bei ihm. Er war so zart, daß er ihre Gedanken mit seinen Lippen auf ihrer Stirn zu finden wußte, und stark genug, um ihr Bruder und Geliebter, Beschützer und Vater zu sein. Und auch Kind war er ihr.

Er gab ihr so viel Ruhe, daß sie ohne Schreck, ja, ohne besondern Nachdruck aussprechen konnte: „Es heißt nun bald sterben." Sie war in angenehmer Erwartung eines neuen Spieles, das Sterben hieß, einer noch nicht getragenen Maske und einer unbekannten Erregung. Der Tod trat in ihren Geist wie in einen Zaubergarten; die glänzende Luft darin machte ihn blühend und leicht.

Sie wünschte sich einen Vorgeschmack von ihm. Sie genoß ihn mit Asclitino; sie, die den Tod noch durchkosten mußte, mit ihm, der ihn schon erprobt hatte. Er erklärte ihr, daß der Tod von einer geliebten Hand sehr süß sei. Er bat sie darum.

Die erste Nacht brachte sie ihm drei vergiftete Rosen. Sie rochen daran. Sie sagten sich alle ihre Koseworte mit den Lippen über den tödlichen Blumen.

Die zweite Nacht war er blaß; sie schloß ihn in um so zärtlichere Arme. Sie trug zwei vergiftete Orangen, deren Saft sie tranken. Darauf war er nur noch ein Schatten, und sie selbst fühlte sich in der dritten Nacht ganz leicht, beflügelt, zauberhaften Dingen entgegenzitternd. Sie bot ihm ihre Lippen — und schrak zurück, ehe er sie berühren konnte. Es war finster, unter ihnen glühte geisterhaft das Meer. Er sagte in einem Schauer, mit geschlossenen Augen:

„Ich wollte, Yolla, du thätest es."

Da gab sie ihm das Gift, in einem Kusse.

* * *

Am Morgen kam ein Billet von Rustschuk: Slicci sei von seiner Tournée im Auslande zurück; er sei unerhört. Sie fuhr sofort nach Neapel. Slicci hatte nichts für sich als seine burlesken Schmutzereien und eine hahnenmäßige Männlichkeit.

Als Rustschuk sah, daß sie Slicci ohne weiteres zu ihrem Geliebten machte, fragte er sich in großer Unruhe:

„Noch gemeiner kann ihr Geschmack doch wohl nicht werden? Also käme ich gar nicht mehr dran? Denn sie wird mich unmöglich gemeiner finden als Slicci. Vielleicht doch ... Hoffentlich doch!"

Und gläubig wie er war, richtete er die Bitte an

seinen alten Gott, die Herzogin möge ihn noch gemeiner finden als Slicci.

Der Komiker schwitzte Abgefeimtheit. Er war ein kupferblonder Neapolitaner, häßlich, mager, ganz aus Nerven, und mit kleinen wässerigen Augen, die wild blicken konnten. Seine Behendigkeit erschreckte, und seine trockenen Gesten waren grausam bei aller Drolligkeit. Es entlud sich, sobald er wollte, eine eherne Stimme aus seinem engen Körper.

So lange er auf der Bühne des Variété stand, gefiel sich auch der Zuschauer in dem Gefühl rückhaltloser Verlumptheit. Er erschien als Bub in blauer Bluse, mit einem hölzernen Pferdchen, und sang von seiner Mama als von einem „sonderbaren Typus". Sie verschwinde immer mit den Herren, Papa aber stehe am Büffet, esse, trinke, und lasse es gehen. Plötzlich riß der Bengel sein Pferdchen an der Leine herum, peitschte um sich, und biß sich dabei auf die heraushängende Zunge, während er fürchterlich nach seiner Nasenspitze schielte, die rot gefärbt war . . . Aber dann kam er in der Schirmmütze eines bleichen Schlingels vom „Schlimmen Leben", und ließ den Pfiff hören, womit er der Dirne meldete, er warte an der Ecke und habe Lust, sich ihren Kunden zu besehen. Und die drei unheilvollen Noten, kalt hinstreichend durch die Reihen der aufhorchenden Bürger, verbreiteten grausiges Entzücken.

Die Herzogin behielt ihn bei sich. Sie brauchte ihn gegen die Schalheit einer Stunde, gegen eine Nacht voll Unrast, gegen den Ekel an dem was war, gegen

die Gedanken an das was bevorstand. Sie griff nach ihm, zu jeder Tageszeit, wie nach einem Ätherfläschchen. Er war ihr Laster; sie hing daran und fürchtete es. Denn es war alles was ihr blieb, und es sollte sie töten.

Eines Abends erlitt sie unter seiner Umarmung einen Blutsturz. Sie hatte vorher nichts bemerkt als leichten Schwindel.

Slicci verließ mit einem Satz das Bett und fuhr, sinnlos schreiend, im Zimmer umher. Schließlich fand er die Thür und rettete sich, mit seinen Unterbeinkleidern in der einen und seinen falschen Brillantknöpfen in der andern Hand.

Sie sagte sich, ein wenig betäubt von dem Ereignis:

„Nun ist es also so weit."

Aber es schien ihr nicht, daß das irgend etwas ändern müsse. Am Morgen war ihr nicht einmal sehr schwach. Sie schickte nach Slicci; er war nicht da. Sie entbehrte ihn den ganzen Tag, wie die gewohnte Gabe eines Mittels zur Anregung der Nerven. Gegen Abend erfuhr sie, er sei abgereist, und zwar mit Lady Olympia, die gerade angekommen war. Es schien, daß sie in Slicci endlich den Mann getroffen hatte, den sie nicht zu schonen brauchte; und sie raubte ihn ihrer Freundin. Venus war eine eifersüchtige Göttin. Unter denen die ihr dienten, gab es keine Treue.

Die Herzogin fuhr sofort hinterdrein. Sie hatte einen einzigen Schrei der Enttäuschung und der Not ausgestoßen. Unterwegs dachte sie keinen Augenblick

an sich, an ihren Zustand, ihr Schicksal. Es beunruhigte sie auch keine Erinnerung an den Rausch, den der Entflohene ihr vermittelt hatte, und um dessenwillen sie ihm nachjagte. Sie hatte nichts vor ihrem Geiste, als ein Ziel, ein ungewisses.

In Rom forschte sie vergebens. Sie setzte Detektivs in Bewegung. In Mailand erfuhr sie bei einem Agenten, daß der Komiker Italien verlassen habe. Sie durchquerte die Alpen. Drüben war es Spätherbst.

Sie fuhr, sie wußte nicht wohin. Sie lehnte in ihrem Coupé und war erstaunt, einen großen Pelzkragen um ihre Schultern zu fühlen. Auf einer Station fragte sie Nana, ihre Kammerfrau:

„Ihr habt ja nicht gewußt, daß ich in kalte Länder reisen würde."

„Prosper behauptete es. Er nahm alles mit."

„Prosper?"

Sie wunderte sich. Sie war also nicht allein? Es dachte jemand an sie? Prosper, noch immer?

Sie ging den Spuren nach, die ihre Späher ihr zeigten, von einer Stadt zur andern. Am Ende sagte man ihr, das Paar habe sich nach Madeira eingeschifft. Ah! es mußte schön dort sein, auf einer Insel mit ewigem Frühling.

Sie stand, nach dieser Auskunft, in einer Stadt nahe einem nordischen Meer, und ließ unschlüssig den Wagen warten. Um eine Kirche mit spitzen Türmen sauste ein eisiger Wind, so jäh, daß ihr schwerer Pelzkragen aufflog.

Sie reiste noch weiter. Den Komiker hatte sie vergessen. Aber ein Ziel lag vor ihr, ein ungewisses. Sie wußte genau, hier kam etwas ganz Neues, etwas noch Unausgedachtes, wovor man nicht einmal Furcht haben konnte, so unfaßbar war es. Und in einer Spannung, die ihren Atem kürzer machte, saß sie steif aufrecht am Fenster und richtete ihr weißes, mageres Profil gegen die Haide, auf die es schneite.

Endlich sah sie es.

Der Zug hielt auf freiem Felde, denn das Geleise war mit Schnee überhäuft. Sie stieg aus und sah den Krähen zu, deren Flug in das Gestöber hinein Gestalten zeichnete. Es war nur eine Gestalt, und mit einem schwarzen Fluge kam es immer näher. Es grinste ihr zu, kalt und unentrinnbar.

Und in der Spanne eines einzigen Herzschlages zerrissen alle die gestickten Schleier, die ihr Geist jemals ausgespannt hatte vor dem Nichts. Kunst und Liebe, der Stolz auf eine freie Seele: alles flatterte auf. Alles zerstob vor ihren Augen: die Größe der Gebärden, die prangenden Formen, die Farben in ihrem Glanze, der Worte Pomp.

Sie fühlte sich nackt unter diesem Grinsen im Schnee. Sie öffnete, nach vorn geworfen, gebannt und angelockt, beide Handflächen, wie zu einem Willkommen. Und ein erstarrter Rest von den Tänzen einer Bachantin war in den Grüßen, womit sie den Tod empfing.

VI

Sie kehrte um. Asthmatische Anfälle zwangen sie mehrmals, die Fahrt zu unterbrechen. Ein Schmerz in der Herzgrube kam und ging. Auf jedem der Gasthofbetten befahl sie sich: „Nicht hier sterben! Ich bin nicht fertig."

Die Qualen im Kopf begannen wieder einmal. Immer brachten sie Aufruhr mit für ihren ganzen Körper; er drängte und tobte dann nach den Armen des Mannes. Aber jetzt dachte sie an keinen. Ihr Blut that nur einen Schrei: „Das Kind!" Ein einziger Gedanke in ihr empörte sich gegen das Ende. Nur eine Sehnsucht warf die Arme heraus aus dem Schatten, der über sie hinwuchs: „Ein Kind!" Die Nacht würde weniger schwarz sein. Die Welt würde hinter ihr nicht untergehn, sie würde weiter blauen und singen.

In Basel änderte sie plötzlich ihre Richtung und fuhr nach Paris.

Der Doktor Barbasson empfing sie in seinem Häuschen in Asnières. Er war von der Praxis zurückgezogen; bei der Meldung der Besucherin hatte er eine Regung von Ungeduld zu überwinden. Rechtzeitig erinnerte er sich, daß diese Fremde in der glänzenden Zeit seiner Kraft mit andern ganz großen Damen seine Hand gespürt hatte, seine kurze, zarte Hand, die aus Klientinnen Geliebte machte. Hatte sie sich nicht Mutterfreuden eingebildet, denen es schlechterdings an jeder Voraussetzung fehlte? Wie der alte Herzog, dieser Cyniker, gegrinst hatte!

Sie saß in seinem kleinen Salon. Es fielen die Namen einiger ehemaliger Bekannter. Der Doktor versicherte von dem einen, er sei am gebrochenen Vaterherzen gestorben, von der andern, der Tod sei ihr gesandt, um ihr größeres Leid zu ersparen. Die Herzogin meinte gereizt: „Wie fest muß er mich noch mit dem harmlosen Leben verbunden glauben, um mir solche Wohlgemeintheiten zuzumuten! Er selber, unter seinem Barett aus schwarzem Sammet, mit seinem schön geschnittenen weißen Bart, denkt an kein Abdanken.“ Dann berichtete sie von ihrem Leiden.

Und auf einmal war der Weltmann ausgemerzt aus dem scharfen, tiefen Gesicht des Arztes. Er hörte zu, das Kinn in der Hand. Sein Blick streifte manchmal, verschleiert, ihre Augen. Er schob aus dem Hintergrunde tastend irgend eine kleine Frage vor, die ganz harmlos klang; und doch stak sie voll Unheil. Die Herzogin merkte es gar nicht; er wunderte sich über die Kälte ihrer Stimme. Schließlich erklärte er eine Untersuchung vornehmen zu wollen. Während sie sich entkleidete, sagte er sich im Nebenzimmer:

„Die da schert sich den Teufel um ihre Gesundheit. Sie weiß so gut wie ich, daß das keine vier Worte mehr lohnt. Sie will etwas anderes. Wir werden's schon erfahren . . . Welch eine prachtvolle Zerrüttung! Ah! sie ist Weib gewesen ohne Schonung, bis ans Ziel. Wenn viele den Mut dazu hätten, wäre unsereiner brotlos. Gleichviel, ich bewundere sie. Und wäre ich Weib: so möchte ich enden!“

Einstweilen aber war er's zufrieden, vielen Frauen

bei der vorsichtigen Verlängerung ihres Daseins geholfen und oftmals sein eigenes Vergnügen dabei gefunden zu haben — und daß diese prachtvolle Sterbende ihm in seinem behaglichen Zimmer eines nach dem andern alle Male vorzeigte, die der wütende Eros schlagen konnte . . . Aber warum that sie es? Was wollte sie?

„Ich bitte die Frau Herzogin, sich wieder anzukleiden," sagte er sehr zurückhaltend. Sie dachte sichtlich an etwas anderes.

Sie war übervoll von ihrem einen, flehentlichen Gedanken. „Noch einen Augenblick! Wenn ich spreche, bin ich verloren. Er wird mir sagen, daß es unmöglich ist, unmöglich auf immer. Ich weiß es, o, mein Körper giebt es mir grausam zu verstehen. Aber ich glaube es ihm nicht, ich will es nicht glauben! Meine Hoffnung ist wahnsinnig, aber ich will sie behalten!"

Schon halb in den Kleidern, rief sie ihn nochmals zurück. Von oben herab, befehlshaberisch, sagte sie:

„Auch wünsche ich von Ihnen zu erfahren, ob meine Beschwerden mit meiner Kinderlosigkeit zusammenhängen."

Der Doktor hatte verstanden, er nickte. Das hatte gefehlt; er war befriedigt.

„Zweifellos," sagte er langsam. „Aber die Mutterschaft wäre lebensgefährlich."

Er sah ihre verächtliche Miene.

„Inmitten des Rückbildungsprozesses, den Euere Hoheit durchmachen, wäre es lebensgefährlich," wiederholte er entschuldigend. Sie verlangte starren Gesichts:

„Verschaffen Sie mir Gewißheit, ob es möglich ist!"

Er ging ohne Besinnen an die unnütze Förmlichkeit. Er legte ihr sorgsam die Kissen zurecht, er prüfte sie lange und peinlich und hatte dabei das Gefühl, als stehe der alte Herzog hinter ihm und grinse. Dann richtete er sich auf und versetzte ernst:

„Madame, Sie haben nichts zu hoffen."

„Nichts mehr?"

„Nein."

Sie zögerte.

„Niemals mehr?"

„Nein."

Ihre Stimme klang plötzlich rauh, brüchig. Sie lag noch da mit erschlafften Zügen, während der Arzt hinausging.

Sie kehrte in den Salon zurück, um sich einfach zu verabschieden. Aber Barbasson sagte ihr freundlich und pflichtmäßig:

„Ich bitte die Frau Herzogin, sich keine unnötigen Sorgen zu machen. Die Lungenblutungen haben nicht die Wichtigkeit, die man ihnen beilegt. Im Bette liegen, könnte eine hypostatische Lungenentzündung zur Folge haben. Ich rate Ihnen vielmehr zu Luftbädern, Gymnastik, Märschen. In allem wäre Mäßigung zu beobachten, denn leider ist das Rückenmark bedroht. In dieser Beziehung verhehle ich nicht meine Besorgnis. Wenn Sie mir folgen wollen, Madame, so begeben Sie sich nach Riva am Gardasee und unter die ärztliche Leitung eines meiner Freunde. Der Doktor von

Männingen wird Ihnen, unterstützt durch das günstige Klima, mit ein wenig kaltem Wasser und geeigneter Bewegung in zwei Jahren Ihr vollständiges Gleichgewicht zurückverschaffen. Möge die Frau Herzogin nicht daran zweifeln," setzte er hinzu, leicht lächelnd.

Sie fuhr, um irgend etwas zu thun, an den Opernplatz und nahm ein Billet nach Riva. Sie bestieg in Desenzano den Dampfer; da erinnerte sie sich, daß an diesem See Jakobus wohne. In Maderno verließ sie das Schiff; sie fand es sehr gleichgültig, ob hier oder in Riva.

Das nahe Dorf, wo er wohnte, stand geschützt von Bergen im Halbkreis vor dem Rebengelände. Die geschlossene Masse seiner verwitterten Häuser schob gedrungene steinerne Freitreppen hinaus; darauf hockten Weiber, die Arme um die Kniee, und riefen einander an. Aus den offenen Speichern, unter den vorspringenden Dächern aus Holz, drängten sich Reisigbündel. Jakobus' Haus lehnte am Abhang zwischen Wein und Oliven. Es war ein viereckiges Bauernhaus, durch eine Terrasse, zweimal so lang wie die Fassade, im Rang erhöht.

Eine schöne Magd, schwarzhaarig, großbusig, von warmer Färbung, gab ihr den Bescheid, der Herr sei ausgegangen. Wie die Herzogin zurückschlenderte, sah sie ihn kommen zwischen zwei Männern, deren einer, kurz und dick, ein ländlicher Besitzer sein mochte. Der andere war vergilbt, hölzern und vermutlich ein Advokat. Sie umfaßte diese beiden mit demselben Blick wie ihn, und sie fand, er gehöre zu ihnen. Er hatte

keinen Bauch; er war ein wenig steif geworden, nach der Richtung des Advokaten. Er drehte sich um; sein Rücken war sogar ausgehöhlt. Aber die Gebärde mit der er über das Feld hinwies, war kräftig und zufrieden: die des Besitzers.

Als er sie bemerkte, blieb er stehen und hörte auf zu sprechen. Er hatte nur ihren Gang erkannt. Sie hob im langsamen Näherkommen den Schleier auf; Jakobus stutzte. Gleich darauf verständigte er seine Begleiter durch ein Wort; sie blieben eingeschüchtert zurück. Er kam, küßte unbefangen und ohne Überschwang ihre Hand und sagte:

„Wie freundlich, daß Sie mich aufsuchen."

„Es ist mir die Neugier gekommen, Sie noch einmal zu sehen."

„Noch einmal, Herzogin? Öfter, hoffe ich."

„Nur diesmal, da ich krank bin und Abschied nehmen muß."

„Gehn's, reden's doch nicht. Man sieht Ihnen ja nichts an."

„Sie sahen es soeben."

„Sie sind trübe gestimmt, wir haben viel durchgemacht, Sie und ich. Seitdem habe ich nur selten etwas über Sie gehört. Die Welt, wissen Sie, liegt so weit von hier. Ich gehöre ganz dem Lande. Es tröstet. Man muß nur verzichten können. Machen Sie's wie ich. Hier giebt's nichts Aufregendes, vor allem malt hier niemand."

„Man merkt es gleich," meinte sie.

„Nicht wahr?"

Er wandte sich um.

„Hier haben wir was besseres zu thun als malen, wie, meine Herren? . . Das sind meine Freunde, Herzogin: Signor Fabio Benatti und Advokat Romualdo Bernardini."

„Ganz recht, Hoheit," erklärte der Advokat, stimmlos, aber mit Schwung. „Hier heißt's rastlos thätig sein zur Vervollkommnung der Ölgewinnung sowohl als zur Hebung des Weinbaues."

„Die gebenedeite Reblaus!" seufzte Benatti.

„Wir werden sie besiegen!" verhieß Jakobus. Der Advokat krächzte begeistert:

„Haben wir doch eine Gesellschaft zu ihrer Überwachung und Bekämpfung gegründet — eine Gesellschaft mit Statuten und Verwaltung. Alles ist im besten Wege, dank der Opferfreudigkeit und Arbeitslust unseres Herrn Präsidenten . . ."

Jakobus verbeugte sich.

„Wir waren im allgemeinen ein wenig zurück," so berichtete er. „Ich habe infolge genauer Studien ein ganz neues System der Kelterung auf meiner Besitzung eingeführt."

„Sie selber?" fragte die Herzogin.

„Ich selber. Es findet Anklang. Sie werden seine Vorzüge leicht erkennen, wenn ich Ihnen sage —"

Aber Fabio Benatti rief dazwischen:

„Was wir brauchen, das sind Gemeindekellereien. Warum bleiben unsere Weine so niedrig im Preis? Weil sie keinen gemeinsamen Typus haben!"

„Die Stabilität des Typus," bemerkte der Ad-

vokat mit erhobenem Finger, „das ist die erste und unerläßliche Bedingung für die Verkäuflichkeit und den Ruf eines Weines. So lange jeder Bauer auf eigene Hand seinen Wein herstellt, ist kein stabiler Typus möglich.“

Jakobus fügte hinzu:

„Und erwägen Sie, Herzogin, daß der Wein unserer Gegend dem von Bardolino, der so viel höher bezahlt wird, in nichts nachsteht. Er ist reich an Alkohol, er kommt darin gleich nach dem von Rovigo; ich könnte Ihnen den Prozentsatz nennen. Er enthält auch eine Menge Tannin, Glykosin und überhaupt viel von den Elementen, die seine Verarbeitung auf wissenschaftlicher Grundlage erleichtern würden . . .“

Sie stützten sich alle drei auf einen Zaun und redeten. Die Herzogin ließ den Blick lässig über die Reben schweifen. Es erhob sich ein schwärzliches Kirchlein aus dem hellen Laub. Es war baufällig, verschlossen und verlassen. Aber über der Thür voller Sprünge trug die Mauer ein kaum versehrtes Bild in Traumfarben, grau und rosig: eine Verkündigung. Die zur Mutterschaft Ersehene war schüchtern, die Anmut des Engels sanft und leichtfertig. Und der Blick der Fremden blieb darauf haften. Er begann zu brennen auf diesem Bilde ihrer eigenen unmöglichen Sehnsucht an der Stirn des verurteilten Hauses.

* * *

Jakobus trennte sich endlich von seinen Freunden. Sie waren bei den Auswanderungen; der Advokat versicherte:

„Der neue Kataster wird durch eine gerechtere Verteilung der Lasten vieles wieder gut machen."

„Vertrauen wir darauf," sagte Jakobus. Der Advokat rief ihm etwas nach, er kam eilig zurück:

„Mir ist eine Idee gekommen, die die gnädigste Frau Herzogin mir nicht verübeln möge. Wenn Eure Hoheit unserer Gesellschaft beitreten — was sage ich, die Ehrenmitgliedschaft unserer Gesellschaft gütigst genehmigen würden . . ."

„Ihrer Gesellschaft gegen die Reblaus?"

„Es würde ihr sicherlich Glück bringen."

„Nicht der Reblaus," sagte Fabio Benatti, „sondern der Gesellschaft."

„Ich fühle mich geschmeichelt, meine Herren, ich nehme an. Sie werden mir dagegen die Ehre erweisen, eine Stiftung entgegenzunehmen."

Jakobus führte die Herzogin über seine Äcker, ließ sie die Trauben, die noch übrig waren, in der Hand wiegen, nannte ihr den Ertrag der Reben. Er zeigte ihr den See, als habe er ihn zu vertreten, pries seine Fische und entschuldigte ihn, weil die Aussicht nicht klar sei. Dann mußte sie seinen Hausgarten loben. Die Rosen blühten noch! Seine Hühner legten bewunderungswürdig. Er zog ein Ei aus der Spreu, bohrte es an und reichte es ihr; das gebe Kraft. Inzwischen ging die Magd umher, ein Kind auf dem Arm, und blickte aus ihren schönen, fragenden Tieraugen gleichmütig auf die Fremde.

Jakobus errötete.

„Pasqua, geh ins Haus!" befahl er.

„Warum?“ meinte die Herzogin. „Ich sehe sie gern.“

„Was wollen Sie?“ murmelte er, „das Bedürfnis nach der Frau . . . Und dann der Bub, der macht mir Freude!“

„Das ist Ihr Kind?“

„Ja.“

Nach einer Weile sagte sie:

„Sie sind glücklich. Mutter und Kind müssen Sie glücklich machen.“

Er fuhr fort, sich zu entschuldigen.

„Ich hatte die klugen Frauen satt, wissen Sie. Und die liebenden gar! Immer in einem Ungewitter von Leidenschaft stehen! . . Die Pasqua ist wundervoll geistlos. Auch denkt sie nicht daran, mich zu lieben. Sie sieht nichts, als daß ich ein richtig gewachsener, rüstiger Fünfziger bin. Auch habe ich Eigenschaften die ihr gefallen: ich trinke nicht, ich trage kein Messer. Sie thut, wozu sie berufen ist, und erwartet, daß ich sie in meinem Testament bedenke; ihre Hoffnung soll nicht enttäuscht werden. Aus dem Buben machen wir natürlich einen tüchtigen Bauern.“

„Natürlich. Er sieht sehr gesund aus. Wenn Sie ihn dann eines Tages allein lassen müssen, thun Sie es mit dem Bewußtsein, daß alles in Ordnung ist. Er wird wieder Kinder haben . . .“

„Es hat lange gedauert, bis ich eigentlich mein Herz entdeckt habe: eine gefühllose Frau, ein schönes, kraftvolles Tier. Ah! die verlangt kein Werk von mir. Gemalt wird nicht!“

„Das scheint jetzt Ihr Ruhm zu sein: nicht zu malen?"

„Ich hab' halt doch eine ziemliche Enttäuschung erlitten — seinerzeit," erklärte er, mit gutmütigem Vorwurf. „Man braucht eine Weile, um sich zu erholen."

„Nun, ich bin um Sie nicht besorgt, Sie werden sich erholen."

„Aber jetzt bitte ich Sie, Herzogin, mein ländliches Mahl zu teilen. Haben wir Carpione, Pasqua? .. Der Carpione ist nämlich der König unserer Fische. Er kommt nur im Gardasee vor. Er erschien auf der Tafel der römischen Kaiser stets mit Lorbeer bekränzt."

„Ich möchte schon, — wenn ich nur essen könnte. Ich bin ein wenig erschöpft."

Er bekam einen Schreck, sie schien ihm zu schwanken. Er griff nach ihr, gerade unter der Hausthür.

„In dieses Zimmer, Herzogin — nur ein paar Schritte. Aber was haben Sie denn? Die Reise war wohl etwas anstrengend? . Bitte hier, diese Ottomane ist sehr bequem."

Er bettete sie. Sie sah ihm zu und gedachte des Doktors Barbasson. „Immer dieselbe Gebärde um mich her: zurechtgeschobene Kissen." Matt und ungeduldig sagte sie:

„Lassen Sie. Ich möchte eine Stunde ruhen, es wird genügen. Ich fahre nachmittags weiter, nach Riva, zum Doktor von Männingen."

„Ah!“

Er betrachtete sie zum erstenmal mit ganzer Aufmerksamkeit und ohne die Sorge, sich ihr vorzuführen. Kleinlaut schlich er hinaus.

Als sie wieder zum Vorschein kam, hatte er nachgedacht.

„Herzogin haben Ihre Leute vorausgeschickt?“

„Ja.“

„Aber Sie können nicht allein reisen. Wenn Herzogin befehlen, begleite ich Sie.“

„Ich danke Ihnen.“

„Ich bin sehr gut bekannt mit dem Doktor von Männingen. Eine bessere Wahl konnten Herzogin gar nicht treffen. Er ist ein wirklicher Arzt, also von einer sehr seltenen Gattung. Eine Persönlichkeit, die auf andere übergreift, nach allen Seiten austeilend, aufrichtend, fördernd, und selber beglückt durch das Gefühl ihrer Wirkungen. Er wird Sie auf Wienerische Art mit betäubender Liebenswürdigkeit geistig vergewaltigen, daß Ihnen kein Besinnen auf Ihre Krankheit mehr freisteht. Sie werden ans Rudern, an Tiefatmungen, an Bergbesteigungen von ganzen zweihundert Metern einen Ehrgeiz wenden! Das ist gesund, das beruhigt! Erinnern sich Herzogin wohl, wie ich verbraucht, unstät, hoffnungslos, fertig war — damals? Nun, dem Doktor von Männingen verdanke ich's, daß ich heute mein Selbstvertrauen wieder habe, und Ziele und ein festes Lebensmaß.“

„Was für Ziele?“ dachte die Herzogin. „Ein gar zu mäßiges Leben!“ Sie äußerte:

„Ich habe von Riva ein wenig unbedachtsam gesprochen, ich muß mir's noch überlegen."

„Bleiben Sie bei Ihrem Entschluß! Ich rate Ihnen gut."

Er redete weiter; sie fragte sich: „Lohnt es sich denn, seine Glieder täglich so und so viele gesunde Bewegungen ausführen zu lassen — nur um der Welt nicht Lebewohl sagen zu müssen? Ich habe ja das Programm heruntergespielt, Stück für Stück, das für mich festgestellt war, schon bevor ich da war. Die drei Göttinnen haben, eine nach der andern, mein Gewand in Falten gelegt und meine Gesten geregelt, jede nach ihrem Sinne. Mein Leben war ein Kunstwerk. Soll ich meinem zerbrochenen Schicksal willkürlich etwas anstücken? . . Nein!"

„Ich habe mich entschieden, ich fahre heim nach Neapel."

„Erwägen Sie es besser, Herzogin, ich flehe Sie an! Sie beunruhigen mich mehr als ich Ihnen sagen kann!"

„Ohne Grund, lieber Freund; es geht mir nach Wunsch. Begleiten Sie mich zurück nach Desenzano!"

„Ich darf? Aber es fährt heute kein Dampfer mehr. Übernachten Sie bei mir?"

„Nein nein. Können wir segeln?"

„Segeln, natürlich, segeln! Es wird doch Wind sein?"

Er lief an die Thür.

„Paolo, ist Wind nach Desenzano? . Ja,

Herzogin, wir können! Wirklich segeln, mit Ihnen, Herzogin!"

Er war glücklich; seine Ermahnungen und seine Besorgnisse hatte er auf einmal vergessen, da er mit ihr segeln durfte. Ohne daß sie es wußte, erinnerte er sie an Nino. „Was für ein Kind!" meinte sie, zärtlich fast.

„Aber dann müssen wir gleich fort!" rief er. „Wir haben drei Stunden. Der Zug nach Mailand geht um fünf Uhr fünfundzwanzig."

„Telegraphieren Sie zuvor an den Arzt in Riva, daß ich nicht komme, und auch an Prosper, meinen Jäger. Er ist schon dort. Er soll sogleich umkehren und mir nach Mailand folgen."

Sie stiegen ein.

„Sie nehmen keinen Schiffer mit?"

„Wozu denn. Ich segele ja selber, als hätt' ich nie was anderes gethan."

„Und Linda," fragte sie plötzlich. „Die kleine Linda!"

„Ja, daß Herzogin die nicht gesehen haben, ist zu schade. Bis vor acht Tagen war sie hier. Nun wird's kühl, da ist sie in der Stadt besser aufgehoben."

„In Venedig?"

„Bei Clelia ... Mein Gott, ich mußte der armen Frau doch irgend eine Entschädigung bewilligen. Ich habe ihr Linda dagelassen. Was hat sie denn sonst. Mortœil vertrottelt, ich glaube er trinkt."

„Die kleine Linda in ihrem schweren glänzenden Kleid, wie aus Perlmutter ..."

„O, das hat sie abgelegt. Was glauben's denn, sie ist ja nun dreizehn. Ein großes Mädel."

„Hübsch gewiß."

„Na!"

Er führte die Finger an den Mund.

„Und froh?"

„Still, sehr still."

Er verstummte.

„Aber zum Anschauen —!" sagte er rasch. „Ich schau sie immer nur an und dank' ihr dafür, daß sie da ist. Zu malen brauch' ich sie nicht: drum find' ich sie so schön. Welch ein Genuß, die schönen Dinge ansehen zu dürfen, ohne ans Machen denken zu müssen! Sehen Sie diesen Nebelsee voll von gedämpften Spiegelbildern. Wie mich das früher aufgeregt hätte! Jetzt geht's mich gar nichts an — gar nichts."

„Wissen Sie, wer mich neulich besucht hat?" fragte er. „Nino!"

„Was thut er, wo ist er?"

„Er fuhr nach Genua, er will nach Amerika, im Auftrage seiner Partei. Diese Jugend! . . Seine arme Mutter ist sehr brustkrank, es wird nicht lange dauern."

„Ich weiß."

„Auch Siebelind war einen Tag bei mir. Herzogin werden ihn in Neapel treffen. Er wird ganz grau. Wissen Sie, das ist mir unangenehmer bei meinen Bekannten als bei mir selbst. Zu sehen, wie alles alt wird . . ."

„Alt? Nein. Ich wenigstens nicht. Meine Jugend und mein Leben enden auf einmal.“

„Dann sind Sie glücklich,“ murmelte er.

Es verging eine Weile.

„Ich versande,“ sagte Jakobus. „Vielmehr, ich bin schon versandet. Glauben Sie doch nicht, Herzogin, daß ich das nicht weiß. Es gelingt mir meistens, nicht daran zu denken. Aber es giebt Tage — und heute, da ich Sie wiedersehe . . . Sie sind schöner als je!“

Sie sah langsam auf ihn hernieder, der den Kopf über seinen Knieen, nach ihr hinaufstarrte. Sie schwiegen. Die Herzogin saß, steil aufrecht, am hohen Steuer. Es ward Abend. Aus der Wolkenbank hinter ihr glitten ins Wasser ein paar Rosen.

„Glücklicherweise brauche ich Sie nicht zu malen,“ murmelte er wieder.

„Es geht Ihnen recht gut so, scheint mir . . . Aber Sie bekümmern sich zu wenig um das Segel.“

„Gleich . . . Bedenken Sie aber auch, mir ist geradezu alles fehlgeschlagen. Die Pallas des Botticelli hat man jetzt wieder gefunden, wissen Sie's?“

„Ja, im Palazzo Pitti. Ich habe Photographieen nach ihr gesehen.“

„Ich bin sogar hingereist . . . Nun also, sie ist ganz anders.“

„Leider.“

„Ganz anders als meine. Nein, ich habe nie einen der Träume des großen Jahrhunderts zu Ende

träumen dürfen, zur Zeit der Minerva so wenig als später, da ich die Venus wollte."

„Sie wollten zu viel."

Es summten ihr eigene, ehemals gesprochene Worte im Ohr: „Gemacht aus den Schlünden jedes Abgrundes, aus den Sternen jedes Himmels." Gehörte auch er dazu?

„Sie waren berühmt, Sie verdienten viel, — trotzdem hat Ihre Kunst Sie nicht befriedigt. Das ist nicht gewöhnlich."

„Aber es ist ein bescheidenes Maß von Ungewöhnlichkeit."

„Allerdings."

Nein, er gehörte nicht dazu — da er sich klein machte, da er sich bescheiden konnte und ernüchtert weiterleben mochte.

Sie sagten lange nichts. Die Wellen wurden größer, ihr Boot stieg und fiel. Der See war weit wie ein Meer. Die Ufer waren verloren hinter tief ziehenden Wolken. Sie sahen kein Schiff, sie waren mit einander ganz allein.

„Man fragt, wohin Sie fahren," meinte er nachdenklich. „Verzeihen Sie, Sie sehen so aus, als müßte man fragen, — ganz weiß inmitten all dieser dunkeln Wasserdämpfe, — ganz steil auf dem hohen Hinterdeck und ganz weiß, — mit einem flachen blutroten Strich unter der Wolke gerade hinter Ihren schmalen Schultern, — ganz weiß, und die Wolke steht Ihnen eisern, wie ein Helm auf dem Kopfe."

„Ich erkenne Sie wieder," sagte die Herzogin. „Sie haben noch all Ihre Phantasie."

Er stöhnte.

„Sie können es glauben, ich habe nachgedacht in der langen Zeit. Ich dünkte mich zu gut für die hysterische Renaissance, nicht wahr? Nun, ich hatte kein Recht dazu. Die verführerischen Krankhaftigkeiten waren genau das, was ich zu machen hatte. Hätte ich sie sonst machen können? Wir sollen nie glauben etwas anderes zu können als das was wir machen; jener schmutzige Perikles hatte ganz recht . . . Wir sind heute alle auf das Kranke angewiesen. Wo immer ein Verfall röchelt, da antworten wir. Das ist unser Beruf. Ich aber vergriff mich an dem großen, gesunden Leben. Sie, Herzogin, waren damals Venus, glatt und reif. Ich wollte aus Ihnen etwas Überschwängliches machen, etwas Allumarmendes, eine zermalmende Verherrlichung. Schließlich ward Siebelinds leidende Fratze daraus. Es geschah mir recht. Ich konnte Sie malen, Herzogin, — aber das einzige Werk, das allen eine Offenbarung sein sollte, das jeder erträumt zu haben glauben konnte, und das nur ich gemacht haben würde: das gaben Sie mir damals nicht. Heute . . ."

„Heute bin ich endlich krank genug dazu."

„Herzogin, ich habe Ihnen das Bild schon beschrieben — das Bild dieser seltsamen Fahrt . . ."

„Der letzten Fahrt."

„O!"

„Sie haben sich nicht sehr beeilt. Sie kommen im Augenblick, da ich sterbe."

„Wie sterben Sie! Wie vieles stirbt mit Ihnen! Die letzte von vielen Großen! Das alles würde ich mitmalen! . . Herzogin, kehren Sie mit mir um!"

Sie antwortete nicht.

Er glitt von der Bank herab und auf die Kniee.

„Kehren Sie mit mir um!"

„Besinnen Sie sich . . . Sie haben die Segelleine aus der Hand gelassen, der Wind dreht sich."

„Steuern Sie nach links . . Herzogin, Sie müssen! Sie dürfen es mir nicht verweigern, mein Werk, mein größtes auf immer: das Bildnis der sterbenden Herzogin von Assy!"

„Das sind die eigensinnigen Worte von früher. Ich habe heute nichts mehr zu verweigern und nichts mehr zu geben."

„Dann sterbe ich mit Ihnen!"

Plötzlich legte sich das Boot tief auf die Seite. Jakobus fiel um.

„Sie haben das Segel zu hoch gespannt. Ziehen Sie es ein!"

„Warum, Herzogin? Wollen wir nicht sterben?"

„Ziehen Sie es ein, sage ich!"

Es kostete ihn Mühe; der Rand des Bootes hob sich nur schwer.

„Ich hatte es gar nicht zu hoch gespannt, ich kann doch segeln! Aber hier bei der Halbinsel . . . Herzogin, wären wir gestorben! Es wäre nun alles gut."

Sie sah ihn von ihrem hohen Sitz reglos an — bis er zu ahnen begann, wie unfaßbar fern dieser in

eine Brust verschlossene Tod ihm selber war, dem Hoffenden, der sich aus Trotz den Tod von draußen forderte. „Sie ist es zufrieden, zu sterben; aber nicht in einem zufälligen Abenteuer und nicht mit mir.“

Es ward ihm scheu zu Mut. Er sehnte sich nach einem harmlosen Wort. Bei der Ankunft rief er sehr laut nach einem Kutscher. Er wollte mit einsteigen; aber sie gab ihm die Hand zum Abschied, lächelnd und kühl.

In Genua am Bahnhof hatte sie eine Genugthuung. Sie war versucht gewesen, Nino hinzubestellen; aber sie hatte sich beherrscht. Er glaubte an das andere Mal, und das war noch nicht dieses.

Sie näherte sich in kleinen Tagereisen dem Süden. Es ward wärmer, ihr Herz schlug kräftiger. In Capua stieg sie aus — wie einst — und fuhr über Land. Das Pferd mußte Schritt gehen, die Steine am Weg bereiteten ihr Schmerzen; — aber dennoch breitete diese Luft noch so üppige Kissen ihren Sinnen hin wie damals. Der Erntetag war blau und leicht. Die Wolken, vom Winde zerrieben, schwebten nur als ein silberner Schaum im Bogen über dem Horizont. Hinter den Cypressen mit silbernen Rändern hörte sie es singen und lachen von den Flöten des Abends; sie antworteten den Flöten des Morgens. Die Erde war neu wie am ersten Tage —

„— wie im Garten, als ich Kind war und im Ginster lag. Nun steht auch die blaue, behaarte Libelle wieder vor mir in der Luft . . . Und ich selbst

bin nicht gealtert. Ich habe zu Ende gelebt; aber ich kenne keinen Überdruß, keine Verachtung. Ich hasse nichts, auch nicht den Tod."

„Dort lächeln wieder, am Abhang, meine blassen Oliven, schwach, mit ausgehöhlten Stämmen, und immer noch bereit zu dem Wunder neuer Ernten . . . Ich möchte sein wie sie; ich feiere das Leben bis zum letzten Axthieb.

„Kreist nicht in mir, mit meinem Blut vermischt, die Liebe dieses ganzen Landes? Alle seine Geschöpfe, von zu viel Sonne matt und feurig, haben mich abwechselnd entflammt und entnervt. Durch hundert Umarmungen ist es mein geworden, dieses Land. Es ist in mir: diese Sonne ist in mir, die Schwellung dieser Traube, der Staub an den Füßen dieses Armen, und jedes wunderschöne Lächeln! . . Ich bin stolz darauf! Und ich werde eine letzte Ernte feiern, gleich dem umgehauenen Ölbaum. Ich werde dieser Erde, die ich so sehr geliebt habe, alles auf einmal zurückgeben. Das ist der Tod, er ist nicht schrecklich, ich hasse ihn nicht, weil ich das Leben nicht hasse.

„Es ist weit, weit, das Gespenst im Schnee. Hier hat es keine Macht. Hier ist der Tod mild, ich kenne schon sein Lächeln. Ich weiß ja, welcher Knabe an der Wand jener Kapelle zwei Frauen voranleuchtet, mit silberner Ampel, in ein tiefes Dunkel. Ich liebe ihn, den Genius meines Todes!

„Mein ganzes Leben war eine einzige große Liebe; jeder Größe und der ganzen Schönheit habe ich meine heiße Brust entgegengeworfen. Ich habe nichts ver-

schmäht, niemand verdammt, keinen Groll gehegt. Mich und mein Schicksal habe ich gut geheißen bis ans Ende; wie könnte ich meinen Tod hassen? Er ist nichts Fremdes. Er hat Teil an meinem Leben, das ich liebe. Er ist seine letzte Geste, und ich wünschte, er wäre seine glücklichste."

* * *

Zu Hause fand sie ein Telegramm von Nino:

„Im Begriff, die Reise über das große Wasser anzutreten, sende ich dir, liebe Yolla, einen letzten Gruß aus der alten Welt."

Sie lächelte zu seinen abenteuerlüsternen Gemeinplätzen; sie antwortete ihm: „Guten Mut und auf Wiedersehn!"

„Es war ihr still und süß zu Sinn, als sie sich zur Ruhe legte. In der Nacht erwachte sie von dem gewöhnlichen Schmerz in der Herzgrube. „Es ist so wenig, ich kenne das viel schlimmer," dachte sie. Aber ihr Herz schlug wie unter einer Hülle von Angst. Sie lauschte darauf. Plötzlich setzte es aus. Sie sah mit Augen, weit offen und voll von Grauen, in die Dämmerung, und sie meinte, es spiegele sich in der fahlen Luft ihr eigenes, schreckliches Bild. Sie seufzte auf; der Puls war zurückgekehrt.

Ihre Glieder waren kalt. Sie that ein paar Schritte, da ward der Herzmuskel aufs neue vom Krampf erfaßt. Es blieb ihr keine Zeit, ihr Lager aufzusuchen, der Schmerz warf sie in einen Stuhl. Dieser Schmerz eilte zu beiden Seiten der Brust nach

dem Halse hin, das Genick hinauf und in den Kopf. Zwischen den Anfällen erhob sie sich. Das Liegen that ihr weh und ängstigte sie. Sobald sie sich setzte, zwangen Unruhe und Ratlosigkeit sie zu weinen — sie wußte nicht warum, denn sie beklagte sich nicht.

Ihre Herzkrämpfe währten drei Tage. Sie suchte, planlos durch die Zimmer irrend, nach Erleichterungen. Sie legte die Hände gefaltet auf das Genick, denn dort hatte eine drückende Beschwerde sich festgesetzt und wich nicht einmal in den Viertelstunden der Besserung. Sie weigerte sich einen Arzt zu empfangen. Sie schickte sogar ihre Kammerfrau hinaus.

Eines Abends ging die Thür auf, und darunter stand Siebelind. Er sah die Herzogin von Assy auf den Fußboden gestreckt, entstellt von Qualen. Und er schämte sich dieser Rache, die sie ihm gewährte, sie, die stolzeste unter den Glücklichen. Er blieb reglos und schlug die Augen nieder. Sie erhob sich ohne Hast und lehnte sich, fast stehend, in einen Sessel: fahlweiß in ihrem gelblichen Schlafrock, ganz schmal unter ihrem breiten, schwarzen Haar, worin die Reste des künstlichen Rot sich auflösten. Eine Hand krümmte sich am Herzen, die andere tauchte frostig in Kissen, die knisterten. Siebelind verfolgte auf ihrer Bläße die kleinen, blutigen Windungen ihres Mundes. Er wußte nicht, schuf die Angst sie oder ein Lächeln.

Er habe sehr wichtige Mitteilungen zu machen, sagte er, sonst würde er sich nicht herausgenommen haben, einzudringen. Er erklärte in Genua mit Nino

zusammengewesen zu sein. Er habe ihn bei der Durchreise in Neapel begrüßen und ihn verhindern wollen, die Frau Herzogin aufzusuchen. Er wisse, der junge Mann wäre ihr in diesem Augenblick nicht erwünscht gekommen . . . Sie sah ihn an.

„Sie wissen noch immer so gut Bescheid in fremden Seelen?"

„O, in einer in der Lage der Ihrigen! . . Nun ist gestern sein Schiff angekommen; er war nicht darauf. Ein Telegramm an ihn konnte nicht bestellt werden. Es ist etwas Rätselhaftes vorgefallen."

„Er ist irgend einem andern Einfall gefolgt. Er fährt eben mit dem nächsten Schiff."

„Wer weiß wohin sein Schiff fährt."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Verstehen Sie denn, wohin das Ihrige fährt?"

„Ach so. Sie meinen, daß ich sterbe. Das ist wahrscheinlich."

„Frau Herzogin, ich habe Ihnen etwas abzubitten."

Unter seinen Augen kamen rote Flecken hervor. Er stand gebeugt, eckig in seinem langen, schwarzen Rock, und grau an den Schläfen.

„Ich habe Sie für eine der ruchlosen Glücklichen gehalten, die nichts vermuten von den Tiefen der Leidenden. Ich muß mich geirrt haben. Der Glückliche stirbt rasch, ahnungslos wie er lebte. Sein letzter Becher war vergiftet, er wußte es nicht, und ehe er's begreift, ist er tot. Sie, Frau Herzogin, haben Zeit zu begreifen und zu schmecken! Sie müssen mit dem

Leiden bekannt sein; sonst vermiede es Sie auch in dieser Stunde ... Ermüde ich Sie?" fragte er sehr zart.

Sie antwortete freundlich, obwohl eine Angst sie folterte:

„Nein, nein."

Er sprach noch eine Zeit lang, ganz leise und mit gesenkten Lidern, von ihrem Tode, der sie läutere und verkläre. Sie meinte fast, ihr Tod verbessere zunächst ihn selbst. Er war ruhiger als ehemals, ohne ungesundes Kreischen der Gefühle. Die Hand, mit der er von ihr Abschied nahm, war nicht heiß. Er bat wiederkommen zu dürfen; sie hatte nichts dagegen.

Sie fand, als er weg war, christliche Büchlein auf ihrem Tisch und wendete ein paar Blätter um. Etwas Unbestimmtes hatte ihr wohlgethan, war wie ein nun verbotener Wohlgeruch von früher, ziemlich fade schon, bis in ihr Krankenzimmer gedrungen. Es war Liebe, wenn noch so wenig. Dieser Schwache hatte sich aufrichtig in sie verliebt, das war es. Jetzt endlich, da sie starb, fühlte er sich ihr nahe genug: er, dessen Dasein ein langes Sterben war.

Sie hörte kein Wagenrasseln unter ihrem Fenster, und sie erfuhr, das Volk selbst trage Stroh herbei. Am Abend gelangte sanftes Gezirp von Guitarren zu ihr. Sie lächelte:

„Nun lieben Sie mich. Wenn ich tot bin, werden sie weinen. „Die Arme," werden sie sagen, denn so nennen sie die Toten. Wie müssen Sie froh sein, mich einmal bemitleiden zu dürfen — dieses eine, unvermeidliche Mal."

Ihr Herz beruhigte sich endlich. Vier Tage lang litt sie nichts. Am späten Nachmittag des fünften fragte ein Diener aus dem erzbischöflichen Palais, ob Ihre Hoheit geneigt seien, den Generalvikar zu empfangen. Sie hatte noch gar nicht Zeit zu antworten gehabt, da ward er schon gemeldet.

Tamburini trat ein, rasch und wuchtig, wie vor vielen Jahren. Er war noch immer der massige, starknochige Beamte und Geschäftsmann im Priesterkleid. Seine beweglichen, klugen Augen funkelten unter schweren Lidern in dem vierschrötigen Gesicht. Kein Muskel seiner mächtigen Kiefern war erschlafft, sein Gebiß war vollständig, und die Haarsträhne die seine niedrige Stirn teilte, war tiefschwarz. Aber unter seiner Haut floß noch mehr Galle.

Der künftige Kirchenfürst stand aufgepflanzt wie vor der Front von Millionen, und in der einschüchternden Haltung eines Portiers. Hinter ihm verharrte Rustschuk. Die Herzogin lud die Herren ein, sich zu setzen. Tamburini sagte:

„Frau Herzogin, ich komme als alter Freund. Sie sind immer eine gute Tochter der heiligen Kirche gewesen. Ich kann das unmöglich vergessen, bloß weil Sie in den letzten Jahren in Irrtümer verfallen sind."

„Sie sind zu gütig, Monsignore," sagte die Herzogin.

„Ihre Irrtümer sind schwer, das gebe ich zu, und haben viel Ärgernis erregt. Aber durch eine umfassende Beichte und aufrichtige Reue setzen Sie mich

in den Stand, Sie von allen Sünden loszusprechen. Und dann haben Sie ja noch ein anderes, sehr wirksames Mittel, alles gut zu machen."

Hierauf räusperte er sich. Die Herzogin sah ihn fragend an, dann seinen Begleiter.

„Deshalb kommen wir nämlich," sagte Rustschuk.

Er blinzelte nach ihr hin, verschwommenen Blicks, schaudernd und begehrlich. Da lag sie und starb, immer schön und jung, da sie ja eine Herzogin war — und er hatte sie nicht besessen! Er stammelte nochmals:

„Deshalb kommen wir nämlich."

Sie verstand.

„Ah! das Geld. Sie wollen Geld?"

„Herr von Siebelind," erklärte Tamburini, „hat mir auf meinen ausdrücklichen Wunsch berichtet, wie er Sie gefunden hat, liebe Tochter. Sie seien sich über Ihren Zustand klar," sagte er, „und ertrügen ihn christlich. Da durften wir keine Zeit verlieren, um so mehr, als der bewährte Vertreter Ihrer weltlichen Interessen, unser Freund der Herr von Rustschuk, uns wissen ließ, daß Sie bisher keinerlei Verfügungen getroffen haben."

Hierauf warf er dem Finanzmann einen Blick zu.

„Herzogin," stammelte Rustschuk, rotviolett, „Sie wissen selbst, daß ich Ihr Vermögen gut verwaltet habe . . . Es mag sein, daß ich meinen Vorteil dabei gefunden habe, wer leugnet das. Sicher ist nur, daß kein anderer, und sei es der unbequemste Tugendheld, Ihnen solche Summen hätte beschaffen können wie ich!"

„Weil keiner so geschickt ist," erklärte Tamburini.

„Daher," behauptete Rustschuk, „werden Hoheit mir glauben, wenn ich Ihnen sage: das beste ist, Sie vermachen alles der Kirche. Mir kann es ja gleich sein, aber ich rate Ihnen dazu."

„Der Kirche?" meinte sie erstaunt. „Nun ja, warum nicht ebensogut der Kirche."

„Schon wegen der ewigen Seligkeit," sagte der Finanzmann. „Und noch aus andern Gründen."

„Das künftige Leben, meine Tochter, ist eine hochwichtige Sache!" stieß der Vikar polternd hervor.

„Mir hat das gegenwärtige genügt," sagte die Herzogin schlicht. „Und ich habe es wichtig genommen."

„Wir Christen legen nur auf die Ewigkeit Wert," bekannte Rustschuk mit Überzeugung. „Dieses Leben erfüllt uns zu wenig Wünsche."

Und sie sah sein ungestilltes Verlangen trüb aufflackern.

„Sie wissen so wenig anzufangen mit dieser kurzen Spanne Zeit, Sie Christen," sagte die Herzogin, und ihre Bemerkung wunderte sie tief, „— und Sie vermessen sich, mit Ihrer Person die Ewigkeit auszufüllen?"

„Diese Philosophie werden Sie bitter bereuen, liebe Tochter!" rief der Vikar drohend. „Statt Ihre Sache durch billige Lästerungen zu verschlimmern, machen Sie lieber, wie man Ihnen rät, Ihr Testament zu Gunsten der heiligsten Kirche, damit Sie doch etwas zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen haben. Sie

können es im nächsten Augenblick brauchen — an dem Ort, wohin Sie gehen."

„Dort — ich weiß schon, was ich dort sagen werde zu meinem Ruhm. Ich werde sagen, ich habe Sie, Monsignore, durch meinen Jäger hinausbringen lassen. Und wer weiß, vielleicht werde ich's wirklich gethan haben."

Darauf geriet Tamburinis herrische Haltung ins Wanken. Er stotterte etwas Bescheidenes. Rustschuk murmelte peinlich betroffen:

„Herzogin sind strenge, man wagt nicht mehr —"

„Wagen Sie nur," sagte sie seltsam lächelnd.

Er lehnte sich zurück. Sein Stuhl rückte hin und her, so sehr schlotterte er. Er begehrte sie; mit Grauen vor dem Tode und die Sinne gepeitscht von seiner Gegenwart, begehrte er sie, noch auf diesem Bette. Er würde der einzige sein, den an ihrem Sarge das unwiderrufliche Bedauern zermalmen würde. Er allein hatte sie nie besessen. Und sie starb!

Sie saß tief zurückgelehnt, ganz hell, und das Gesicht in den dunkeln Polstern ihres Haars. Die Brauen waren hervorgearbeitet aus den eingesunkenen Schläfen, die Augen umspannt von dem vielfach gefältelten Schatten der Nasenflanken, — und über den engen Sattel des schmalen, durchsichtigen Knochens hinweg, fast horizontal, schlich ihr Blick herbei, müde zum Erlöschen.

Dennoch demütigte er ihre beiden Zuschauer. Sie haßten sie dafür; aber sie erwarben auch jetzt nicht das Recht, sie zu bedauern. Ihr blieb die Schönheit

des letzten Abendlichts. Einen roten Fleck spiegelte die schräge Sonne unter ihren linken Nasenflügel. Das Kinn bog sich von unten, weich und gepolstert, eine letzte Verführung. Die Zähne blinkten, feucht und weiß. Hinter ihrem blaß violett beschatteten Fleisch und seiner mattweißen Gewandung stand ein rotgelbes Kissen, auf der Mauer und ihrer scheinend gelben Seide.

Aber das Sprechen hatte sie erschöpft. Sie fühlte ihren Herzmuskel sich aufs neue zusammenziehen. Ihre Fußspitzen brannten auf einmal vor Kälte. Sie klingelte und ließ sich die Kniee in Decken wickeln.

* * *

Tamburini sah nicht ein, warum er sich von dieser Todkranken einschüchtern lasse.

„Haben Hoheit irgendwelche Einwände weltlicher Natur?“ fragte er. „Sie besitzen keine Familie, niemand, dem Sie diese große Anzahl von Millionen könnten zuwenden wollen . . . All das Geld!“ sagte er, mit vollen Backen.

Sie sann. Nino? Der Reichtum würde ihn zu früh zerstören. Die kleine Linda? Was brauchte sie, die so still und kühl in sich ruhte. Wer also? Sie erwiderte:

„Ich habe nichts dagegen — und nichts dafür.“

„Geben Sie's nicht der Kirche,“ äußerte der Vikar, „so verfällt alles dem dalmatinischen Staat.“

„Ja, dann kriegen wir's,“ bestätigte Rustschuk.

„Hoheit sehen, wie uneigennützig ich Ihnen rate. Nur wegen Ihres Seelenheils."

„Und nicht, weil Sie ein Geschäftsmann der heiligen Kirche sind? Der größte Bankier der Christenheit?"

„Hoheit verkennen mich. Ich denke nicht an so kleinliche Vorteile. Wollen wir den weltlichen Gesichtspunkt einnehmen? Dann urteile ich als Staatsmann und finde, daß das — wie soll ich sagen, freie Leben Euerer Hoheit eine Sühne verlangt vor der Öffentlichkeit. Das Vertrauen in die bestehende Gesellschaftsordnung müßte eine bedenkliche Erschütterung erleiden, wenn eine Dame in der ungewöhnlichen Stellung Euerer Hoheit, hoch betitelt und überaus kapitalkräftig, nicht wenigstens angesichts des Todes einen wohlgesinnten Gebrauch von ihren großen Mitteln machte."

Er sprach sehr rasch, den Mund scheu gesenkt bis auf das fallende Fett seines Halses, und mit kleinen schwachen Armbewegungen. Tamburini deklamierte um so unbefangener.

„Alles: die Verhältnisse sowohl als die göttlichen und menschlichen Pflichten, und nicht zuletzt der eigene Vorteil weist Euere Hoheit darauf hin, Ihre Besitztümer Ihrer heiligen Mutter, der Kirche, zu vermachen. Auch habe ich schon den Notar bestellt. Soll er eintreten?"

„Der Kirche oder dem Staat," wiederholte sie. „Er ist mir eigentlich ebenso sympathisch."

„Wenn ich statt dessen —"

Sie legte die Wange auf die Handfläche. Sie blinzelte aus halb geschlossenen Lidern und aus der goldigen Tiefe all ihrer nie abdankenden Liebe nach den beiden apokalyptischen Tieren, die ihre letzte Stunde ihr vorgaukelte.

„Wenn ich drei große Vermächtnisse machte. Eines für die Freiheitskämpfer aller Völker, und für die Seltenen zwischen den Völkern, die den Geist befreien. Das zweite für Kunstwerke, die verschwenderischen Träumen gleichen, und von denen der Bürger nichts wissen kann, also eben für Kunstwerke. Das dritte für wunderbare Inseln der Lust, wo Menschen ohne Not und beinahe ohne Sehnsucht vergessen dürfen, daß es einen Staat, eine Kirche, und eine Menschheit giebt, die leidet."

„Herzogin werden es nicht wagen! . ." befahl Tamburini barsch, und brach in Drohungen aus. Rustschuk behauptete, solch ein Testament sei anfechtbar. „Deshalb," erklärte er, „weil man glauben würde, eine allzu zügellose Seele habe hier in Wahnsinn geendet."

Sie hörte nichts. Ihre leisen Traumworte hatten sie erregt bis zum Aufschreien. Da zerriß sie ein neuer Schmerz, vom Rücken nach dem Magen. Der Krampf ergriff den Magen; das Herz zuckte und flog. Sie fuhr auf, mit einem Stöhnen, und setzte sich wieder.

Die beiden verstummten plötzlich. Sie sahen auf der Stirn der Geängsteten den Schweiß ausbrechen, ihre Lider zuklappen, und ihre Züge erschlaffen. Das

Gesicht dieser Frau, die ihnen noch eben Scheu und Begierde eingeflößt hatte, war jäh ausgewechselt gegen die verfallene Maske einer ohnmächtigen Verlebten. Rustschuk heulte rauh auf. Der aufgebrachte Priester verfiel ohne Übergang in Weihe. Er nahm ihre Hand, er fand sie eisig und einen kleinen fadenförmigen Puls an ihr, der aussetzte.

„Meine Tochter, verzage nicht. Die Barmherzigkeit wacht über dir. Siehe, der Tod naht dir als Erlöser."

Sie schien zu erwachen; das Leben trat hinter ihr Gesicht wie eine Flamme.

„Nicht als Erlöser," sagte sie undeutlich.

Sie wollte ihn nicht als Erlöser, nein, als Geliebten — ihn, die letzte Verwandlung ihres Lebens, in der Vollkraft seiner Schmerzen! . . Sie wand sich auf dem Rücken hin und her, sie kämpfte vergebens um ein Wort. Sie fühlte den ganzen Mut ihrer Seele auf ihre Lippen stürzen. Und ihren tiefen Qualen entstieg, unhörbar, aber blitzend wie Vogelflug aus der Nacht von Klüften, ein äußerstes Bekenntnis zu dem großen Leben und seiner Unerbittlichkeit.

„Sagten Hoheit etwas?" fragte Tamburini.

Plötzlich riß sie die Decken von sich, rang sich empor, machte zwei Schritte, schrie laut auf. Der Schmerz entrückte sie. Sie legte sich mit der Herzgrube auf eine Stuhllehne. Gleich darauf stand sie, steil aufgerichtet, und als ob sie lauschte. Ihr Gesicht färbte sich bläulich. Dann begann sie zu keuchen; der Atem kehrte wieder. In der Minute als er aus-

geblieben war, hatte sie gedacht: „Also auf diese Weise, — und so schnell."

* * *

Nein, es kam nicht schnell. Sie schleppte sich an ihr Lager zurück, sie ließ sich betten. Nana legte ihrer Herrin, die würgte und sich erbrach, Dampfkompressen auf. Rustschuk war vom Schrecken ins Vorzimmer gescheucht, wo er jammerte und plapperte. Es war voll von Leuten, die auf ihren Augenblick warteten.

Tamburini schloß die Thür des Krankenzimmers hinter sich und erteilte Befehle.

„Ist der Notar da? . . Gut, Cavaliere Muzio, die Frau Herzogin wird sogleich Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Sie hat uns ihren Willen kundgegeben. Nur ein wenig Ruhe brauchen Ihre Hoheit, die Unterredung hat sie angegriffen . . . Ärzte! Sind keine da? Was für eine Nachlässigkeit. Girolamo, Antonio, ihr lauft nach Ärzten. So viele wie möglich, hört ihr! Professoren!"

Der Vikar vervielfältigte sich. Er nahm einen Priester in die Ecke oder ergriff einen der Herren am Knopf, die mit dem Hut auf dem Kopf und in der Hand ein offenes Notizbuch, zwischen den Gruppen hindurchschlüpften. Neugierige von der Straße quollen durch die unbewachten Thüren des Sterbehauses. Die Treppe summte von Stimmen. Durch das wirre Hin und Her brachen Tamburinis Boten sich eine schwarze und zielbewußte Bahn.

„Filippo, ehe ich's vergesse: nach Santo Stefano!

Der Pfarrer soll mit den heiligen Sakramenten kommen! Es ist nur für alle Fälle, wir werden es, so Gott will, nicht nötig haben, die Frau Herzogin erholt sich!"

„Da sind Sie!" rief er einem eleganten Herrn entgegen. „Sie können im ‚Mattino' schreiben, daß die Frau Herzogin die Hälfte ihres Vermögens der Stadt Neapel vermacht, die andere Hälfte den Armen. Ein namhaftes Legat erhält der heilige Vater."

Er schob Rustschuk und den Notar gegen eine Wand.

„Das macht sich besser," raunte der Vikar. „Wenn die Thatsache vollendet ist, erfährt man sie noch früh genug."

Rustschuk trocknete sich wortlos die Stirn. Er war fahl und fürchtete umzufallen. Aber Muzio, ganz gelb in seinem blanken Röckchen, lächelte abgefeimt.

„Ich kenne die Dame," sagte er mit spaßhaften kleinen Verrenkungen. „Man darf mit ihr nicht allzu viele Umstände machen. Sie ist eigensinnig, Monsignore glauben nicht wie sehr. Man sollte ihr zum Heil ihrer Seele die Hand führen bei der Unterschrift."

„Das ist Ihre Sache," entschied der künftige Kirchenfürst barsch. „Wir wissen nichts davon . . . Hätten wir nur nicht so viel Zeit verloren. Die Kranke entfernte sich immer wieder von dem Gegenstande, auf den es ankommt. Es handelt sich doch um all das Geld!"

Muzio legte ihm nahe:

„Wenn Monsignore einmal nachsehen würden. Gewiß hat sie sich schon gebessert. Das geht rasch bei ihr, ich kenne sie."

„Sie haben recht, Muzio."

Der Vikar schritt schnell und gnädig durch die auseinander weichende Menge.

„Die Kranke verlangt nach mir," erklärte er laut.

Aber vor der verschlossenen Thür stand ein breitschultriger Alter in der Uniform eines Jägers, und die Reitpeitsche in der Hand.

„Öffnen Sie," befahl der Vikar. Der Jäger sagte ruhig:

„Es tritt niemand ein."

„Ich bin der Generalvikar."

„Ich kenne Monsignore. Es tritt niemand ein, die Frau Herzogin leidet."

„Du willst nicht?" fragte Tamburini und erhob die Hand.

„Nein."

Und Prosper salutierte mit der Peitsche.

Man entrüstete sich, der Jäger wurde umdrängt und verteilte Stöße. Der Vikar rief seine Diener herbei. Es waren schwarz gekleidete, beschauliche Menschen mit friedevoll rasierten Lippen, und wußten mit dem harten Greise nicht umzugehen. Einer bekam einen Hieb übers Gesicht, darauf legten die andern sich Zurückhaltung auf.

„Da ist der Arzt!" rief man von hinten. Ein kleiner magerer Sechziger hastete wichtig herbei, in

hellem Anzug, mit gefärbtem Schnurrbärtchen, und zappelnd vor Jugendlichkeit.

„Die Frau Herzogin hat mich befohlen?“ rief er in der Fistel. „Natürlich, wenn die Frau Herzogin die Hilfe der Wissenschaft braucht, bin ich der einzige, an den sie denkt. Ich habe Ihrer Hoheit ja schon einmal das Leben gerettet. Mit Gottes gnädigem Beistand, Monsignore, wird es auch diesmal gelingen.“

Der Vikar faßte ihn am Rockaufschlag.

„Doktor Giaquinto,“ flüsterte er, „es handelt sich darum, das Leben der Frau Herzogin um eine Stunde zu verlängern. Hören Sie, um eine Stunde. Das übrige ist für Gottes und seiner heiligen Kirche Zwecke nicht von Belang.“

„Wenn ich's zehnmal wollte, die ärztliche Kunst kann nicht weiter reichen als Gottes Wille,“ versicherte der Doktor.

Aber Rustschuk wälzte sich, schwankenden Bauches, an den Arzt heran. „Thun Sie das Unmögliche, überbieten Sie sich, Doktor, erhalten Sie die Herzogin am Leben!“

Er flehte, mit gerungenen Händen. Das Testament kümmerte ihn nicht. Er hatte nur den einen inständigen Wunsch, sie möge leben. So lange sie lebte, blieb ihm die Hoffnung, sie auch noch zu besitzen, wie alle andern.

Tamburini herrschte den Jäger an.

„Den Arzt werden Sie wohl einlassen.“

Prosper klopfte an die Thür, ein Spalt ging auf. Nana antwortete nach einer Weile, wenn der

Doktor etwas gegen Asthma habe, dürfe er eintreten.

„Asthma bloß?“ rief Giaquinto und erhob frohlockend beide Arme gegen die Versammlung. „Asthma ist ja meine Spezialität! Und Stramonium-Cigaretten trage ich immer in der Tasche! Die Wissenschaft ist wohl ausgerüstet!“

Er glitt hinein. Jemand hatte einen Fuß in den Spalt geschoben, zu seiner Beseitigung mußte Prosper einen Ringkampf bestehen. Inzwischen krochen die Leute mit den Notizbüchern ihm zwischen den Beinen durch, um zur Thür zu gelangen. Sie ward von innen geschlossen. Aber noch immer umtobte Aufruhr den Jäger; er hieb mit der Reitpeitsche um sich.

Ein Herr im dunkeln Überzieher, sehr bleich, mit roten Flecken unter den Augen, gab einen Seufzer von sich und taumelte gegen Prospers Schulter. Der Alte versuchte ihn auf einen Stuhl zu setzen; aber Siebelinds Glieder waren nicht zu beugen. Er stand mit geschlossenen Augen, kalkweiß, und antwortete nicht. Endlich, mit einem zweiten Seufzer, wachte er auf. Es war rings umher ganz still geworden. Noch sehr verwirrt, ohne zu wissen wo er war, lallte Siebelind:

„Das kommt zuweilen vor, seit der dummen Geschichte damals mit Lady Olympia.“

Er besann sich:

„Um des Himmelswillen, ich muß hinein zu ihr, ich habe ihr etwas von höchster Wichtigkeit zu sagen.“

„Später,“ entschied der Jäger.

„Wenn die Herzogin wüßte, von wem ich Nachricht bringe, keine Sekunde würde sie leben wollen, ohne mich zu hören."

Prosper benutzte den Augenblick der Ruhe, um den Knopf einer Klingel zu erreichen. Der Thürhüter zeigte sich endlich mit zwei Lakaien. Der Jäger gab ihnen seine Anweisungen, und sie begannen den Gästen durch Wort und That zu verstehen zu geben, es werde Nacht, man schließe das Haus. Ein paar hohe Hüte rollten dabei die Treppe hinab, einige kleinere Einrichtungsgegenstände wurden unter den Röcken von Besuchern hervorgezogen.

Schließlich lagen die Gemächer menschenleer und im Schatten. Siebelind saß im Vorzimmer unter einem Fenster, die Hände gefaltet mit spitzen, rötlichen Knöcheln, und wiederholte sich unter trockenem Schluchzen:

„Ich werde sie niemals mehr sehen — sie, und ihr schönes Leiden. Ich darf nicht Teil daran haben . . ."

Rustschuk, ihm gegenüber, quoll und tropfte von Thränen. Tamburini stand aufgepflanzt in der Mitte und horchte, die Arme gekreuzt, nach dem, was drinnen der Doktor redete, hinter der Thür, die Prosper reglos bewachte. Der Notar Muzio reckte in seinem bescheidenen Versteck den gelben Hals lang aus und nickte zu allem, wie ein schmutziger und weiser Vogel aus der Höhe.

* * *

Ehe der Doktor eintrat, hatte die Herzogin schon den Augenblick von Schwäche bereut, der sie verleitet hatte, ihn zu rufen. Sie winkte ihm zu gehen; er mißverstand sie.

„Herzogin sind zu gnädig. Ja, ich werde mir erlauben, diesen Sitz einzunehmen und ihn erst zu verlassen, wenn meine Kunst Eure Hoheit vollkommen gesund gemacht hat . . . An Asthma leiden Hoheit, wie ich sehe. Das Atmen ist erschwert und tönend. In die Hände welches Pfuschers mögen Hoheit nur geraten sein? Welcher Ignorant hat Sie so zugerichtet?"

Er horchte. Die Kranke schob aufgeregt den Kopf durch die Kissen. Sie brachte ein Wort hervor.

„Wie? Das Rückenmark? Hoheit sollten sich keinen Einbildungen hingeben. Was hat denn ein gewöhnliches Asthma mit dem Rückenmark zu thun, frage ich. Hoheit als Laie können darüber gar nicht urteilen. Die Wissenschaft wird nach ernstlicher Prüfung zweifellos etwas ganz anderes herausbekommen . . . Wie? Der Doktor Barbasson in Paris? Also das ist der Nichtskönner, der mir das Vertrauen Eurer Hoheit abgeschwindelt hat! Habe ich der Frau Herzogin nicht schon einmal einen wichtigen Dienst erwiesen? Habe ich Ihnen nicht in einem Augenblick gefährlicher Erschöpfung eine wohlthätige Haft verordnet? In kürzester Zeit waren Sie hergestellt. Hätten Eure Hoheit sich auch diesmal meiner Kunst überlassen: ich bin überzeugt, daß es heute mit Eurer Hoheit nicht so stände, wie es steht . . . Denn Herzogin dürfen sich

nicht in Täuschung wiegen, es steht schlimm. Das sehe ich ohne weiteres mit dem Scharfblick der Wissenschaft. Um zu erfahren, wie schlimm es steht, werde ich eine genaue Untersuchung vornehmen."

Er zog die Handschuhe aus. Der mühsame Widerspruch der Kranken ging unter in seinem Gekreisch. Sie zuckte und rang nach Luft. Nana mußte ihm helfen, ihre Herrin zu entkleiden. Sie richteten sie auf. Die Herzogin wandte das Gesicht weg. Ihre Büste stand wie aus Porzellan, in scharfen Flächen und erhöht durch grellweiße Lichter, in dem zurückgleitenden Linnen. Man hob ihr den Arm empor und deckte darunter die magere, dunkle Grube auf.

„Die Glieder sind eiskalt," so stellte Doktor Giaquinto fest. „Kein Puls daran zu fühlen; höchst sonderbar. Die Wissenschaft wird die Erscheinung aufklären. Der Unterleib ist schmerzfrei, auch bei Druck. Also in der Herzgrube sind wir empfindlich? Herzzittern haben wir? Und der Schmerz erstreckt sich über die linke Schulter und den linken Arm? Aha . . . Wie? Auch im Rücken thut es weh? Dort dürfte es durchaus nicht wehthun! Es ist doch nur Asthma! Ich leugne, daß es mit dem Rückenmark im geringsten etwas zu thun hat! Wir werden sehen, die Empfindlichkeit ist eingebildet, einfach hysterisch . . ."

Er strich mit seiner hornigen Hand das Rückgrat hinab. Die Herzogin schrie auf; der Schmerz gab ihr plötzlich den Atem zurück.

„Lassen Sie mich! Nana, das Fenster öffnen!"

„Nicht öffnen!" rief der Greis und betupfte sein

luftiges Seidenhemd. „Es weht eine starke Tramontana. Die Frau Herzogin wird sich erkälten."

Sie betrachtete ihn flüchtig.

„Nana, hilf dem Herrn seinen Mantel anlegen."

Sie nahm ein paar Züge der kalten Luft.

„Der Kopf ist unbenommen," sagte der Doktor. „Es wird sich machen, nur keine Angst. So lange ich da bin, geschieht Eurer Hoheit nichts. Da habe ich gewisse Cigaretten, denen hält kein Asthma stand."

Sie erkannte erst jetzt: „Ah! Tamburini schickt ihn." Sie sagte:

„Sie wollen mir Opium geben? Aber ich habe keine Zeit, mich betäuben zu lassen. Gehen Sie!"

„Wie? Eure Hoheit verweigern die Wohlthaten der Wissenschaft? Eure Hoheit thun sehr unrecht. Man wird leider annehmen müssen, daß Eure Hoheit nicht mehr die Kraft besitzen, über sich selber zu bestimmen. Man wird Sie gegen Ihren Willen retten müssen. Mußte ich das nicht schon einmal?"

Er entzündete ein Wachskerzchen und hielt eine Cigarette in die Flamme. Der Rauch schlug der Kranken ins Gesicht, sofort sank sie zurück, laut röchelnd. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, Nana stürzte zur Thür.

„Prosper!"

Der Jäger erschien auf der Schwelle; er ließ drei Herren eintreten. Der Doktor Giaquinto erwartete sie mit würdiger Zurückhaltung. Sie waren alle drei jünger als er, und sie waren Professoren der Universität. Man hatte sie aus den Theatern geholt.

Im Krankenzimmer waren Sie auf einmal steif wächsern, unnahbare Würdenträger des Nichts. Neben ihnen deuchte der Herzogin ein Giaquinto liebenswert. Er war immerhin Mensch.

„Zunächst," sagte Giaquinto, die Rechte in der Weste, „leugne ich mit aller Entschiedenheit, daß der Zustand der Kranken vom Rückenmark ausgeht. Sollten die Herren Kollegen das Gegenteil befinden, so ziehe ich mich sofort zurück."

Er geleitete die drei an das Lager. Sie ließen sich, über die zu Untersuchende gebeugt, wortlos die Symptome berichten. Sie waren Idole, denen die Krankheiten zugeschleppt wurden wie scheußliche Mahlzeiten: sie rührten sich kaum. Am Ende sahen sie sich an, und einer sprach für alle die Worte, gegen die es keine Berufung gab.

„Die Frau Herzogin leidet an Brustkrampf, Asthma cardiacum, krankhafter Erregung der Herznerven, hervorgerufen durch Rückenmarksreizung, Irritatio spinalis primaria. Im ganzen Lauf der Rückenwirbel haben wir die größte Empfindlichkeit gegen die leiseste Berührung, besonders der Herzgrube gegenüber. Insgesamt das Bild eines hysterischen Krampfzustandes, doch ohne nachweisbare entzündliche Erscheinungen. Thun Sie die Cigaretten weg, Herr Kollege, sie sind zwecklos. Wir nehmen eine Ableitung vor, durch ein Seifenbad."

Doktor Giaquinto senkte den Kopf. Schließlich verlangte er, wenn man schon auf die schmerzhaften Rückenwirbel wirken wolle, einen tüchtigen Blasenzug.

„Noch besser, den Rücken mit Bürsten bearbeiten! Haha! Sie sollen sehen, es hilft alles nichts. Denn es ist eben gar nicht das Rückenmark!“ rief der Alte, klagend vor Eigensinn.

Man hörte gar nicht auf ihn. „Sorge für ein Seifenbad!“ sagte einer der Herren zu Nana. Aber die Kammerfrau stand ganz erstarrt von so viel kalter Schicksalsmacht, mit ausgebreiteten Armen vor ihrer Herrin.

„Die Frau Herzogin haben mir befohlen,“ stotterte sie, „man soll die Frau Herzogin in Ruhe lassen. Die Frau Herzogin brauchen keine Hilfe.“

Giaquinto riß den Mund auf und hob die Arme. Aber die drei verharrten unbeteiligt, in lebloser Erhabenheit, wie Idole, denen die Schlachtopfer ausblieben. Unerwarteter Weise kehrten sie um und traten in ihren Winkel zurück, als trüge man sie wieder in ihren Tempel. Der Sprecher erklärte:

„Wir werden nichts ohne den Willen der Patientin unternehmen. Wir werden warten. Die Kranke hat Augenblicke, wo das Asthma durch einfaches Herzklopfen ersetzt wird — wo sie naturgemäß Mut faßt und sich einbildet, das ärztliche Eingreifen entbehren zu können . . . Aber es treten schon allgemeine Krämpfe ein. Die Krämpfe des Zwerchfells und der übrigen Respirationsmuskeln nehmen zu an Heftigkeit und Dauer. Wir haben Krämpfe der Stimmritze mit Erstickungsgefahr und Cyanose . . .“

„Sehr wahr!“ krähte Doktor Giaquinto und rieb sich ingrimmig die Hände. „Ganz blau ist sie! O, sie

wird sich nicht mehr lange sträuben! Sie wird der Wissenschaft nicht mehr lange Widerstand leisten!"

In der Thür erschien Prosper, er hielt einen Briefteller. Er schlich bis vor die Füße seiner Herrin, legte die Hand an die Hosenstreifen und wartete, ob sie ihn hören könne. Es war still im Zimmer; nur der Atem der Herzogin pfiff, ein dünnes, oft unterbrochenes Rinnsal von Luft, durch ihre Kehle, stockte, kehrte wieder, versagte ganz und entlud sich auf einmal und mit Rasseln, indes der Hals der Erstickenden, angstvoll sich windend, den scharfen Umriß seiner Muskeln hinhielt.

Der Jäger schluckte hinunter.

„Frau Herzogin verzeihen," meldete er stramm, „es ist ein Packet mit einem Bilde da, es kommt aus Maderno . . . Und dann ein Brief, wenn Hoheit gestatten, der Absender steht auf der Rückseite, es ist Frau Gina Degrandis."

Sie hob den Kopf; niemand hatte es gehofft, denn sie schien auszuatmen.

„Was wollte man mir geben?" sagte sie klar. „Ein Seifenbad? Also schnell."

Nana eilte hinaus.

„Wie lange Zeit werde ich haben?" fragte sie noch, und sank zurück, zuckend vom Krampf.

Giaquinto frohlockte.

„So lange Eure Hoheit belieben. Nur die Aussprüche der Wissenschaft müssen Sie achten."

Er lief ins Vorzimmer, den Professoren voraus.

„Die Frau Herzogin ist gerettet, sie bekommt ein Seifenbad!“

„Ist kein Journalist da?“ fragte einer der Professoren.

„Dieser elende Jäger hat alle hinausgeworfen,“ sagte Tamburini.

Als man wieder hinsah, war der Professor fort. Ein anderer äußerte bitter:

„Ich verzichte gerne auf die Presse. Es liegt mir gar nichts daran, daß man erfahre, ich habe dabei gestanden, als eine Herzogin starb.“

Und er schritt aufrecht hinaus. Der Sprecher sagte:

„Ich thue meine Pflicht, ich komme wieder, in dreiviertel Stunden. Länger als eine Stunde wird die Patientin nicht leben.“

Doktor Giaquinto wartete bis die Thür sich geschlossen hatte. Dann geriet er in Aufruhr.

„Diese hochnäsigen Besserwisser! Wollen einen alten Praktiker belehren! Erst diagnostizieren sie Krankheiten die ein Pferd umbringen, und dann wollen sie sie mit ein bißchen Seifenwasser beseitigen.“

„Sagen Sie die Wahrheit, Doktor, wie lange Zeit hat die Kranke?“

„Ich bin ein ehrlicher Mann . . . Excellenz, belieben doch bitte nicht so schrecklich zu heulen!“ schrie er dem fassungslosen Rustschuk zu. „Ihre Hoheit werden morgen beim Frühstück ihr Testament unterschreiben.“

„Ist das Ihre Überzeugung?“

„Lassen wir die Frau Herzogin zur Sicherheit schon um drei Uhr frühstücken. So lange erhalte ich sie Ihnen und der heiligen Kirche, oder machen Sie mit mir was Sie wollen, Monsignore! Ich gebe ihr Moschus und Opium, ich spritze ihr Äther ein, bis sie tanzt und singt!"

„Es wäre ein großes Unglück," erklärte der Vikar schlicht, „wenn die arme Frau nicht mehr dazu gelangte, ihre Seele zu retten, und wenn der Kirche das Geld entginge — all das Geld!"

„Ich würde auch gewünscht haben," klagte Rustschuk, „sie hätte ihr Geld vernünftig verwendet, wenigstens nach ihrem Tode."

„Sie wird es ja thun, meine Herren," rief der Doktor.

„Sie wird es nicht thun," entschied Siebelind unhörbar. „Wenn sie all ihr Leiden und ihre Demütigung durch ein christliches Testament bekräftigte, es wäre schön. Sie wird es nicht thun. Ich habe alles in allem nie und nirgends einen Heiden gesehen, wie diese Frau einer war."

„Drum wird man mit ihrem Vermögen die Heiden bekehren," sagte Muzio, der daneben stand, den Finger weise erhoben.

„Und die wundervolle Grabrede, die ich dieser großartigen Bekehrten gehalten hätte!" versetzte der Vikar, die Arme gekreuzt, die Stirn gesenkt. „Ich hätte gesagt —"

„Das Krankenzimmer ist abgeschlossen," zischte der Doktor, heftig erbittert. Er klopfte mit allen Knöcheln.

Prosper öffnete einen Spalt; er erklärte ziemlich höflich:

„Die Frau Herzogin sind vom Bade sehr erschöpft, sie haben Schlummer und ersuchen die Herren um eine Stunde der Ruhe. Hernach werden sie den Herrn Arzt zu sich bitten."

Und er schloß die Thür.

„Sind wir sie los?" fragte die Herzogin ihn. „Dann gieb her, Prosper."

Im Vorzimmer sahen Tamburini, Muzio und der Doktor einander in die Augen: „Es ist nichts zu machen!" Darauf gab der Vikar ein Zeichen, sie knieten hin, alle drei in einer Reihe, und jeder lehnte die Handflächen zusammen. Siebelind warf sich hinter sie zu Boden, mit schauriger Begeisterung. Rustschuk ließ sich unter feuchten Seufzern mühsam nieder. Der Vikar sprach eintönig und schallend:

„Heiligste Jungfrau Maria, wir bitten, daß durch deine Hilfe diese arme Seele in der letzten Stunde den Weg der Gnade finde."

* * *

Sie hatte, um von den Eindringlingen nichts hören zu müssen, ihr Ruhebett in das nächste Zimmer tragen lassen. Es war ein Saal, den viele Säulen stützten und weite Mosaiken beglänzten.

Sie lag mit dem Rücken hoch gebettet, die Gliedmaßen vom Bade erwärmt, mit schnellem, sehr schwachem Puls; und sie hielt sich ganz still, in der Sorge, diese leise, schmerzlose Ermattung, die das letzte Stück be-

sonnenen Daseins war, für die kommende halbe Stunde zu ersparen. Nachher, das fühlte sie voraus, kam das plötzliche Versinken . . . Und es gab noch zu thun.

„Gieb her, Prosper."

Der Jäger reichte ihr den Teller mit Briefen. Jakobus meldete ihr ohne weiteres die Absendung ihres Bildes.

Gina schrieb von Genua aus dem Hospital. Sie sterbe mit ihr. „Nino geht uns voran. Ich bin herbeigeeilt, um, selber verurteilt, seinen letzten Atem mit meinen Lippen zu empfangen. Könnte ich sie auf die Ihrigen legen!

„Jenes Bild behält recht: er geht uns Frauen mit seiner Ampel voran. Ich habe geglaubt, er leuchte uns in die Gefilde der Kunst; nein, der Garten wohin wir ihm folgen, gehört dem Tode. Aber wir folgen ihm! . . Gönnen Sie ihm zwei Worte, die ihm Mut machen!"

„Der Herr von Siebelind," sagte Prosper, „bittet die Frau Herzogin, diesen Zettel zu lesen; es sei wichtig."

Siebelind schrieb:

„Ich muß Ihnen ein letztes Unheil schicken; mein Gewissen will es. Ich darf Sie nicht schonen. Sie sollen die Rechtfertigung des Leidens ganz haben, und die Schönheit, ganz geschlagen zu sein.

„Er ist in Genua in einem verrufenen Hause umgekommen. Er ging die dunkle Treppe hinunter, und von den Balken darüber fiel ihm ein Körper auf die Schultern: ein kleiner, arg verwachsener Mensch,

der auf seinem Nacken ritt, ihn umwarf, ihn würgte und stach. Am Morgen fand man ihn beraubt und halbtot irgendwo in der Gosse."

Sie ließ sich Papier und Feder geben und schrieb, auf Prospers Arm gestützt.

„Siehst du, nun treffen wir uns beim Sterben. Ich weiß, ich werde als letztes Bild vor dir stehen, so wie mein letzter Blick auf dich gerichtet sein wird. So sieht das nächste Mal aus, an das du glaubtest — und wir wollen glücklich sein. Sei ganz sicher, daß ich nie jemand geliebt habe als dich!"

„Das muß gleich aufs Telegraphenamt getragen werden."

Der Jäger lieferte die Depesche am jenseitigen Ausgang einem Lakaien ab. Dann stellte er Jakobus' Bild vor sie hin. Sie ließ ihn alle Flammen aufdrehen. Große Büschel elektrischen Lichts vergewaltigten hart die Dämmerung. Der kalte Prunk des Saales blitzte auf. Und in der weißen Helle sah die Herzogin in das plötzlich entschleierte Gesicht ihrer letzten Verwandlung.

Sie stand im hohen Kahn auf dem Nebelmeer, die Brust flach unter dem fahl gleißenden Panzer, schwarzes Haar am Rande des Helmes, der matt herausschien aus Wolken, und die müde, blasse Hand auf den Schwertknauf gestreckt. Sie war die Jungfrau, die von allen Gewalten des heißen Lebens verwüstet, im Glanze einer andern, unangreifbaren Reinheit von dannen fuhr.

Ihr Maler hatte mehr gemalt als ihr Sein,

und mehr als ihr Vergehn. Aus diesem weißen Gesicht, das kühl erhoben über das Leben hinwegsah, grüßten, im Verscheiden, die großen Träume von Jahrhunderten. Diese glatte Rüstung und dies kalte Schwert funkelten unbesiegbaren Stolz. Und die Blässe des Todes rief auf dieses Gesicht eine zweite Unschuld. Es war wieder das der zwanzigjährigen, unbekümmerten Siegerin. Was damals die Unberührte nicht wußte — die Sterbende hatte es vergessen. Das Leben, das damals noch hinter ihrer Schulter lächelte, war inzwischen aus der Sehweite ihrer großen, starren und hellen Augen entflohen. Nun stand wie gereifte Saat der vielfache Tod in ihr auf. Es zog in den Augen der sterbenden Assy der lange Leichenzug all derer vorbei, in denen sie vormals schon gelebt hatte.

Mit gefalteten Händen, spitzen Füßen, und aus Eisen, reckten sich auf ihren Sarkophagen die einen, und Mönche hüllten sie in Gebetmurmeln. Jener andere strahlte bleich und groß von den Fackeln nackter Knaben, die seine Bahre umringten. Die Toten waren zart geschminkt und zierten sich mit gemaltem Lächeln, oder sie grinsten fürchterlich aus fahl geänderten Wunden . . . Sie alle starben aufs neue und endgiltig. In dieser Frau, die leise zu Ende ging, entschwankten mit majestätischem Getöse ihre zahllosen Katafalke. Alle ihre Schönheiten waren noch einmal erstanden in dieser Frau. In ihr hatten alle ihre Leidenschaften noch einmal aufgeschrieen. Nun versiegte mit ihr der letzte Blutstropfen, der ihnen gehört hatte. Mit ihr erstarrte ihrer aller letzte Begierde, zerbrach

ihre letzte Geste, und senkte seinen Flügel ihr letzter Traum.

* * *

Sie entwarf einige Zeilen an Jakobus, um ihm zu danken und ihm zu sagen, daß sie beide recht gethan hätten, damals, als sie sich begehrten, sich genossen und miteinander kämpften. „Dies Werk giebt uns zuletzt recht — und alles ist gutes Schicksal."

Aus dem Vorzimmer schrillten falsche Töne der Grabrede, die Tamburini im voraus zum besten gab. Er war bei der Einleitung und sagte kraftvoll:

„. . . Ich wollte, daß alle von Gott entfernten Seelen, daß alle diejenigen, die sich vorreden, man könne sich nicht selbst überwinden, noch seine Standhaftigkeit bewahren inmitten der Kämpfe und Schmerzen; kurz, daß alle, die an ihrer Bekehrung oder ihrer Ausdauer verzweifeln, zugegen gewesen wären beim Tode dieser Frau! . ."

„Komm her, Prosper, da hast du einen Check auf die Bank von Frankreich. Dort bekommst du, ohne daß dir jemand Schwierigkeiten machen kann, so viel als ihr alle braucht, du und Nana und die andern. Du verteilst es nach Verdienst . . . Und nun gieb mir die Hand, ich muß dich verabschieden."

Der Alte murmelte:

„Frau Herzogin sagten einmal, als Don Saverio mich fortschickte, Sie würden es niemals thun — mich niemals verabschieden."

„Und sieh, nun thue ich's doch. Aber gewartet

hab' ich bis zur letzten Viertelstunde, das mußt du mir zu gut halten."

„Aber die letzte Viertelstunde der Frau Herzogin, die sollte nicht kommen," sagte der Jäger, verstört, mit brechender Stimme. „Wo bleibe ich?"

„Du darfst noch dableiben — so lange ich da bin. Sage, wirst du nun in die Heimat zurückkehren, dir ein Gütchen kaufen?"

„Frau Herzogin halten zu Gnaden, ich weiß nicht mehr, wohin ich gehöre, wenn die Frau Herzogin mir einmal nicht mehr befiehlt, ihr zu folgen, hierher oder dorthin."

„Es ist wahr, das thust du seit so langer Zeit. Hast du keinen Freund?"

„Zu Hause in Dalmatien hatte ich einen. Wir liebten uns sehr, er hatte mir das Leben gerettet. Aber er gehörte zu den Feinden der Frau Herzogin, darum sagte ich ihm, es sei aus zwischen uns."

„Hättest du dich nicht verheiraten wollen?"

„Ein Weib in Zara wollte mich; ich hätte sie genommen. Aber sie besaß eine Wirtschaft und verlangte, ich solle dableiben. Wie konnte ich, — da ja die Frau Herzogin fortgingen."

Sie betrachtete ihn, er war schön, dieser Alte, kraft seiner langen Ehrfurcht. Sie sagte ihm:

„Und alle deine Entsagungen tragen dir nur die eine Belohnung ein, daß deine Herrin es durch dich ein wenig besser gehabt hat. Genügt dir das?"

Er kniete hin, sie gab ihm beide Hände, er küßte

sie langsam, leise, andächtig. Durch die verschlossenen Thüren schallte ehern die Stimme des Vikars:

„. . . Ihr Tod sah aus wie eine heilige Handlung . . . Denn wie das Wasser das Feuer löscht, so das Almosen die Sünde! Und ihre ist ganz ausgelöscht! . .“

„Prosper,“ sagte sie schläfrig, „drehe das Licht ab, es stört mich. Zünde die drei Kerzen an, auf dem Armleuchter hier neben mir.“

Sie hörte die eigene Stimme wie im Nebel, und sie meinte einzusinken in etwas Weichem, Dumpfem, worin die Sinne nur noch halb wachten, und die Träume auf samtenen Fußsohlen und eilig vorüberliefen. Sie schloß die Augen. Im hellen Schlummer war's ihr, als kehrte sie von einer Reise zurück — zurück aus dem schwarzen Lande, wo man litt. Die wilden Schmerzenslandschaften blieben hinter ihr. Die Steine, die unter den Rädern ihrer Kutsche gekracht hatten und sie gemartert und ihr den Atem genommen hatten, waren fort. Sie fuhren nun sanft über den feuchten Strand eines Meeres, das weite, flache Wellen rollte; und sie stiegen aus, Nino und Yolla.

Sie standen, aneinander gelehnt, vor dem Meer und starrten mit ihren Seelen in ein blutig rauchendes Abendrot. Es kamen ihnen Gedanken, die kein Wort entsiegelte, und die nur das tiefe Heraufzittern ihres unsäglichen Stolzes waren.

Ganz ferne strengte eine grobe Stimme sich an:

„. . . Allen Ruhm ihrer Vorfahren hat sie über-

troffen dadurch, daß sie sich unterwarf und in Demut litt . . ."

Sie erblickten, über die Meereswelten hingeschoben, ein Feld mit langen Zügen zerrissener Bogen, die das Feuer des Abends erfüllte, — mit starken Grabmälern, Cypressen golden gerändert, und vielen Reitern, die dahinjagten.

Jene Stimme erhob sich wieder:

„. . . Die Grabstätte großer Menschen ist die Welt, sagt ein Heide. Wir aber sagen mit dem heiligen Bischof Ambrosius: Mögen die weinen, die auf kein neues Leben hoffen! . ."

Sie erstiegen zusammen die Stufen eines schimmernden Terrassenbaues. Ihn krönten weiße Tempel und bevölkerten Statuen, stumm, in unerbittlicher Schönheit. Zwischen bleichen Säulen, von Lorbeer umraschelt, spähte aus der Tiefe das fahle Meer. Sie atmeten kaum.

Es schrie dort hinten:

„ . . . Ihre letzte Stunde war dem Nachdenken gewidmet über die Irrtümer des menschlichen Lebens. Die Ewigkeit trat ihr vor Augen als der einzige, des Menschenherzens würdige Gegenstand . . ."

Und sie befanden sich am Rande eines alten rostigroten Gartens, wo heiße Tiere umherschlichen, grimme Flöten gellten, und große Giftblumen einen blutigen Saft verspritzten.

„. . . Nur wer kein Erbe an Liebe hinterläßt, den freut nicht seine Urne! so ruft der Dichter. Vereinigt euch alle, ihr Christen, die ihr sie geliebt habt,

Einheimische und Fremde: helft mir, ihr Lob zu vollenden. Jeder von euch erzähle eine ihrer Tugenden und verweile bei einem rührenden Zuge aus ihrem Leben . . ."

Die Sterbende schrak empor. Sie war allein, und sie fühlte sich gewürgt. Sie besann sich; es war der Krampf, der letzte, der nun ihre Brust packte. Sie sammelte den Rest ihrer Kraft, sie richtete den Nacken auf, sah sich um. Prosper stand, Brust heraus, Hände an den Hosenstreifen, zur Seite der Thür, bereit, noch einmal zu grüßen, wenn sie noch einmal vorüber käme.

Ihr gegenüber dämmerte das Bild, worauf sie starb.

Sie griff nach dem Kandelaber mit drei Kerzen. Durch die erste Flamme, schien ihr's, lief eine schlanke Frau in kurzem Chiton, und den silbernen Bogen auf der Hüfte. Die Flamme starb zwischen den Fingern der Herzogin. In der zweiten, meinte sie, stand aufrecht eine andere, in geraden Falten, mit Helm und Speer. Die Herzogin zerdrückte die zweite Flamme. Ihre Finger umzingelten langsam die letzte. Es lag darin, den Kopf ins Feuer zurückgeworfen, eine dritte, mit schwellenden Brüsten und öffnete gewaltige Glieder.

Und plötzlich stürzten von Decke und Wänden über einander die weiten Schatten.

Die Herzogin fiel zurück, mit dem Gesicht auf die rechte Seite, röchelnd mit offenem Munde. Der Atem blieb ihr vollends aus, — da sah sie, klaren Geistes, in der Dunkelheit einen Jüngling erscheinen.

Er lehnte sich gegen eine Säule und hielt die Hände hinter dem Kopf gekreuzt. Sein Fuß trat lässig auf eine ausgelöschte Fackel. Er war nackt. Er deuchte ihr sehr schön. Er hatte große, aufwärts gebogene Locken, seine Augen blitzten blau, sein Mund mit kurzer roter Lippe war vor Kühnheit fast thöricht.

Draußen wurden die Worte entschleudert:

„Tochter Björn Björnsides, steige auf gen Himmel!"

Die Herzogin errang einen letzten Atemzug. Die Stirne feucht und kalt, und brechenden Blicks, lächelte sie hinüber in den Schatten. Und sie fühlte, es lächele im Schatten.

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00041418527